Kiltabend-Geschichten

von

A. Hartmann.

Zweites Bändchen.

Mit 41 Illustrationen von F. Walthard und E. Rittmeyer.



Bern. 1855.
Verlag von Jent & Reinert.
(Platzfirma: Jent u. Gaßmann.)



Kiltabend-Geschichten

von

A. Hartmann.

Zweites Bändchen.

Mit 41 Illustrationen von F. Walthard und E. Rittmeyer.



Bern. 1855.

Verlag von Jent & Reinert.

(Platzfirma: Jent u. Gaßmann.)

Kiltabend-Geschichten

von

A. Hartmann.

Kiltabend-Geschichten

von

A. Hartmann.

Zweites Bändchen.

Mit 41 Illustrationen

von

F. Walthard und E. Rittmeyer.

Bern.
Verlag von Jent & Reinert.
(Platzfirma: Jent u. Gaßmann.)

Vorwort zum zweiten Bändchen.

Beim Erscheinen des ersten Bändchens dieser Kiltabendgeschichten wurde der Titel derselben vielfach einer falschen Auslegung unterworfen. Kilten, ein uraltes mit dem angelsächsischen „**cvyld**“ und dem isländischen „**cvölld**“ — Abend — verwandtes Wort, hat die Bedeutung des Aufbleibens bei Lichte, besonders zur Zeit der langen Winterabende. Der „Kiltbraten“ ist der Festbraten, welchen der Handwerksmeister den Gesellen spendirt, wenn im Herbst das Arbeiten bei Lichte beginnt; „Kiltblume“ (Herbstzeitlose) ist die Blume, welche sich zur Zeit der kürzerwerdenden Tage entfaltet; der Mond „kiltet“, wenn er spät niedergeht. Der Ausdruck „**chwiltiwerch**“ (Abendarbeit) kommt schon in einer Urkunde aus dem neunten Jahrhundert vor. — „Kiltabende“ sind ländliche Soireen, da zur Herbst- und Winterszeit Bekannte und Nachbarn sich um die düster brennende Ampel versammeln, — und haben also mit dem von Pfarrer Kuhn sel. in seinem „Hoscho, Eisi“

besungenen „Kiltgang" nichts weiters gemein, als die Etymologie. Ebenso haben die „Kiltabendgeschichten" nichts mit dem Kiltgang zu schaffen.

In einigen kritischen Beurtheilungen wurde der zu häufige Gebrauch des Dialektes getadelt. Es sei nur dann erlaubt bei der Volksmundart Worte und Wendungen zu borgen, wenn der Schriftsprache der scharfbezeichnende Ausdruck mangle. — Der Verfasser möchte dem Dorfgeschichtenschreiber überdieß noch da die beliebige Anwendung des Dialektes vindiciren, wo er seine Personen selbstredend auftreten läßt. Kein Hansjoggi, so weit die Aare läuft, hat je zu seinem Besuche gesagt: „seien Sie willkommen", sondern „Gottwilche by-n-is!" Die geschliffene Schriftsprache paßt weder zu Hansjoggis Holzschuhen und Zipfelkappe, noch zu seiner schlau-derben Ungeschlachtheit.

Solothurn im Oktober 1854.

Der Verfasser.

Inhalt.

Inhalt.

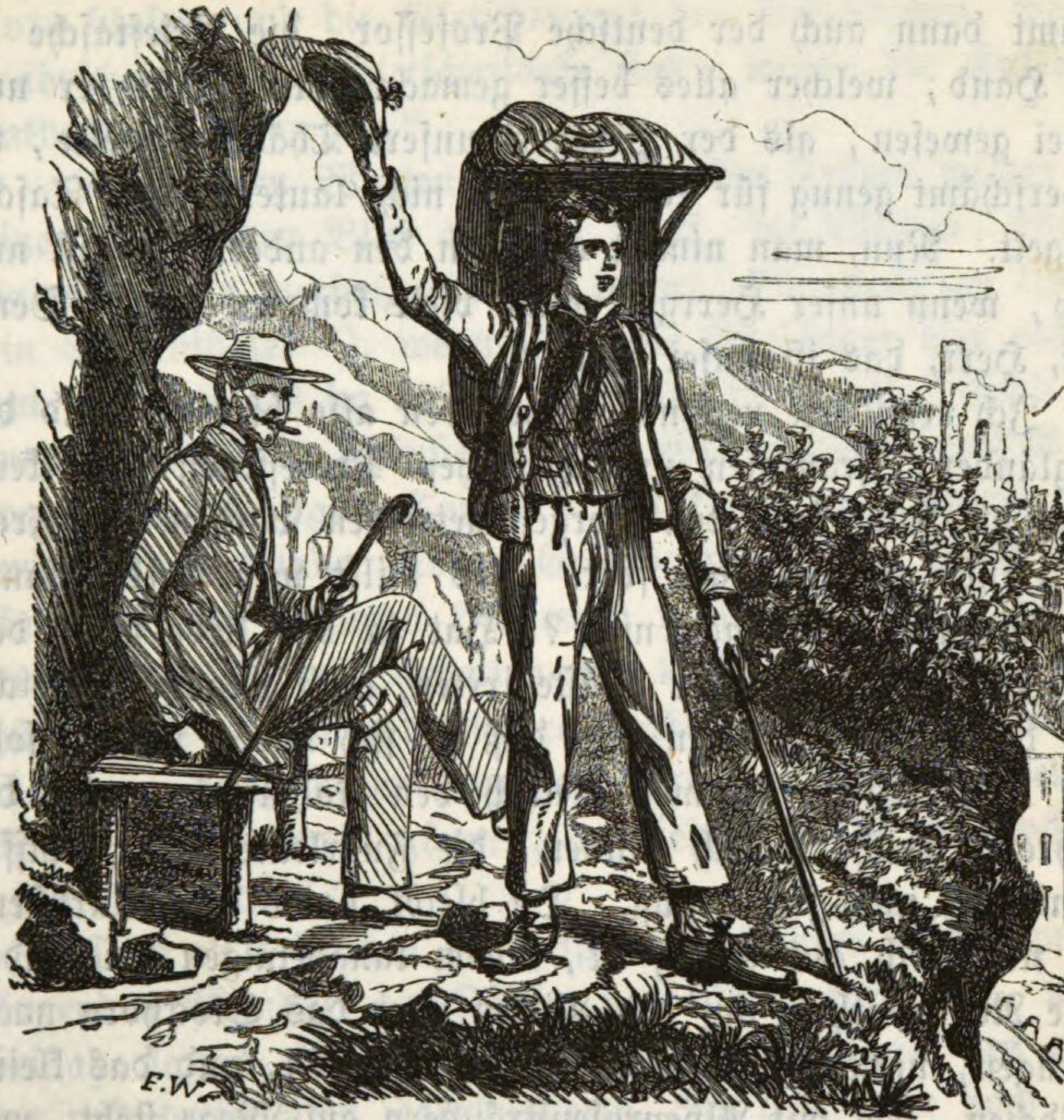
Aenneli von Siebenthal.



Der Kurort Weißenburg im Simmenthal ist das schweizerische Nizza. Nicht als ob es am mittelländischen Meere läge; auch nicht als ob dort ein ewiger Frühling herrschte und milde italienische Lüfte wehten; im Gegentheil, es vergeht daselbst kaum ein Monat im Jahr, wo es nicht schneit, und der Wind, der da bläst, ist meistens sehr kühl; eben so wenig, als ob zu Weißenburg Orangenbäume und Palmen wüchsen; es gibt da nur Tannen, aber deren desto mehr. Was Weißenburg zum schweizerischen Nizza stempelt, das ist die milchlaue Quelle, zu der jene Adamssöhne pilgern, welche lange Hälse, eine vornübergebeugte Haltung und eine eingedrückte Brust haben, jene Evastöchter mit den

verdächtigen rothen Röslein auf den Wangenknochen und dem unheimlichen feuchten Feuer in den tiefsitzenden Augen, kurz alle jene hustenden und hüstelnden Menschenkinder, für welche in den Apotheken kein Kräutlein mehr wächst. Einerseits von Thun her, erst dem See, dann der Kander und endlich der Simme entlang, am Strettlinger Thurm und am Schloß und Dorfe Wimmis vorbei, durch das pferde- und rindviehberühmte Erlenbach, andererseits vom Genfersee her über Boll und Saanen führen schöne Straßen bis in's Dorf Weißenburg. Von da aber bis nach dem Bad zu gelangen, muß man sich entweder des bekannten Verkehrsmittels der Apostel, oder eines abgeriebenen ledernen Lehnstuhls, der an zwei Stangen befestigt und von zwei sehnigten Simmenthalern getragen wird, oder eines alten, äußerst stätigen und tückischen Maulthiers bedienen.

Ich fühlte mich rüstig genug, dem Beispiel der Apostel folgend, die eigenen Beine zu gebrauchen. Den Koffer mit meinen Siebensachen nahm ein Bursche mit krausem Haar, offener Stirn und lachendem Mund auf seine Schultern und schritt, als wäre der ganze Plunder nicht schwerer als ein leeres Cigarrenkistchen, munter vor mir den gähen Fußpfad hinan. Nach einer starken Viertelstunde mühseligen Steigens im Zickzack befanden wir uns auf einem Punkt, von welchem man fast senkrecht auf das Dorf Weißenburg hinabschauen konnte. Der beschwerlichere Theil des Weges sei nun gemacht, sagte der Führer. Für Leute, deren Athemwerkzeuge der Reparatur bedürftig sind, ist die hier angebrachte hölzerne Bank nichts weniger als Luxus. Ich setzte mich, um die Rückkehr meines Athems abzuwarten, der schon seit längerer Zeit ausgegangen war. Indessen stellte sich mein Führer auf einen überhangenden Felskopf, der neugierig den Weißenburgern durch die Schornsteine in die Töpfe guckt, und ließ einen Jauchzer aus, der über das ganze Dorf wegfuhr und jenseits der Simme an den Bergwänden wiederhallte.



„Lustig, lustig!“ sagte ich, ein Gespräch einzuleiten. — „Wer möchte nicht fröhlich sein und jauchzen in dieser schönen Sommerszeit?“ gab der muntere Träger zur Antwort. „Ziehen ja jetzt die Sennen „mit de loba Chüene“, wie's im Liede heißt, auf die hohen Alpen und kommen dafür die fremden Herrschaften in unsere Thäler. Da kommt der Engländer mit den langen Zähnen und den langen Beinen; der zahlt am besten, will aber grob sein dürfen für sein Geld. Da kommt der Franzos, der Papagai, und meint die hübschen Mädchen in den braunen Häusern seien alle nur für ihn gewachsen, klopft aber zuweilen am unrechten Orte an und kriegt Prügel statt etwas anderem. Schade, was daneben geht! Hätte Geld's genug, der Franzos, ist aber hinterhäbig wie ein Jude. Da

kommt dann auch der deutsche Professor, die Brieftasche in der Hand, welcher alles besser gemacht hätte, wäre er nur dabei gewesen, als der Herrgott unsere Thäler modelte, ist unverschämt genug für einen, dem's nicht lauter in der Tasche klingelt. Nun, man nimmt einen in den andern und ist nur froh, wenn unser Herrgott recht viele kommen läßt. Denn seht, Herr, das ist unser Brod."

Ich erwiderte neckend, es würden also hier zu Land die Engländer, Franzosen und deutschen Professoren gemolken, wenn die Kühe nach den Bergen getrieben worden. — „Freilich", fuhr mein Träger fort. „Es milkt wer melken kann. Und warum sollte man nicht? Hat ja der liebe Gott den Israeliten, da sie in der Wüste irrten, auch Manna geschickt, und dann fette Wachteln, auf daß sie sich davon nähren sollten. Die Wirthe nehmen freilich den Rahm oben ab; die Führer, welche wälsch können, die Fuhrleute und Schiffer käsen auch noch fett genug. Da bleibt dann dem Burschen, der nur noch gut genug ist, einem langbeinigen Engländer seine Reiseapotheke auf den Niesen oder das Stockhorn nachzutragen, nicht viel mehr als der Zieger *), und das kleine Mädchen, das mit Alpenrosensträußern am Wege steht, und der Bube, der johlt, wo ein lautes Echo ist, die müssen gar mit der Schotte **) vorlieb nehmen. Item, es bekommt am Ende doch jedes seinen Tropfen vom Segen, den uns der Herrgott in den Fremden schenkt zur schönen Sommerszeit."

Ich dächte, bemerkte ich, den besten Theil der Ernte nähmen die Grindelwaldner und Meiringer, die von Lauterbrunnen und Interlaken vorweg. — „Leider wohl", sagte mein Führer etwas neidisch. „Es fehlen unserem Thal die hohen Gießbäche mit den Schulmeistern, so daran das Alp-

---

*) Zieger – die festen Theile, welche aus der Milch gewonnen werden, nachdem der Käse schon ausgeschieden ist.

**) Schotte – Molken.

horn blasen, und die Gletscher mit den Bettelbuben, welches wahrscheinlich die Gletscherläuse sind, welche die Gelehrten entdeckt haben wollen."

Nach diesen Worten wandte sich der Träger wieder um, einen leuchtenden Blick auf das Dorf, die Weiden, Wälder und Berge zu werfen, und rief dann: „Bin doch am liebsten ein Siebenthaler *), wenn schon die Engländer hier nicht so gut gerathen als im Bödeli oder im Haslithal. Sind doch im Siebenthal die schönsten Alpen. Wo wächst süßeres Gras? wo stehen mächtigere Tannen? wo kauft man feinere Rosse und schönere Rinder als zu Erlenbach auf dem Markt? wo finden sich der braunen Häuser so zierliche wie in Latterbach und Oberwyl, in Därstetten und Boltigen? wo sieht einer hübschere Mädchen und flinkere Knaben, als grad im Siebenthal? — Mag denen von Lauterbrunnen und Grindelwald ihre Engländer wohl gönnen; am liebsten bleibt mir doch das grüne Siebenthal."

Dieß alles brachte der gesprächige Führer in der weichen singenden Mundart der Thäler des Oberlandes vor, welche beinahe lautet wie die Sprache der Minnesänger des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts. Ich hätte ihm noch lange mit Vergnügen zugehört, hätte er nicht selber zum Aufbruch gemahnt.

Von nun an führte der Weg nur allmählig ansteigend den steilen Abhang der Schlucht entlang, aus deren Tiefe das wilde Tosen des Buntschibaches drang, dessen weißer Schaum durch die Gipfel der Tannen, die tief unter uns standen, zuweilen zu sehen war. Zu unserer Rechten erhob sich mehr als hundert Fuß über unsere Köpfe die Wand der Schlucht, meistens dicht bewaldet, zuweilen aber so senkrecht, daß kein

---

*) Im Munde des Volks heißt es ganz richtig „Siebenthal" und nicht „Simmenthal", das Thal der „Siebne" (nicht Simme), welche den Namen erhielt, weil sie aus sieben Quellen entspringt.

Baum mehr Wurzel fassen konnte. An einer solchen Stelle saß dicht am Rande des Abgrunds hoch über uns ein Mädchen in der Simmenthaler Landestracht und weidete etliche Geißen. Der Anblick des Mädchens fuhr meinem Führer in die Glieder. Er blieb stehen, stieß einen lauten Jauchzer aus und rief hinauf: „Gottwilchen, Aenneli! Wirf mir einen Maien herab an meinen Hut, wenn du mich lieb hast.“ — Ob dieß sein Schatz sei? fragte ich. — „Was will ich läugnen“, war seine Antwort, „daß es mir die Hexe mit ihren blitzblauen Augen angethan!“



Den verlangten Strauß warf aber das Mädchen nicht herab, sondern versteckte sich scheu hinter die Sträucher und Felsen. „Habe von meinen Kameraden schon manches hören müssen wegen dem Aenneli“, fuhr der Träger fort. „Sie lachen mich aus, daß ich dem Ding nachlaufe, das kaum drei

Geißen im Vermögen hat; auch spotten sie, Aenneli habe rothes Haar; ist aber nicht wahr, s'ist braun wie Nußbaumholz und hat nur so einen röthlichen Abglanz, wenn die Sonne darauf scheint. Ich könnte unter reicheren und hübscheren auslesen, meinen sie. Aber seit ich in die heiterblauen Augen geguckt, welche glänzen wie zwei Leuchtwürmer unter einer Holderstaude, da mag ich gar keine andere. Und ist auch das Aenneli in einer der mindesten der braunen Hütten daheim, die wie Schwalbennester an diesen Bergen kleben, und trägts gleich nur einen dünnen braunen Kittel und hütet die Geißen, so ist doch was besonderes an ihm. Sähet Ihr das Aenneli einmal oben auf den Flühen sitzen und so in Gedanken über das Thal wegschauen, Ihr müßtet selber finden, es stecke ein so vornehmes Wesen in ihm, daß man meinen möchte, die reichsten Bauerntöchter des Siebenthals, denen an jedem Finger eine fette Alp hängt, wären fast zu schlecht, dem Aenneli als Mägde zu dienen."

Ich fragte, warum Aenneli den Meien nicht herabgeworfen habe. Der Bursche erwiederte etwas verlegen, er habe es bei dem Mädchen noch nicht weiter gebracht, als daß es ihn kommen und gehen lasse, wohl verstanden, so lange die Sonne am Himmel stehe. Samstag Nachts an das Gadenfenster zu klopfen, das gehe noch nicht an. Das Aenneli sei eben nicht wie andere Mädchen. Am liebsten gehe es mit seinen Geißen ganz allein, entweder an einsame verborgene Oerter, oder hoch hinauf auf die Flühe, wo man weit über das Thal wegschauen könne. Dort sinne es dann den alten Geschichten des Siebenthals nach von den zerfallenen Burgen und den alten Klöstern; die wisse es alle auswendig, oder wenn es meine ganz allein zu sein, singe es auch zuweilen Lieder nach alten wunderlichen Weisen.

So war ich also der Vertraute der Herzensangelegenheiten meines Führers geworden. Indessen gingen wir wieder etwas abwärts, der Wald wurde lichter und es öffnete sich

die Aussicht in einen kleinen Kessel, eine Erweiterung der Schlucht, welche sich der Buntschibach ausgefressen. Auf einem künstlich geebneten Platz stand dort ein hohes und langes Haus, hell getüncht und mit einer Unzahl von Fenstern versehen. Das sei das neue Bad, sagte der Träger.

Das „neue Bad“ oder „vordere Haus“ wird hier zu Land der Ort genannt, wo diejenigen Brunnengäste untergebracht werden, die von der Quellennymphe von Weißenburg, oder vielmehr von Herrn Müller, dem Badwirth, besonders begünstigt sind. Den Gegensatz dazu bildet das „alte Bad“ oder „hintere Haus“, welches etwa eine Viertelstunde weiter hinten in der stets mehr sich verengenden Schlucht liegt. Das vordere Haus kann im hohen Sommer zwischen neun und drei Uhr von der Sonne beschienen werden. Ueber die fast überhängende Bergwand nach dem „hintern Bad“ zu gucken, prästirt das Tagesgestirn selbst um die Mittagsstunde nicht. — Wenn die Bewohner des vorderen Bades ihre Köpfe in einem Winkel von fünfundvierzig Graden nach hinten senken, so sind sie im Stande zwischen bewaldeten Berghalden und senkrechten Felsen ein Stück wirklichen Himmels zu sehen; um nach dem Firmament schauen zu können, muß man sich im hintern Bad auf den Rücken legen. — Ins vordere Bad geht nur, wer's vermag; es gibt dort nur Eine Tafel und werden nur appetitliche Gäste zugelassen; im alten Bade gibt es vier verschiedene Tische und wird für die Hablichen, die Halbarmen, die Dreiviertelsarmen und die Ganzarmen viermal besonders gekocht, und zu den letztern gehören die armen Schwindsüchtigen, welche vom Berner Inselspital eine Freikarte für Weißenburg erhalten, was ungefähr so viel ist als ein visirtes Wanderbuch nach der Ewigkeit.

Die Empfehlung des Arztes hatte mir Quartier im vordern Haus zugesichert. Herr Müller empfing mich aber mit der angenehmen Nachricht, daß mein Zimmer schon vergeben sei. Die Gäste, entschuldigte er sich, wären so zahlreich ein=

getroffen, daß er genöthigt sei, sie wie die Häringe übereinander zu schichten; seine eigene Familie habe ihre Betten auf dem Dachboden aufschlagen müssen. Es bleibe mir also nichts übrig, als nach dem hintern Bad zu wandern, wo noch etwelcher vorräthige Platz sei. Es bedurfte der energischsten Protestation und eines großen Aufwandes von Ueberredungskunst, um mir endlich einige Kubikfuß Raum in der Zelle eines äußerst langen und dürren pasteur demissionaire aus dem Waadtland zu verschaffen. Diese Behandlung ärgerte mich um so gründlicher, als ich einige Augenblicke später in Erfahrung brachte, daß noch zwei der schönsten Zimmer des Hauses leer standen. Als ich Herrn Müller darüber zur Rede stellte, zuckte er lächelnd die Achseln und sagte, es thue ihm gräßlich leid, mich nicht besser unterbringen zu können; die quästionirlichen Zimmer seien aufs festeste bestellt; er erwarte die Herrschaften von einem Tag zum andern. — Was war da zu thun, als sich in sein Schicksal und den langen, dürren, frommen, übrigens äußerst reinlichen und höflichen waadtländischen Zimmerkameraden zu ergeben?

Wer zu Weißenburg im vordern Bad anlangt, der muß sich's schon gefallen lassen, etwas weniges Spießruthen zu laufen, wenn er nicht etwa um Essenszeit eintrifft. Da steht am Wege ein runder Pavillon, wo sehr emsig gestickt, gestrickt, gehäkelt und gehechelt wird, aber nicht Hanf. Da sind an der Front des Kurhauses lange grüne Bänke aufgestellt, auf denen während eines guten Theils des Tages dem Badearzt zum Trotz Cigarren geraucht und der christlichen Nächstenliebe zum Schaden die Schwachheiten der Mitmenschen zergliedert werden. — Hatte ich diese Scylla und Charybdis passiren müssen, so saß ich, um mich schadlos zu halten, nicht später als des andern Tages selber auf einer der grünen Bänke und steckte auf Beute lauernd eine Cigarre an.

Und siehe, es trat ein Zug neuer Ankömmlinge aus dem Wald und bewegte sich langsam den gewundenen Fußpfad

herunter, den einzigen Weg, welcher aus der Welt zur Lauwassernymphe von Weißenburg führt. Voran ritt auf Herrn Müllers bekanntem alten tückischen Maulesel ein junger blasser Mann in gewählter Reisekleidung und von vornehmem Aussehen. Hinterher kam der braunlederne Tragsessel, von zwei keuchenden und schwitzenden Trägern geschleppt, und im Tragsessel eine Dame von starkem Embonpoint. Neben dem Tragsessel ging ein reich gallonirter Livree-Bedienter, mit allerlei rothen und blauen und grünen Tüchern, Mänteln, Regen- und Sonnenschirmen belastet. „Ah!" hieß es da auf den grünen Bänken und im Pavillon, „da kommt die Herrschaft für Nr. 1 und 2. Das müssen vornehme Leute sein!"

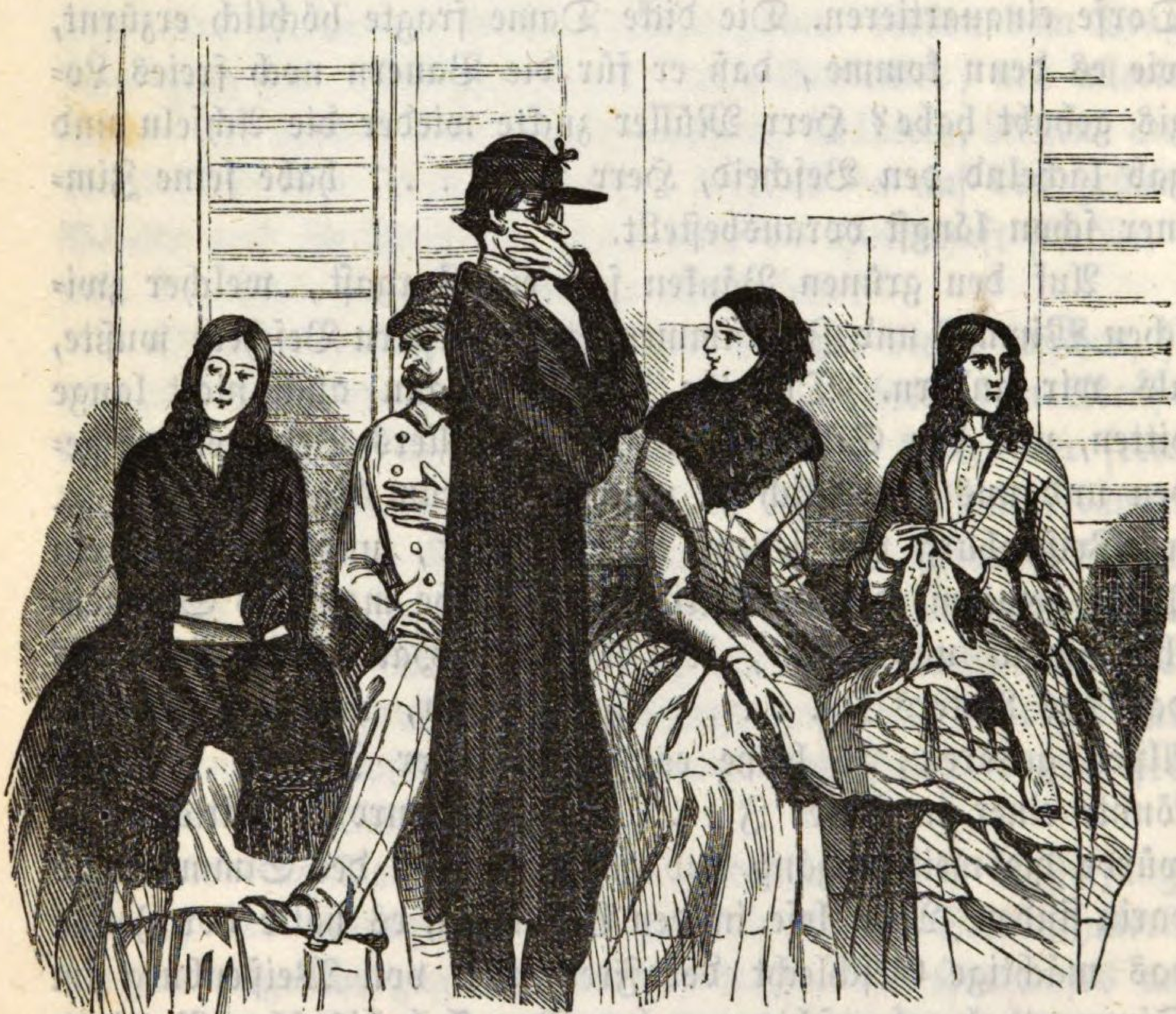
Ob dem Aufsehen, welches die Ankunft dieser frischen, so pompös aufziehenden Badegäste machte, achtete kein Mensch der Leute, welche ein Paar Dutzend Schritte hinter der fremden Herrschaft her ebenfalls auf das Bad zugesteuert kamen. Es war ein altes kleines Männchen in mausgrauem Ueberrock, das vorsichtig auf seinen Stock gestützt den gähen Rain herunter schritt. Neben ihm ging ein halberwachsenes Mädchen in äußerst sauberer Landestracht und mit zwei goldfarbigen langen Zöpfen, die ihm unter dem Brienzer Hut hervor über den Rücken hingen.

Die dicke Dame und ihr Livreebedienter, der blasse junge Mann, der mausgraue Alte und die kleine Siebenthalerin langten ungefähr zugleich vor der Thüre des Kurhauses an. Wie war da die ganze löbliche Gesellschaft im Pavillon und auf den grünen Bänken erstaunt, als Herr Müller das mausgraue Männchen und seine junge Begleiterin mit achtungsvollster Zuvorkommenheit ohne weitere Bemerkung in die Zimmer Nr. 1 und 2 führte, die vornehme Herrschaft aber zuerst stehen ließ und endlich derselben mit vielem Achselzucken, Lächeln und unendlichem Leidwesen erklärte, es sei kein Platz für sie da. Entweder müßten die Herrschaften ins Dorf zurück, oder ins hintere Bad, oder aber, bis und so lange das eine oder

andere Zimmer leer geworden, sich gefallen lassen, was möglich sei. Im letzteren Falle wolle er der Madame ein Bett im Gesellschaftszimmer zurecht machen lassen; der junge Herr werde vorläufig sein Lager auf dem Billard aufschlagen müssen, wo er eine ganz artige Gesellschaft von zwei oder drei andern Herren finden werde; der Kammerdiener könne sich im Dorfe einquartieren. Die dicke Dame fragte höchlich erzürnt, wie es denn komme, daß er für die Bauern noch freies Logis gehabt habe? Herr Müller zuckte wieder die Achseln und gab lächelnd den Bescheid, Herr J . . . . . habe seine Zimmer schon längst vorausbestellt.

Auf den grünen Bänken saß ein Kurgast, welcher zwischen Wimmis und Zweisimmen etwas bessern Bescheid wußte, als wir andern. Derselbe ließ sich dann auch nicht lange bitten, uns den Schlüssel zu Herrn Müllers Betragen zu geben und uns begreiflich zu machen, warum Vater J . . . . . in Weißenburg vor jedem andern Gast, und wäre er ein Prinz gewesen, den Vortritt bekam. Gehe man das Simmenthal hinauf und hinab, kein schöneres Haus finde sich, als das des Vaters J . . . . . Frage man, wem die schönsten Alpen gehören, so heiße es: dem Vater J . . . . . Und könnte einer in Vater J . . . . .'s Gültenrodel blättern, er würde die meisten gäng und gäben Namen des Simmenthals darin finden. Man lese in den Chroniken, es hätte vor Zeiten das mächtige Geschlecht der Freiherren von Weißenburg im Simmenthal geherrscht, von der Burgfluh bis über Boltigen hinaus. Die alten Herren von Weißenburg hätten kaum je im Simmenthal mehr zu bedeuten gehabt, als jetzt der Vater J . . . . ., obgleich er kein Burggraf sei, sondern ein Notar, was schon sein Vater gewesen. In seiner Jugend, hörten wir weiter, habe Vater J . . . . . wohl auch ein wenig über den Gantrisch hinweg in die Welt hinaus geschaut. Und weil nun die große Welt nicht zu ihm kommen wolle, und er nicht mehr in die große Welt hinaus möge, und doch gern mit

der Welt auf dem Laufenden bleibe, so gehe er allsommerlich nach Weißenburg, um sich dort am kleinen Müsterchen zu betrachten, was jetzt in der Welt jenseits des Gantrisch und Stockhorns neueste Mode sei. — Das zweite bestellte Zimmer war für Vater J....'s Enkelin Elsbeth, die er sich zur Kurzweil mitgenommen hatte.



Die Badegesellschaft im vordern Haus bildete einen ziemlich eigenthümlichen Mischmasch. Die von Herrn Druey verfolgten, eidweigernden Pastoren aus dem Waadtland, zu denen auch mein langer Zimmergenosse gehörte, waren sehr zahlreich vertreten. Zu ihnen gesellten sich einige schwindsüchtige Söhne reicher Wirthe und Müller aus dem „Bernbiet", welche bei gutem Wetter kegelten, bei schlechtem Wetter aber dem edeln „Binockel" oblagen. Das Berner Stadtpatriziat

hatte einige Repräsentantinnen der exclusivsten Sorte gesandt, mit denen man einen Scheffel Salz gegessen oder doch mindestens etliche Eimer Thee geleert haben mußte, bevor man es wagen durfte, mit ihnen ein Gespräch über die herrschende Witterung anzuknüpfen. Basel war durch einige behäbige Millionäre mit Frauen und Töchtern vertreten, die einige Aehnlichkeit mit gewissen Gemälden hatten, an denen man hauptsächlich die schönen Goldrahmen bewundert. Ferner war ein ziemlicher Ueberfluß an lang aufgeschossenen Pfarrerstöchtern vorhanden, schmal zwischen den Schultern, mit lang gestreckten Hälsen und tief herabhängenden Schmachtlocken. Auch die Ostschweiz hatte ihr Contingent von Hustern geschickt. Selbst von den gesegneten Gestaden des Mittelmeeres, von Marseille, Triest, Smyrna, hatte der Ruf der Quellennymphe von Weißenburg gläubige Pilger hergelockt. — Obgleich die Mehrzahl der Gäste der deutschen Zunge angehörte, so wurde doch vorzugsweise französisch gesprochen. Wie hätte man den anwesenden Franzosen zumuthen dürfen, deutsch zu verstehen?

Die Herrschaft, welche mit Vater J . . . . . angekommen war, führte den Grafentitel und irgend einen unaussprechbaren böhmischen Namen Man nannte den jungen Herrn deßhalb und weil unter allen blassen und erdfarbenen Gesichtern der Badegesellschaft das seinige unter dem schwarzen Lockenhaar hervor am blassesten aussah, nur den „bleichen Grafen.“ Da in Weißenburg fette, wohlgenährte, rubicunde Gestalten zu den größten Seltenheiten gehören, so hieß die Mutter des bleichen Grafen per se die „dicke Gräfin.“

Wie in andern Bädern, so ist es auch in Weißenburg Hausregel, daß der frische Ankömmling, sei er noch so vornehm oder reich, sich bei Tische untenan setzen muß. So kam es, daß unten neben mir Vater J . . . . . und das goldhaarige Elseli zu sitzen kamen. Ihnen gegenüber, auf der andern Seite des Tisches, erhielten die dicke Gräfin und der

bleiche Graf ihre Plätze. Anfangs schnitt die Gräfin dem „Bauer", welcher ihr die schönsten Zimmer des Hauses weggeschnappt hatte, entsetzlich saure Gesichter. Fette Leute sind jedoch in der Regel gutmüthig und leicht versöhnt; Vater J . . . . . aber wußte zu leben und hatte schon mit gar vielerlei Leuten Umgang gepflogen. Er sprach sehr geläufig französisch und befliß sich sogar jener rücksichtsvollen Galanterie der Herren von der alten Schule. Die Entrüstung legte sich und man wurde bald gut Freund mit einander. Die dicke Gräfin hörte mit wachsendem Interesse den klugen alten Mann in der schwarzseidenen Zipfelkappe von Land und Leuten, von Sitten und Gebräuchen des Simmenthals erzählen. Insbesondere aber wurde das kleine Elseli ihr Liebling. Elseli konnte zwar noch nicht wälsch wie der Großvater, auch nicht hochdeutsch, sondern nur siebenthalisch. Aber die Gräfin behauptete, dieß sei die schönste Sprache, welche sie je gehört; so hätten vor sieben= oder achthundert Jahren die Schloßfräulein auf den Ritterburgen gesprochen; auch hätten dieselben eben solche goldfarbene Zöpfe über den Rücken hängen gehabt, wie das Elseli.

Weniger mittheilsam war der bleiche Graf. Man sah es an den tiefen dunkeln Augenhöhlen, daß, obgleich noch jung, er doch schon viel gelebt und geliebt. Er schien sehr blasirt; um seinen Mund spielte ein bitterer, spöttischer Zug, und wenn er sprach, war es meist ein beißender Sarkasmus. Am gewöhnlichen Zeitvertreib des Weißenburger Kurlebens fand er wenig Gefallen. Weder mochte er mit den schwindsüchtigen Wirths= und Müllerssöhnen kegeln oder binockeln, noch mit den Basler Bankiers oder den salbungsvollen waadtländischen Pastoren auf und ab wandelnd, an einem langen schläfrigen Gespräche haspeln; noch mochte er mit den magern Pfarrerstöchtern zwischen Steinen und Dornen am Berg herum klettern und Alpenblumen suchen. Am liebsten hätte er's jenem pfiffigen Bauersmann aus dem Emmenthal nach=

gemacht, der im hintern Bad von früh vier Uhr bis spät in die Nacht abwechselnd Käse und Schinken aß und Wasser trank, wobei er es beiläufig auf vierzig bis fünfzig Schoppen täglich brachte, und in weniger denn acht Tagen mit seiner Kur fertig wurde. Zu einem solchen Experiment muß man freilich einen Emmenthaler Magen haben.

Ein alter Praktikus aus der Gesellschaft gab dem bleichen Grafen den Rath, sich nach einem Badschatz umzuschauen. Bessere Zeit und Gelegenheit, Liebe zu spinnen, finde sich kaum, als auf dem Bänklein am tosenden Wasserfall zu unterst im Garten, oder unter dem helldunkeln Tannenschatten der „Seufzerallee." Manchem Geständniß habe das Rauschen des Baches über die Lippen geholfen, und auf den hölzernen Bänken (an denen in den Umgebungen des vordern Hauses durchaus kein Mangel) sei spielend und tändelnd schon manches Band geknüpft worden, das sich unversehens zu einem unlösbaren Eheknoten geschürzt. — Es hätte deßhalb schon manche fünfundzwanzigjährige Pfarrerstochter das Weißenburger Wasser getrunken — ohne Husten, werde von schlimmen Zungen behauptet.

Aber der bleiche Graf schien durchaus keinen Geschmack an fünfundzwanzigjährigen Pfarrerstöchtern zu finden, und die renommirtesten Schönheiten des vordern Hauses nannte er wegwerfend „Buttergesichter." Am liebsten zog er mutterseelenallein, das Skizzenheft unter dem Arm, aus, um sich, wie er sagte, irgendwo unter einer Tanne ins trockne Moos oder auf einer hohen Bergweide auf den feinen Grasteppich zu legen, den Wolken und den fliegenden Vögeln zuzuschauen und die reine linde Luft und den harzigen Duft der Tannen einzuathmen, was ihm besser behage, als das Geschnatter der Gänse und Gänschen, welche um die Weißenburger Quelle herum ihr Wesen trieben.

Täglich lieber ließ die dicke Gräfin ihren Sohn seinen einsamen Spaziergängen nachgehen, denn sie fand, er kehre

täglich munterer nach Hause zurück. Sie sei mit ihm schon durch die halbe Welt gereist, sagte sie, an alle Heilquellen und überall hin, wo eine gesunde Luft wehen soll, nach Montpellier, Nizza, Palermo, sogar bis nach Madeira; aber seine Wangen seien stets blasser, seine Augen hohler und sein Husten trockener geworden. Erst hier in der Berg- und Waldluft von Weißenburg lebe er wieder frisch auf. Sie dürfe sich nun wieder der freudigen Hoffnung hingeben, den einzigen, fast schon aufgegebenen Sohn aufs frische gesunden und aufblühen zu sehen. — Der bleiche Graf selber schien sich in Weißenburg allmählich besser und besser zu gefallen.

Hans Pöhlen, mein alter Freund, der mir meinen Koffer getragen und sein Herz entleert hatte, ging täglich bei uns ab und zu. Es war eben seine Hantieruug, die Siebensachen der anlangenden und abgehenden Kurgäste auf seinen starken Schultern vom Dorf ins Bad und vom Bad ins Dorf zu tragen, oder auch irgend einen der Gäste, welcher sich weder auf seine Füße verlassen, noch den Ritt auf dem tückischen Maulthier wagen mochte, im ledernen Tragsessel schleppen zu helfen. In den letzten Tagen aber schien es mir, als sei Hans Pöhlen nicht mehr derselbe muntere Bursche, welcher mit zwei Centnern auf dem Rücken über alle Berge hätte springen mögen und zu johlen verstand, wie selten einer im lustigen Siebenthal.

Als er eines schönen Morgens die Effekten eines abreisenden Kurgastes vom Bad nach dem Dorf hinunter tragen mußte, ging ich ihm nach und fragte ihn, wo es fehle. „Ach, Herr", gab er zur Antwort, „mit dem Aenneli ist es nun gar aus." — Das werde so gefährlich nicht sein, meinte ich; Liebe müsse gezankt haben, um so zärtlicher sei dann hintennach die Versöhnung. — „'S ist schlimm genug", erwiederte Hans Pöhlen; „wir beide gehören nicht mehr zu einander." — Ob man wissen dürfe, was vorgefallen sei, fragte ich. — „O ja, wenn Ihr Geduld habt zuzuhören."

„Die Berge stehen fest,“ begann Hans Pöhlen mit einem schweren Seufzer. „Wie vor tausend und aber tausend Jahren schaut der Niesen in's Siebenthal hinein und über den Thuner-See hinaus in die weite Welt. Aber Menschenwerk und Menschensinn sind veränderlich. Seht, Herr, dort wo der Buntschibach sich in die Simme ergießt, auf dem steilen Gütsch, gerad ob dem Weißenburger Dorf, stand vor Zeiten das Schloß der Freiherrn von Weißenburg. Vor etlichen hundert Jahren mag die Burg mit ihren weißen Thürmen und Mauern stolz über das Thal weggeschaut haben, und die Freiherrn von Weißenburg sollen gar mächtige Herren gewesen sein. Jetzt ist die Burg zerfallen bis auf wenig graues mürbes Gemäuer, das von Brombeeren, Haselgesträuch und wilden Holderstauden überwachsen ist. Im Siebenthal gibt es längst keine Freiherrn von Weißenburg mehr. — Jetzt hört, Herr,“ fuhr Hans fort, nachdem er sich die hellen Schweißtropfen von der Stirne gewischt. „Mit dem Aenneli hat es eine besondere Bewandtniß. Habt Ihr schon den langen grauen Altvater gesehen mit dem knochigen, eckigen Gesicht, das aussieht als wär's ein Stück verwitterter Fluh, das einer ab dem Gantrisch oder Stockhorn heruntergeschlagen? Er hat ein mühseliges Geschäft. In seinem hohen Tragkorb schleppt er zur Sommerszeit in Flaschen gefülltes Weißenburger Wasser vom Brunnen beim hintern Bad in's Dorf hinunter, wo es auf Wagen verladen wird, im Winter trägt er Kohlen. Schweigsam und aufrecht geht der Alte Jahr aus Jahr ein schwer beladen an seinem langen Stecken den steilen Weg. Das ist Aenneli's Vater und er heißt Peter von Siebenthal.“

„Und dieser Schwiegervater hat dir zu wenig Batzen?“ unterbrach ich den Träger, der aber verneinend den Kopf schüttelte. — „Seht, Herr, so schlecht des alten Peters Hütte ist und so sauer er sich sein Brod verdienen muß, so geht doch die Sage unter den Leuten, Peter von Siebenthal sei vom Stamm und Blut der alten Freiherrn, die einst von der

Weißenburg herab über das Thal regierten. Und es geht ferner die Sage, die Weißenburg werde einst wieder aufgebaut werden, und die Sprößlinge der alten Freiherrn, die jetzt in Schmach und Dürftigkeit leben, werden dann wieder auf dem Schlosse wohnen, reich, angesehen und voller Freuden. Aber Aenneli von Siebenthal ist die letzte ihres Geschlechts."

„Da ist wohl Hans Pöhlen dem Freifräulein zu gering," warf ich ein. — „Aenneli ist stolz, trotz seiner Armüthigkeit, und den ersten besten läßt's freilich nicht ein, der an sein Gadenfenster klopft. Von jeher gings am liebsten allein und trieb seine Geißen nach dem Gemäuer der alten Burg, wo es stundenlang sitzt zwischen Brombeeren und Haselstauden und wegschaut über das Siebenthal. Zuweilen singt es dann auch ein oder anderes Lied, das von den Freiherrn handelt und welches es vom Vater gelernt hat. Wie oft bin ich hinter den Stauden gelegen, mäuschenstill, und habe den Athem an mich gehalten und gehorcht! Aber sobald es mich merkte, wars aus mit dem Sang; es schwieg still oder trieb gar seine Geißen fort an einen versteckteren Platz. Es wäre aber schon noch anders gekommen, und zuletzt hätte mich Aenneli doch noch lieb haben müssen."

Hans Pöhlen schwieg einige Augenblicke und schlug mit seinem eisenbeschlagenen Stecken auf den steinigten Weg, daß die Funken flogen; dann fuhr er fort: „Jetzt aber sitzt Aenneli nicht mehr allein, wenn es auf der Burg Geißen hütet, jetzt läßt es sich nicht mehr stören, wenn schon einer auf seine Lieder horcht. Aber zwischen ihm und mir ist's aus!"

„Also ausgestochen, armer Hans! Nun, sprich, wie bist du dahinter gekommen?" — „Hat man Lieb' im Leib, so weiß man nicht, was müde Beine sind. Machte gerade zum drittenmal schwer bepackt den Weg vom Bad in's Dorf, da hörte ich von der Weißenburg her durch das Rauschen des Windes in den Bäumen und das Tosen des Buntschibaches Aennelis Stimme. Schnell verstecke ich meine Bürde in den Stauden

und laufe, so geschwind mich meine Füße tragen, wohin das Herz mich zieht. Um Aenneli nicht zu erschrecken, schleiche ich mich so leis als möglich nach dem Gemäuer, verberge mich hinter einen Busch und höre auf ihr Lied, das bald tief, bald hell tönt, wie wenn man große und kleine Glocken zusammenläutet. Nicht lange bin ich hinter den Stauden gelegen, so klettert ein Zweiter zur Burg herauf und setzt sich unter einen alten Holderbaum. Aenneli merkt nichts und singt im Fenster des Schloßthurms, von welchem aus man fast bis Boltigen hinaufsieht, ihr Lied zu Ende. Jetzt klatscht der unter dem Holderbaum, als säße er in der Komödie. Aenneli schreckt auf, in einem Satz springt es vom Thurmfenster herab und sucht die Geißen fortzutreiben. Man sagt, es gebe giftige Schlangen, welche mit ihren Blicken die Vögel von den Bäumen locken können, daß sie ihnen gern oder ungern in den offenen Rachen fliegen müssen. Wie es kam, wüßt' ich nicht zu sagen, aber Aenneli ging nicht. Nicht lange, so stand es unter dem Holderbaum und horchte auf das Geplauder des bleichen Grafen, der mit Blicken, die wie Funken aus seinen hohlen Augen fuhren, es gebannt hielt, und achtete nicht des bösen Spottes, der auf seinen weißen Lefzen saß."

Wir waren indessen bis an jene Stelle gekommen, wo der Weg sich jäh nach dem Dorfe hinab senkt und Hans Pöhlen vor noch nicht vielen Tagen die Lust und Freudigkeit seines Gemüths in einem lauten Gejohle über das Dorf weg hatte tönen lassen. Jetzt blickte er finster vor sich hin. — „Ich habe mich fortgeschlichen wie ein Schelm," schloß er seinen Bericht. „Seither geht der bleiche Graf jeglichen Tag nach der Burg, und Aenneli treibt nicht minder seine Geißen hin. Seit ich sehen mußte, wie Aenneli unter dem alten Holderbaum des bleichen Grafen Kopf auf dem Schooße hielt und ihm die schwarzen Locken aus der Stirne strich, bin ich nicht mehr auf die Lauer gegangen. Ich glaube, es hätte ein Unglück geben können."



Hans Pöhlen ging mit seinem schwerbepackten Räf *) und der kaum viel leichteren Bürde seines Liebeskummmers traurig nach dem Dorf hinunter. Ich wandte mich rückwärts dem Bade zu.

Scheute ich einen Umweg nicht, so konnte ich einem Fußpfad folgen, der zuerst aufwärts nach dem Bergdörfchen Oberweißenburg und dann über schöne Matten wieder abwärts nach der Schlucht des Buntschibaches und den Kurgebäuden führt. An diesem Weg, im Schatten eines Nußhaages und etlicher breiter Aepfelbäume steht eine einfache hölzerne Bank. Die Kurgäste nennen sie die Engländerbank.

---

*) „Räf" wird ein hölzernes Gestell genannt, welches an Lederriemen um die Schultern gehängt wird und in Gebirgsgegenden dazu dient, schwere Lasten auf dem Rücken zu tragen.

Von der Engländerbank aus sieht man ein gut Stück des Simmenthales über Oberwyl hinaus bis gegen Boltigen. Man könnte an den grünen Thalwänden Hunderte und Tausende von kleinen braunen Hütten und Heugaden zählen. Im fernen Hintergrund sieht man die hohen Gräte und Hörner, auf deren unwegsamen Höhen die Grenzen der drei Kantone Bern, Waadt und Freiburg zusammen stoßen. Unter diesen wild zerklüfteten Bergspitzen macht sich besonders bemerklich der „Münch;" man sollte meinen, es sitze dort ein Riese in einer Mönchskutte, die Kapuze über den Kopf gezogen und die Hände auf die Knie gelegt. Dieser anmuthigen Aussicht zu lieb wird die Engländerbank von den Weißenburger Gästen fleißig besucht, insbesondere von denen aus den Flachländern, welchen der Anblick einer großartigen Gebirgswelt ein ungewohntes Schauspiel ist.

Um nicht in meinen eigenen Fußstapfen zurückzukehren, schlug ich diesen Umweg ein. Auf der Engländerbank traf ich die dicke Gräfin, welche sich von ihrem blaugelben Bedienten hatte hinaufschleppen lassen. Ihr Liebling, das goldhaarige Elseli im königsblauen Jüpplein und Mieder und dem breiten Brienzer Hut hatte sie begleitet, und dem Elseli war der mausgraue Großvater mit der schwarzseidenen Zipfelkappe gefolgt. Die dicke Gräfin war in rosigster Laune; ein zufriedenes Lächeln schwebte auf ihren breiten, fettglänzenden Zügen. „Wie sind mir eure schönen Berge, eure grünen Thäler, eure duftigen Wälder lieb geworden!" rief sie mir schon von weitem zu. „Die laue Quelle und die würzige Bergluft wirken Wunder bei meinem Sohn."

Ein plötzlicher Gedanke schien ihr durch den Kopf zu fahren. „Wer sind die Grundherren dieses schönen Simmenthals?" fragte sie den Vater J . . . . — Er erwiederte, die Aecker und Matten im Thal, zum Theil auch die Alpen gehörten den Bauern in den Dörfern; freilich habe mancher an seinem verschuldeten Gütlein schwer genug zu tragen.

Andere Alpen und Sennberge seien Eigenthum reicher Berner Herren oder machten einen Theil des Vermögens des großen Berner Inselspitals aus. — „Gibt es denn hier zu Lande keine adeligen Grundbesitzer, welche auf ihren Schlössern wohnen, dem edeln Weidwerk obliegen und die sichtbare Vorsehung ihrer Bauern sind?“ — Solcher Leute, antwortete der Alte, habe sich das Simmenthal früher auch zu erfreuen gehabt, es sei aber schon etwas lange her. Da seien z. B. ganz in der Nähe die Freiherrn von Weißenburg auf ihrem Schlosse gesessen, der letzte sei aber schon um das Jahr 1380 gestorben. Den bessern Theil seiner Besitzungen habe Bern geerbt, den Rest seine Schwestersöhne, die Herrn von Brandis, welchen das obere Land von Boltigen bis nach Saanen unterthan war. — „Mit der tyroler Linie der Brandis,“ bemerkte die Gräfin erfreut, „steht unser Haus in entfernter Verwandtschaft. Hat die Familie vielleicht noch Besitzungen in der Nähe?“ — Der Bär habe, als er noch jung war, gar einen guten Magen gehabt. Seit vierthalbhundert Jahren wisse man auch von den Grafen von Brandis nicht mehr viel im Siebenthal. Nach ihnen hätten die gnädigen Herrn von Bern hier regiert; jetzt aber regiere sich das Siebenthal als gleichberechtigter Theil der Republik Bern und der schweizerischen Eidgenossenschaft selbst und die Schlösser der alten Grafen und Freiherren würden gegenwärtig ausschließlich von Dohlen und Eulen bewohnt.

Die dicke Gräfin schien von diesem Bescheide einigermaßen betroffen. Da kam leuchtenden Blickes und leichten Schrittes ihr Sohn aus der Richtung der alten Burg her gegangen. Mit sichtbarer Genugthuung ließ die Mutter ihre Blicke auf ihm ruhen und streichelte seine Wangen, die fast einen Anflug von Röthe hatten.

„Ich hatte einen Gedanken,“ sagte die Mutter. „Da dir, mein lieber Sohn, die Luft dieser Gegend so wohl behagt, so wäre ich geneigt gewesen, mir in diesem Thale

einen Landsitz oder ein Rittergut zu erwerben. Dieser gute Mann sagt mir aber, die alten adeligen Geschlechter seien hier zu Lande alle ausgestorben. Da können wir doch nicht unter die Bauern in eine Aelplerhütte sitzen." — Der junge Graf setzte sich zu den Füßen der Mutter in's Gras und schlang einen Arm um ihre dicke Gestalt: „Weißt du was, liebe Mutter, ich habe hier zunächst eine schöne Ruine entdeckt, die kaufst du und läßst sie im alten Style wieder aufbauen. S'ist ja bestes Genre, alte Burgen und Schlösser herzustellen. Da sitzen wir dann zwischen den grünen Bergen, athmen den würzigen Duft des Tannenharzes, trinken laues Weißenburger Wasser, so viel uns behagt, und führen ein biederes Ritterleben, gleich den alten Freiherren von Weißenburg." — „Doch nur während der Hundstage," meinte schalkhaft Vater J . . . . . .

Voll Verwunderung hörte die dicke Gräfin die unvermuthete landjunkerliche Anwandlung des geliebten Sohnes. Mit Freuden ging sie auf den Gedanken ein. War sie ja zudem mit den Grafen von Brandis verwandt, welche Schwestersöhne und Erben des letzten Freiherrn von Weißenburg gewesen, und also die Erwerbung des alten Schlosses so zu sagen der Rückkauf eines alten Familienguts. Der Vater J . . . . . bestärkte sie nachträglich noch durch die Bemerkung, der alte Adel im Siebenthal sei doch noch nicht völlig ausgestorben; es gebe wohl noch jetzt Sprößlinge der Rittergeschlechter, die einst in den Hallen der Weißenburg mit denen von Brandis die Humpen geleert. Derer von Gunten, von Allmen, von Ringoldingen seien ihm noch genug bekannt. Wenn die Frau Gräfin ihn einmal mit einem Besuch in seinem Hause beehren wolle, so werde er sich ein Vergnügen daraus machen, die Namensträger des alten siebenthaler Adels der neuen Freifrau von Weißenburg vorzustellen. Nur müsse er bemerken, daß sie etwas weniges herunter gekommen seien.

Sichtlich erfreut über diese Nachricht, sagte die dicke Gräfin ihren Besuch dem Männlein mit der Zipfelkappe zu, welches bei ihr um ein merkliches im Ansehen stieg, da der alte Adel des Landes es nicht zu verschmähen schien, in seinem Hause einzusprechen. Freilich, meinte sie, es müßten fürchterlich verbauerte Landjunker sein, diese Herren von Gunten und von Allmen, aber um so ehrwürdiger sei ihr uralter Adel. —

Kein ärgerer Jammer unter den Kurgästen von Weißenburg, als wenn Regen einfällt. Da ziehen die Berge ihre grauen Nebelkappen tief über die Ohren; von allen Abhängen rieseln Bächlein herunter und machen die schmalen Pfade unwegsam; nicht lange, so setzen der Niesen und der Gantrisch ihre Schneeperrücken auf und blasen mit ihrem kühlen Hauch in's Thal hinab, daß einem mitten in den Hundstagen die Glieder schlottern. Im hintern Bad wird's dann gar nie Tag und im vordern kaum halb. Man fängt dann gewöhnlich damit an, das Gesicht an die Scheiben zu drücken und die strategischen Evolutionen der Nebel zu beobachten, welche dieselben in einer Entfernung von zwanzig Schritten an den Bergwänden ausführen. Aber bald wird man dieser Studien und seines stillen Kämmerleins überdrüssig. Man versammelt sich im Gesellschaftszimmer und Speisesaal, klagt sich gegenseitig sein Leid und macht bessere Bekanntschaft. Schließlich schlägt einer eine Kurzweil vor, etwa „blinde Maus" oder „schwarzer Peter." Was soll man sonst? Mütter und Töchter machen das Kinderspiel mit; alte ernsthafte Perrücken, welche sonst kaum je aus ihren Schreibstuben heraus kommen, als etwa um in den Rathssaal oder das Gerichtszimmer zu gelangen, machen „Büsseli mach miau;" salbungsvollen Kanzelrednern werden von schalkhaften kleinen Händen vermittelst angebrannter Pfröpfe Schnurrbärte gemalt. In Ermangelung des Tageslichts zündet man Kerzen an. Da nimmt dann dem Regen zum Trotz die Fröhlichkeit nach und

nach überhand, das Husten und Hüsteln wird von lautem Gelächter übertönt, die mattesten Augen fangen an zu leuchten und es röthen sich die fahlsten Wangen.

Wer so an einem kühlen Regenabend durch die offene Thür des Gesellschaftszimmers einen Blick würfe und sähe im Kerzenglanz so viele Augenpaare leuchten, die in tiefer Höhle sitzen, und sähe die dunkelrothen Röslein blühen auf den blassen Wangen, und hörte das Gelächter und das trockene Hüsteln — bald das eine, bald das andere lauter — und beobachtete die muthwillige Lust unter den Leuten, unter denen so mancher sitzt, dessen Lebensdocht kaum noch wenige Jahre oder Monate zu glimmen hat, dem führe unwillkürlich ein Frost den Rücken hinunter, und es möchte ihn fast bedünken, in einem Winkel sitze in's Leintuch gehüllt der Tod und spiele munter auf zu der Lustbarkeit und wackle behaglich mit dem alten grinsenden Todtenschädel.

Die Gesellschaft im vordern Haus hatte sich während der letzten Tage wesentlich verändert. Von den eidweigernden waadtländischen Pfarrern war ein guter Theil abgereist und es trafen zu ihrem Ersatz etliche muntere Jungfräulein und junge Herren ein, die trotz ihrer blassen Gesichtsfarbe und ihres hektischen Körperbaues doch ein frisches Leben unter die Gesellschaft von Lauwassertrinkern brachten. Man wurde äußerst erfindungsreich in Ersinnung von allerlei Kurzweil, die trüben Tage abzukürzen und die langen Abende auszufüllen. Zuletzt kam man gar auf den Einfall, sogenannte lebende Bilder darzustellen. Ein an den Gesellschaftssaal stoßendes Zimmer wurde mittelst einiger Bretter zum Theater eingerichtet. Dann stöberte man das ganze Haus nach den unumgänglichen Requisiten aus. Die Damen der Gesellschaft mußten an Tüchern, Mänteln und Bändern hergeben, was irgendwie brauchbar war, nicht minder ihre Armspangen, Ohrringe und Stecknadeln. Was sonst noch nöthig war, wurde durch mehr oder minder kunstfertige Hände

in Papier und Pappdeckel ausgeführt. War dann Alles bereit, so stellte man sämmtliche verfügbaren Lichtstöcke des Hauses vor dem Theater auf, und jener Theil der Gesellschaft, der nicht selber mitmachte, wurde als nachsichtiges und dankbares Publikum zugelassen.

So stellte das junge Volk mit Hülfe einiger Bettdecken, Unterröcke, farbiger Tücher und Halspelzchen zur Darstellung der vorkommenden grauen Bärte die Geschichte der Hagar, Rebekka am Brunnen, Joseph in Egypten und andere erbauliche Historien vor, zur Unterhaltung der Zuschauer sowohl, als ganz vorzüglich zur besondern Kurzweil und Belustigung der Spielenden selbst.

Der bleiche Graf hatte anfangs wenig Theil an der Sache genommen und gehörte zu denen, welche sich am meisten über das Regenwetter ärgerten. Später jedoch, als ein guter Theil des in malerischen Gruppen darstellbaren alten Testaments über die improvisirte Bühne gegangen war und man um ferneren Stoff verlegen wurde, erbot sich der Graf, selber ein lebendes Bild zu arrangiren. Der Gegenstand sei eine Landessage, die noch im Munde des Volkes lebe; er bitte sich nur wenige Tage aus, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Dieselben wurden sehr heimlich betrieben. Nur wenige Auserwählte wurden in das Vertrauen gezogen, unter diesen Elseli J . . . . . Das sogenannte Theater wurde allen Uneingeweihten unzugänglich und Boten mit geheimen Aufträgen vom jungen Grafen nach Thun, man sagte sogar nach Bern, abgesendet. Jedermann war durch diese geheimnißvolle Geschäftigkeit äußerst gespannt, insbesondere da es hieß, es sei sogar den Mitwirkenden nicht bekannt, wer die Hauptfigur des Bildes, eine Freifrau von Weißenburg, darstellen würde. Der bleiche Graf habe sich vorbehalten, die betreffende junge Dame erst am Abend der Vorstellung einzuführen, und sich alle indiskreten Fragen verbeten.

Endlich kam der ersehnte Abend heran. Die Thüren gegen den Gesellschaftssaal wurden aufgemacht und die Zuschauer eingelassen. Ein mit Tapeten überhangenes Gerüst stellte den Söller einer alten Ritterburg vor. Im Hintergrund, mittelst weniger kecker Pinselstriche auf eine Papierwand hingeworfen, öffnete sich das Simmenthal mit seinen Bergen, Weiden und Tannenwäldern. Unter dem Söller im Vordergrund lag ein alter grauer Ritter erstochen auf dem Boden, ein junger Ritter in reichen Gewändern, todtenblaß, mit zu Berg gesträubtem Haar, mit verstörtem Blick nach der Leiche starrend, schien im Begriff die Flucht zu ergreifen. Auf dem Altan stand in meergrünem Seidenkleid und alterthümlichem Spitzenkragen eine schlanke Frauengestalt; ihre Züge, obschon keineswegs von untadelhafter Schönheit, hatten dennoch etwas räthselhaft Fesselndes, in den hellblauen Augen glühte ein fast unheimliches Feuer, das braune Haar, über welches ein röthlicher Glanz schimmerte, war mit einer goldenen Kette umwunden. Die Hand, an der ein Ring mit rothem Edelstein blinkte, hatte die Frau heranwinkend nach dem jungen Ritter ausgestreckt. Es war eine Gestalt, wie von Holbein gemalt.

Während die Figuren der Gruppe bewegungslos in ihren Stellungen verharrten, wurde zum Verständniß des Bildes, folgende, wie es hieß vom bleichen Grafen selber nach der Volkssage gedichtete Ballade vorgetragen:

Der greise Herr Peter von Weißenburg
War gar ein mannlicher Held.
Nicht fehlte ihm blutiger Schlachten Ruhm,
Nicht fehlte ihm Gut noch Geld;

Nicht fehlt' es an Land und Leuten ihm
Und an einem jungschönen Weib,
Das hatte der greise Herr Peter gefreit,
Zu letzen den alten Leib.

„Und bin ich verhandelt und bin verkauft,
„Mein Ehherr ein eiskalter Greis,
„Und ist der Lenz dem Winter vermählt,
„Die Rose dem dürren Reis;

„So komm, du jungfeiner Buhle mein
„Und hilf mir von meinem Leid.
„Und wagst du die kecke, die blut'ge That
„Das freu'n wir uns deſſ' allbeid'.

Das Brieflein schickt sie dem Buhlen zu,
Der kam geritten zu Roß.
„Willkommen, du feiner Rittersmann,
„Willkommen auf meinem Schloß.

„Und kommst du geritten zur Weißenburg,
„So will ich dein Wirth nun sein.
„Erlab' dich an meinem Wildpret und Fisch,
„An meinem rothperlenden Wein.

„Und hast du 'nen kühnen Jägermuth,
„So reiten wir morgen zur Birsch
„Im dunklen Tann, in der wilden Schlucht
„Da bergen sich Bär und Hirsch.

Kaum graute der Morgen, da weckt den Gemahl
Schön Irmgard aus seiner Rast.
Bald ritt vom Schlosse herab zur Jagd
Herr Peter mit seinem Gast.

Da stand Herrn Peter jungschönes Weib
Auf dem Söller im Morgenschein;
An ihrem Finger wie Gluth und Blut
Blinkt ein rother Karfunkelstein.

„Und blinkst du herüber wie Gluth und Blut
„Du Ringlein an ihrer Hand,
„So rinne um unserer Liebe Gluth
„Sein Blut auf den gelben Sand."

Und stieß dem Herren von Weißenburg
Den Jagdspieß stracks in den Leib.
„Glück auf, mein Buhle, du hast erbirscht
„Ein Schloß und ein jungschönes Weib."

Schön Irmgard rief's vom Söller herab.
Nicht hört es der junge Fant.
Sein Leib erzittert wie Espenlaub
Und das Haar zu Berg ihm stand.

Er jagte davon in wilder Flucht,
Auf der Stirn des Mörders Mahl —
Des alten Herren drei Rüden treu
Hinterher durch das Siebenthal.

Während des Vortrags der Dichtung konnten sich die Zuschauer das Bild mit Muße betrachten; nun aber wurde das Publikum ersucht, auf einige Augenblicke abzutreten. „Schön Irmgard" — so hieß die schöne Burgfrau — hatte Niemand erkannt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen. Einige meinten, es möchte eine Kuristin des hintern Bades sein, welche vom bleichen Grafen bewogen worden, incognito die schlimme Freifrau darzustellen; andere behaupteten, es sei eine der russischen Fürstinnen, welche sich seit einigen Monaten in Interlaken aufhielten und so viel von sich reden machten. Man hoffte, das Räthsel werde sich nun lösen, man werde die geheimnißvolle Frau von Weißenburg in der Nähe sehen, mit ihr sprechen, ihre Bekanntschaft machen können. Als aber die Thüre zum Theater wieder aufging, war schön Irmgard verschwunden. Selbst von den Mitspielenden wußte Niemand etwas Näheres, als daß die Freifrau in vollständigem Anzug vom Grafen aus Elselis Zimmer geholt worden und gleich nach Beendigung der Vorstellung spurlos verschwunden sei. — Mir selber ging erst ein Licht auf, als mir Hans Pöhlen des andern Morgens zuraunte: „Habt Ihr Aenneli gesehen, Herr, gestern Abend im Narrenkleide? — Warte der bleiche Satan, der sie hiezu verführte, bis ich ihm einmal an den Kragen kann!" setzte Hans, seinem besondern Gedankengange folgend, leise bei.

Nach Regen kommt Sonnenschein. Auch in Weißenburg konnte man endlich wieder blauen Himmel sehen. An einem der ersten Tage, nachdem sich das Wetter wieder aufgehellt

hatte, war eines Morgens ein Blatt Papier im Trinksaal angeschlagen, worauf zu lesen stand, daß Abraham Feuz auf der Leiterweid heute Nachmittag Punkt drei Uhr auf dem Seile reiten würde, wozu eine hochachtbare Badegesellschaft auf's höflichste eingeladen sei.

Nach Tische fand sich eine ziemlich zahlreiche Partie zusammen, welche dem Seilritt des Abraham Feuz auf der Leiterweide beiwohnen wollte. Hans Pöhlen schritt als Führer voran. Zuerst gings dem tosenden Buntschibach entlang bis zum Köhlerplatz hinter dem alten Bad, dann fast eine halbe Stunde lang am Abhang der Schlucht gäh bergan und endlich über die Höhe weg durch einen Forst der schönsten Edeltannen. Wir seien an Ort und Stelle, sagte endlich Hans Pöhlen. Wenige Schritte vor uns senkte sich eine lothrechte Felswand in die Tiefe, wo vierhundert Fuß unter uns ein Wildbach zwischen Felsblöcken schäumte. Ebenfalls lothrecht erhob sich jenseits des Baches eine zweite Felswand. Auf dem jenseitigen Rand dieser schwindlichten, ungefähr achtzig Klafter breiten Erdspalte und etwas höher als die Stelle, wo wir uns gelagert hatten, stand ein kleines braunes Häuschen auf grüner Alp. Es war die Leiterweid, wo Abraham Feuz und seine zahlreiche Familie zu Hause waren. Wollten die Bewohner der Leiterweid unter die Leute gehen, zur Kirche, zur Schule oder zu Markt, so mußten sie zum Theil über Leitern den gähen, gefährlichen Weg in die Schlucht hinab und jenseits wieder hinauf. Einen andern Pfad von der Leiterweid in die bewohnte Welt gab es nicht. Da fiel es dem Abraham Feuz ein, ein langes, starkes Tau über den Abgrund zu spannen. Auf das Tau setzte er rittlings den Gabelast einer Hainbuche und befestigte an die beiden abwärts gekehrten, etwa fußlangen Zinken der Gabel lose einen kurzen Strick. Das schräg über die gähnende Erdspalte gespannte Tau wurde zur luftigen Hanfbahn, der Gabelast zur improvisirten Lokomotive, welche pfeilschnell

darüber weggleiten mußte, und der lose am Gabelast befestigte Strick zum schwindlichten Sitz. So schickte Abraham seine Frau zur Kirche, seine Kinder zur Schule und brachte selbst sein Wildheu über die Schlucht, um es dann ins Thal hinab zu Markt zu tragen.

Die Bahn von gedrehtem Hanf, welche er sich zuerst bloß zur Erleichterung seines Verkehrs mit der Welt errichtet, wurde später für ihn zu einer bedeutenden Einnahmsquelle. Während der Zeit, da sich die meisten Kurgäste in Weißenburg befinden, läßt er je zuweilen Tag und Stunde verkünden, da er und seine Familie den gefährlichen Ritt über das Seil unternehmen werden. Bad Weißenburg hat der pikanten Zerstreuungsmittel wenige seinen Gästen zu bieten. Da benutzt man denn in Ermangelung von Roulette und Schauspiel mit Freuden die Gelegenheit, möglicherweise ein oder mehrere Menschenkinder den Hals brechen zu sehen, und schenkt gern dem kecken Seilreiter, der unser Gemüth mit aufregendem Schauer zu erfüllen wußte, ein paar Batzen.

Auch der bleiche Graf war von der Partie und betrachtete die Vorbereitungen mit lebhaftem Interesse. Das lange starke Tau war hüben und drüben an Tannen festgebunden, und zwar auf unserer Seite etwas tiefer als auf der Leiterweid. Nicht lange hatten wir dießseits des Abgrunds geharrt, so erschien jenseits der Aelpler mit seiner Familie. Der Gabelast, welcher über die schiefe Hanfbahn gleiten sollte, wurde rittlings auf das Tau gesetzt und dann vom Vater selbst mit großer Sorgfalt der Strick, der als Sitz dienen mußte, an die Gabel befestigt. Ein krausköpfiger, nußbrauner Bube mit trotzigem Blick setzte sich in die Schlinge, faßte mit der Linken die Gabel, mit der Rechten, deren Haut durch ein Büschel Heu vor der Reibung geschützt war, das Tau. Der Vater ließ ihn los, und wie ein Blitz gings am schiefen Seil über den Abgrund. Ein Schauer überlief uns, aber in zwei Augenblicken stand der Knabe wohlbehalten vor uns.

Nach dem Buben machte ein kleines Mädchen die halsbrechende Fahrt; lächelnden Mundes und mit natürlicher Anmuth grüßend langte es an. Zuletzt kam der Vater, in einem Grasbogen eine Ziege vor sich herschiebend.

Abraham Feuz ward von der Gesellschaft mit einem lauten Bravoruf empfangen und der Seilreiter wurde von allen mit neugierigen Blicken gemustert. Man mochte es ihm leicht ansehen, daß auf der Leiterweid die Bissen schmal zugemessen wurden; er war klein, knochig und mager; nichts desto weniger schien er von zähem Holz, flink und keck, eine ächte siebenthaler Geißennatur. Sein Gesicht war von Wind und Wetter gebräunt wie gebeiztes Nußbaumholz, seine Kleider von selbstgezogener brauner Wolle und sein Hütchen von braunem Filz; von Kopf zu Fuß alles von Einer Farbe, als wären Hut, Haut und Hosen aus Einem Stück. Wohlzufrieden mit unserer Municifenz erklärte er uns umständlich und im Einzelnen seine Kunst. Mit einer Hand müsse man sich am Gabelast halten, sonst würde man aus der Schlinge, in welcher man sitze, herausgerissen werden. Die andere Hand am großen Tau diene als Radschuh, um die allzugroße Schnelligkeit der Fahrt nach Nothbedarf zu mäßigen, da man sonst Gefahr laufe, mit Gewalt an's jenseitige Bord geschleudert zu werden.

Als Abraham Feuz mit seiner Erklärung zu Ende war, meinte der bleiche Graf, ein solcher Seilritt scheine gefährlicher als er in Wirklichkeit sei; man sitze ja in der Schlinge so sicher wie auf einem Stuhl; die ganze Kunst bestehe in weiter nichts als in einem bischen Muth. Der Seilreiter schaute ihn lächelnd aus seinen schlauen Augen an und einer aus der Gesellschaft äußerte sich spöttisch, solche Reden seien gut führen, wenn man dabei auf festem Boden stehe. Empfindlich erwiederte der Graf, er bleibe bei dem, was er gesagt, und um es der Gesellschaft zu beweisen, werde er selber über das Seil reiten. Dagegen erhob jedoch der braune Aelpler die

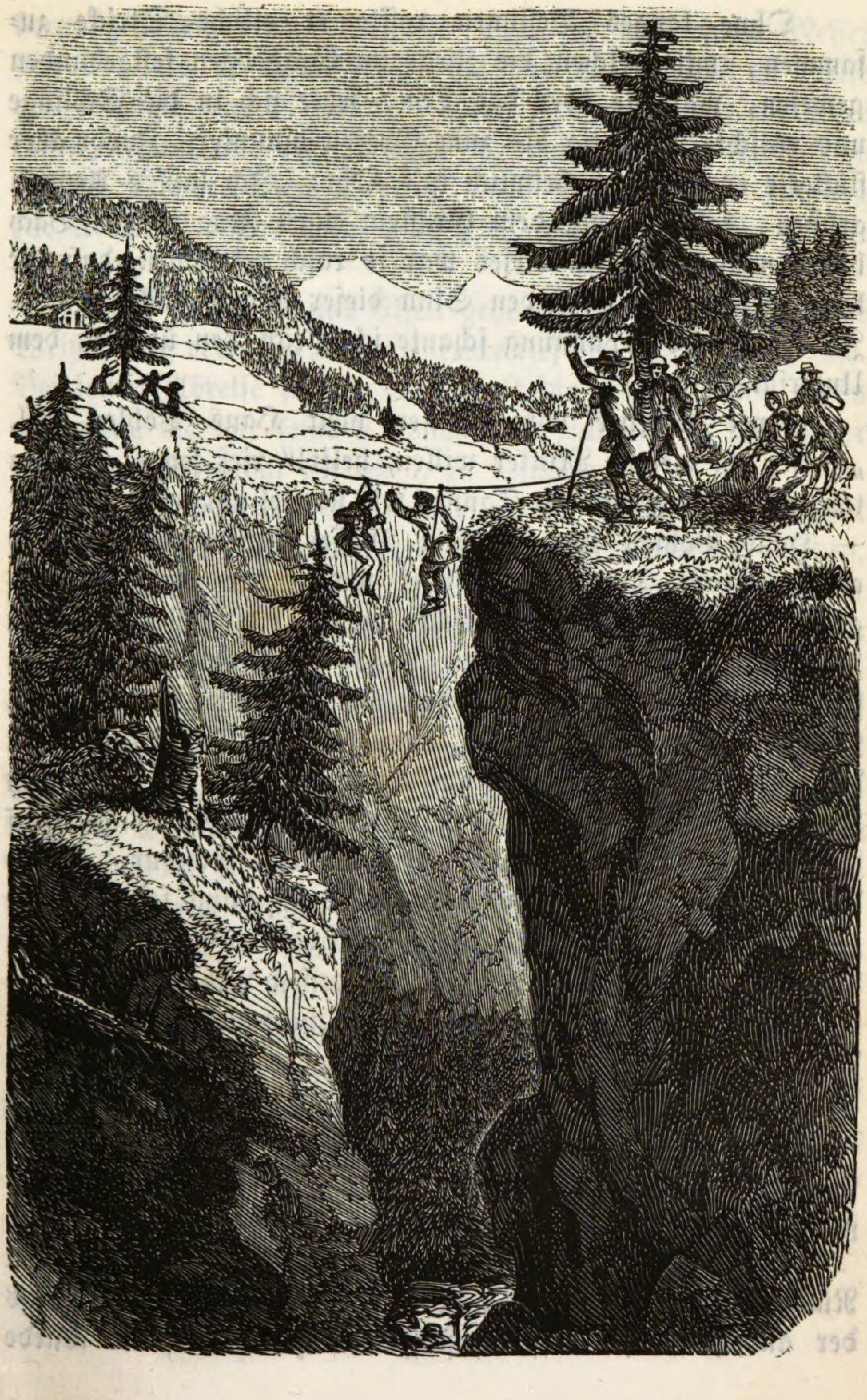
entschiedenste Einsprache. Das Kunststück sehe freilich leicht aus von weitem; es habe aber schon mehr als Einer, der damit groß thun wollte, seinen Vorwitz schwer gebüßt; einen, der das Tau nicht fest genug gehalten, habe die Gewalt des Schwungs an die Tanne geworfen, an der das Seil angebunden sei, einen andern habe mitten auf der Fahrt der Schwindel erfaßt und er sei in die Tiefe gestürzt, von den geschundenen Händen gar nicht zu reden, welche er selber und seine Kinder zum öftern davontrügen. Half aber alles nichts. Der bleiche Graf bat die Gesellschaft, ihm als Zeugen zu dienen, daß er sich keines Werks berühmt, welches er nicht auch auszuführen unternehme; man möge die Gefälligkeit haben, zu warten, bis er den Umweg durch die Schlucht nach der Leiterweid hinüber gemacht. Schließlich mochte auch Abraham Feuz den paar Thalern nicht widerstehen, welche ihm der Graf für seine Beihülfe bot.

Es verging fast ein Stündchen, bis wir ihn auf der jenseitigen Höhe erscheinen sahen. In der äußersten Spannung schauten wir den Vorbereitungen zu, welche drüben gemacht wurden. Die Damen jammerten um das junge Blut, welches sich so muthwillig in Gefahr begebe; einige Zweifler boten noch Wetten an, der bleiche Graf werde das Wagstück nicht zu Ende führen. Hans Pöhlen, unser Führer, saß etwas abseits und blickte finster und mit lauerndem Auge nach dem Beginnen des Herrleins, das ihm sein Aenneli abwendig gemacht, wovon jedoch kaum jemand in der Gesellschaft außer mir eine Ahnung hatte.

Endlich waren auf der Leiterweid die Anstalten getroffen. Furchtlos setzte sich der bleiche Graf in die Schlinge des Gabelastes; der alte Seilreiter schob ihm ein tüchtiges Büschel Heu in die Rechte, welcher bei allzuräscher Fahrt die Verrichtung des Bremsens oblag. Noch ein Augenblick, und der Graf flog, während uns allen der Athem stockte, über den Abgrund hin.

Bis über die Mitte des Taus ging die Fahrt ganz glücklich von statten. Das Tau konnte wegen seiner Länge nicht straff gespannt sein; von seiner jenseitigen Befestigung an hing es erst ziemlich schief abwärts, gegen den dießseitigen Rand der Erdspalte lief es dann wieder etwas aufwärts. Der während der ersten Hälfte der Fahrt erhaltene Schwung mußte den Seilreiter gegen das Ende seiner Luftreise wieder bergan treiben, ungefähr so, wie es auf einer russischen Rutschbahn geschieht. Wie es scheint, hatte der Graf zu Anfang des Ritts mit der Rechten stärker als nöthig gebremst, oder es hatte sich das Tau von den wiederholten Fahrten gestreckt und hing nun schlaffer als sonst über dem Abgrund. So kam's, daß alsbald der Ritt langsamer und langsamer wurde, und ungefähr zehn Klafter vom dießseitigen Rand blieb endlich der Graf gänzlich stecken. Ein Schreckensschrei entfuhr den Damen. Da hing das junge Herrlein vierhundert Fuß über dem dumpf in der Tiefe tosenden Bach, als Sitz einen dünnen Strick, und konnte nicht vorwärts, nicht rückwärts. Von drüben rief Abraham Feuz, der Herr solle sich mit beiden Händen am Tau aufwärts arbeiten, aber von unserem Standpunkt aus war deutlich zu sehen, wie des Grafen Augen sich größer und größer öffneten und sein dunkles Haar sich zu sträuben begann. Er hatte genug zu thun, sich des Schwindels zu erwehren.

„Helft, um's Himmels Willen helft!" rief er. „Helft!" riefen wir dem Seilreiter nach der Leiterweid hinüber. „Das Seil ist schon seit zwei Jahren an Wind und Wetter; ich traue, es wird das Gewicht von zwei Mannen kaum ertragen; ich habe Frau und Kind," rief Abraham Feuz zurück. Jammernd hielten sich die Frauen die Taschentücher vor die Augen, rathlos standen wir andern am Rand der Schlucht. Da trat, plötzlich entschlossen, mit dem Ruf: „Laßt mich machen"! Hans Pöhlen herzu.



Ohne langes Besinnen raffte er etliche Stricke zusammen, mit welchen die Ziege im Grasbogen festgebunden gewesen, warf sie über das Tau, setzte sich in die Schlinge und rutschte vorsichtig bis zum Grafen hinunter. Zuvor aber flüsterte er mir noch heimlich in's Ohr: „Ich laß 's Aenneli grüßen, falls ich mit dem Gräflein einen Flug in den Bach hinab mache.“ — All dieses war so rasch gekommen, daß mir keine Zeit blieb, über den Sinn dieser Worte nachzudenken. In athemloser Spannung schaute ich gleich den übrigen dem Unterfangen zu.

Zwei Schritte vom Grafen hielt Hans Pöhlen still. „Helft, um meiner Mutter willen, helft!“ rief jener. „Schon tanzen die Berge und die Tannen wie Kreisel um mich herum.“ — Hans Pöhlen zog kalt sein Messer hervor und legte es an das große Tau. Krampfhaft wollte der Graf darnach greifen, aber der Führer rutschte zurück, bis er sich aus dem Bereich seines Arms befand. Was Hans nun zum Grafen sprach, das sagte er so leise, daß wir es nicht hören konnten. Dieser erwiederte erst zornig, dann bittend. Der Führer hielt dabei immerfort das Messer am Tau, als ob er es mit einem Ruck entzwei schneiden wollte. Endlich erhob der bleiche Graf seine Hand, als wie zu einem feierlichen Schwur. Gleich darauf steckte Hans Pöhlen das Messer ein, nahm seine Stricke zur Hand, band mit dem einen den Grafen am Gabelast fest, schlang das Ende des andern um dessen Leib und arbeitete sich dann, das andere Ende mit sich nehmend, wieder zum Rand der Schlucht zurück, wo wir seiner in banger Erwartung harrten. Sobald er einmal auf festem Grunde stand, gelang es unsern vereinten Kräften mit leichter Mühe, den Grafen vermittelst des Stricks, dessen Ende um seinen Leib geschlungen war, am großen Tau zu uns herauf zu ziehen.

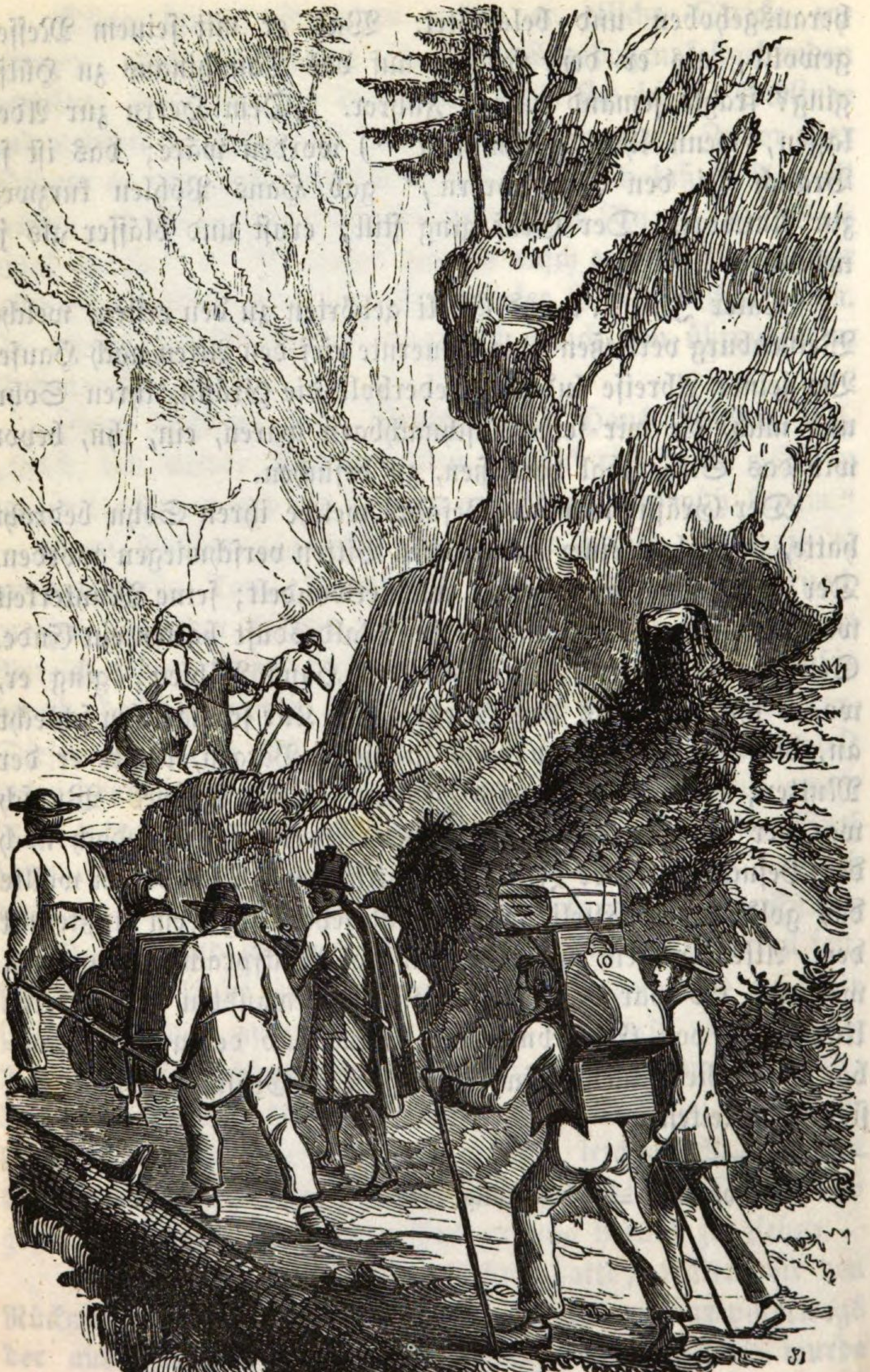
Als sich der Graf etwas erholt hatte, traten wir den Rückweg in's Bad an. Das erlebte Abenteuer war unterwegs der ausschließliche Gesprächsstoff und jeder Umstand wurde

herausgehoben und beleuchtet. Was er mit seinem Messer gewollt, als er dem Grafen auf das Tau hinaus zu Hülfe ging? fragte jemand unsern Führer. „Dem Herrn zur Ader lassen, wenn ihm „g'schmuecht" *) worden wäre; das ist so Brauch bei den Bergführern," gab Hans Pöhlen kurzweg zur Antwort. Der Graf ging still, ernst und blässer als je nebenher.

Vater J . . . . . und Elseli gehörten zu den ersten, welche Weißenburg verließen; die Heuernte rief den Alten nach Hause. Bei seiner Abreise lud er wiederholt die Gräfin, ihren Sohn und mich, die wir seine Tischnachbarn waren, ein, ihn, bevor wir das Siebenthal verließen, zu besuchen.

Der Gräfin war die Gefahr, welche ihren Sohn bedroht hatte, in Folge seiner dringenden Bitten verschwiegen worden. Der Graf aber war seither wie verwandelt; seine Munterkeit war hin, seine Spaziergänge im Waldesduft hatten ein Ende. Seinem Lebensretter, dem wackern Hans Pöhlen, ging er, wo er ihn traf, aus dem Wege. Die Kur schlage ihm schlecht an, die Luft sei ihm zu rauh in diesen Bergen, klagte er der Mutter; er wolle fort nach Italien. Des Sohnes Wunsch war der Mutter Wille. Vor der Abreise sollte jedoch noch der Besuch bei Vater J . . . . . stattfinden. Die Gräfin wollte das goldhaarige Elseli noch einmal sehen. Zudem mußte mit dem Alten wegen der Weißenburg Rücksprache genommen werden. Es war begreiflich, daß bei bewandten veränderten Umständen von Erwerbung der Ruine und deren Wiederaufbau keine Rede mehr sein konnte. Die Gräfin lud mich ein, sie zu begleiten.

*) G'schmuecht = ohnmächtig.



Wer kennt nicht die rothbraunen hölzernen Häuser des Berner Oberlandes mit ihren flachen, mit Steinen belasteten Schindeldächern, mit ihren gleich Brabanter Spitzen ausgeschnittenen Laubengeländern, mit ihren zierlich geschnitzten Balkenköpfen und den langen Reihen ihrer in der Sonne glitzernden Fenster? Wer noch keines an Ort und Stelle gesehen, dem wurde doch gewiß von einem Freund oder einer Freundin ein solches sauber in Baumwolle verpackt von einer Schweizerreise als Angedenken heimgebracht.

In einem der schönen Dörfer des Simmenthals stand Vater J....., des Simmenthaler Millionärs, hölzernes Haus. Desselben Dach war wie alle andern mit großen Feldsteinen beschwert, aber die Laubengeländer und Balkenköpfe kunstreicher und geschmackvoller ausgeschnitten als die der meisten andern Häuser. Auch schienen die Fenster an der mittäglichen Giebelfront größer und von hellerem Glas. Im übrigen sah das ganze hölzerne Haus so sauber und nett aus, als wär's ein Riesenspielzeug, so eben aus der Schachtel gehoben. Zwischen den Stockwerken der Giebelfront sah man weißgetünchte Bänder über das rothbraune Holzwerk gezogen, welche, dem Vorübergehenden zur Nachricht und Erbauung, mit zierlich verschnörkelter Frakturschrift bemalt waren. Zwischen den Fenstern des Erdgeschosses und ersten Stockwerkes stand der fromme Spruch:

„O lieber Gott, das Haus bewahr'
Vor Wassersnoth und Feuersgefahr!
Wer darin gehet aus und ein,
Woll' deinem Schutz befohlen sein."

Unter den Fenstern des zweiten Stockwerks war zu lesen: „Christen J..... und Rosina Z'wald, seine Ehefrau, haben dieß Haus lassen bauen." — Unter den Dachkammerfenstern stand der Name des „ehrbaren und geschickten Zimmermeisters Jakob Dällenbach", und ganz oben im Giebel sah man die Jahreszahl 1753.

Dem Hausherrn, der uns auf's freundlichste am Wagenschlag empfing, bemerkte die Gräfin neckend, er halte es mit seinem Haus wie mancher Herr von neugebackener Noblesse mit seinem Adelsbrief und habe dasselbe um hundert Jahre vordatirt. Offenbar seien es noch keine drei Jahre her, seit es gebaut worden. Vater J . . . . . erwiederte lächelnd, Christen J . . . . . und Rosina Z'wald seien seine Großeltern gewesen; daß die äußern Wände noch so neu aussehen, komme daher, weil sie jährlich ein oder zweimal mit warmer Seifenlauge gewaschen würden, was überall im Siebenthal, wo man noch auf Ordnung und Reinlichkeit halte, Brauch und Uebung sei. — Den ehrbaren Jakob Dällenbach habe sein Werk jetzt schon um mehr als ein halbes Jahrhundert überdauert. — Es dürfe, fügte der Alte bei, der Meister, der solch ein hölzernes Haus zu bauen verstehe, mit Fug und Recht seinen Namen darauf setzen; zu solch bescheidenem Bau bedürfe es größerer Kunst als man meinen sollte. Durchweg werde grünes Holz dazu verwendet, wie es aus dem Walde komme; da müsse denn jedes Stück so zugeschnitten werden, daß es nach dem Eintrocknen das rechte Maaß behalte, sonst würde das Bauwerk schon im ersten Jahr aus den Fugen fallen. Wie viel das stehende, wie viel das liegende Holz abdorrt, wisse ein geschickter Zimmermeister auf den Viertelszoll auszurechnen.

Nach dieser Apologie der Zimmerleute des Simmenthals führte uns Vater J . . . . . die Treppe hinauf auf die Laube und von dort in seine Staatszimmer. Das hatte die dicke Gräfin nicht erwartet: Stühle und Sophas vom köstlichsten Holz, große Spiegel mit vergoldeten Rahmen, die feinsten Pariser Tapeten, und sogar ein kostbares Clavier.

„Sie sind ja logirt wie ein Prinz," meinte die Gräfin. — „Weibereitelkeit!" lachte Vater J . . . . . „Da war keine Ruh und kein Frieden, bis man allerlei Zeug aus der Fremde beschickt hatte, welches sich in ein hölzernes Haus hineinschickt wie eine Faust auf ein Auge." — „Wart nur, Großvater!"

erwiederte Elseli. „Zu deiner Strafe will ich die Herrschaften in deine Rauchkammer führen.“ Und griff ohne weiteres die dicke Gräfin am Arm und zog sie zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter. Der Alte folgte uns scheltend und lachend in sein Heiligthum.

Hier waren nun freilich weder Sammt noch Seide, weder Pariser Tapeten noch vergoldete Spiegelrahmen zu sehen. Ein dunkles Täfelwerk von Nußbaumholz bekleidete Wände und Decke. Vor einem Tisch, auf welchem Bücher und Schriften lagen, stand ein Lehnstuhl mit braunem Lederpolster. An den Wänden sah man kunstreich geschnitzte Schränke und Truhen von Nußbaum- und Eichenholz. In einem Winkel surrte eine Schwarzwälderuhr. So war in dieser Stube alles in die ernste, braune Simmenthaler Livree gekleidet. Aber durch das weinlaubumrankte Fenster schien die goldene Sonne herein und übergoß die alten Möbeln und die Wände mit warmen behaglichen Farbentönen. — „Jetzt müssen wir wieder hinauf, sonst wird der Großvater höhn“ (böse), mahnte Elseli, nachdem es uns einige Augenblicke gegönnt hatte, das niederländische Stillleben zu betrachten.

Oben in den Staatszimmern waren unterdessen einige Erfrischungen aufgetragen worden, Kaffee im feinsten Porzellan, hundertjähriger Saanenkäse, goldgelbe Butter, Honig und das Simmenthaler Nationalgericht, Kirschmus, welches aus dem mit einem Zusatz von fettem Rahm über gelindem Feuer eingekochten Saft der kleinen wilden Bergkirsche besteht. Wer den Kaffee nicht mochte, dem wurde ein vortrefflicher rother Wein eingeschenkt, welcher vom Wallis her in kleinen Fässern entweder auf Saumthieren oder auf dem Rücken der Träger über den Sanetsch gebracht worden war; dazu nach Belieben entweder kräftiges braunes Roggenbrod oder Backwerk vom weißesten Weizenmehl.

Nach dem Abendimbis schritt man zu den Geschäften und es wurde dem Herrn Notar mitgetheilt, daß die Gräfin auf

den Ankauf der Weißenburg Verzicht geleistet habe. Schließlich äußerte die Gräfin ihr herzliches Bedauern, daß ihr nun die Gelegenheit entgehen würde, die Bekanntschaft des alten Adels der Umgegend zu machen, die Träger der Namen der Burgen und Schlösser, welche als Denkmäler alter Ritterzeit von so manchem Hügel und Felsen hernieder schauen. — Vater J..... lächelte schalkhaft in den Bart. Er habe, meinte er, eben einige im Hause und mache sich ein Vergnügen daraus, dieselben der gnädigen Frau vorzustellen.

Man war in's Freie gegangen und saß in der Abendkühle vor dem Hause. Nicht weit von uns dengelte ein Knecht seine Sense, ein zweiter führte auf hochbeladenem Schubkarren den Dünger aus dem Stall; eine Magd molk auf einem kleinen Weideplätzchen vor dem Haus zwei Kühe. Der mit der Sense, fuhr Vater J..... zur Gräfin gewendet fort, sei ein von Allmen, jener mit dem Schubkarren gehöre zum Geschlecht der von Gunten und das melkende Mädchen stamme von einer der ältesten Familien des Oberlandes, von den ab Planalp. Es wären sonst noch mehrere da, aber der Hans von Ringoldingen sei eben mit einem Pferde in die Schmiede geritten und der Christen ab Egglen ziehe als Käser im Sommer mit den Heerden nach den höhern Alpen.

Ganz betroffen schaute die dicke Gräfin bald den Alten, bald die Knechte und Mägde mit den adeligen Namen an und wußte nicht recht, ob sie gefoppt werde oder träume. Ihr Erstaunen brach endlich in den Ausruf aus: „Unmöglich!" — „Es ist schon so," bestätigte unser Wirth. „Es gab eine Zeit, da saßen die Vorfahren dieser Leute auf stolzen Burgen, und unsere Urväter, die Imobersteg und Z'wald und Tönen u. s. w. waren ihre Hörigen und mußten ihnen dienen. Dann kam der Bär mit seiner schweren Tatze und schlug die Burgen und die Schlösser nieder; wir aber mußten dem Landvogt dienen statt dem Schloßherrn. Da hat sich das Rad

wieder etwas gedreht; Michel von Allmen muß mir mein Gras mähen und Mädeli ab Planalp melkt mir meine Kühe; aber die Stimme des Siebenthalers wiegt gleich schwer, wie die des Herren von Bern, dessen Vater einst als Landvogt zu Wimmis auf dem Schlosse saß. So läuft eben die Weltgeschichte." — Die dicke Gräfin seufzte: „Hier ist kein Boden, alte Burgen wieder aufzubauen."

„Seht," rief jetzt Vater J...... „Da kommt gar Einer vom allerältesten Adel, wie die Sage geht, der letzte Sprosse des freiherrlichen Geschlechts derer von Weißenburg." — Wirklich schritt der verwitterte Wasserträger des hintern Bades mit seinem schweren Tragkorb und seinem langen Stecken des Weges daher. — „Woher, Peter von Siebenthal?" — „Vom Stockensee," antwortete der Mann, „wo ich für die Herrschaften im Bad Forellen holte. S'ist ein saures Verdienen!" fügte er, den Schweiß wischend, bei. — „He, Mädeli ab Planalp! hole dem Peter von Siebenthal ein Glas Wein; er soll's auf unsere Gesundheit leeren."

So pikant die Scene an und für sich war, so schien doch der dicken Gräfin höchst unbehaglich dabei zu werden. Auch der bleiche Graf, der schweigsam und hüstelnd den Ausflug mitgemacht hatte, wurde seit dem Erscheinen des Peters von Siebenthal unruhig und drängte fort. Von Gunten und von Allmen spannten uns den Wagen ein und nahmen mit Dank das dargereichte Trinkgeld.

Die dicke Gräfin und ihr bleicher Sohn hatten von nun an keine Ruhe mehr in Weißenburg. Nach wenigen Tagen reisten sie ab. Ihre Reise ging über Saanen nach Vevey an den Genfer See, von wo sie dann im Herbst über den Simplon nach Italien wollten. Vor seiner Abreise schrieb der bleiche Graf folgende Strophen auf die hölzerne Bank beim Wasserfall:

Im tiefen Felsenbette
Tost laut der Buntschibach;
Es ächzt der Wind im Walde,
Wie aus kranker Brust ein leises Ach.

Es flimmern die Kerzen, es rauschen
Die seidnen Gewänder im Saal;
Es schallen Scherz und Lachen
Der fröhlichen Brunnengäste allzumal.

Da färben sich blasse Wangen,
Wie Abends der Gletscher Schnee;
Da funkeln feuchte Augen,
Wie in dunkler Nacht ein Stern im See.

„Ade! Ich reise morgen —
„Ade, ihr Genossen mein!
„Wir wollen uns drob nicht grämen;
„Es muß doch einmal geschieden sein.

„Und wenn die Bergrosen blühen
„Ueber's Jahr am Gantrischhorn,
„Da finden wir uns ja wieder
„An Weißenburgs lauem Wasserborn.

„Und kehren nicht Alle wieder,
„Und bleiben drei Sitze leer,
„So zeichnet drei Kreuze darüber,
„Und tragt's im Herzen nicht allzuschwer."

In tiefem Felsenbette
Tost laut der Buntschibach;
Es rauscht der Wind im Walde,
Wie todter Lieben leises Ach

Nicht lange gings, so war auch meine Kurzeit abgelaufen. Mein Gepäck mußte mir Hans Pöhlen in's Dorf hinuntertragen. Ernsthaft ging derselbe neben mir her. Meine Neugierde trieb mich zu der Frage: „Was hast du mit dem bleichen Grafen angefangen, da du mit ihm bei der Leiterweid am Seile hingst? Ich hatte gefürchtet, du wollest ihn

in den Abgrund fliegen lassen, da du mir den Gruß an's Aenneli auftrugst und dann auf dem Seil dein Messer zogst. Wider Erwarten brachtest du deinen Nebenbuhler auf festen Grund; der nun gibt das Mädchen auf und schiebt sich außer Landes. Verstehe das, wer's kann!" — „Das Gräflein mußte mir's schwören, als wir beide an einem Faden zwischen Himmel und Erde hingen." — „Und schwur er's nicht?" — „So hätte ich mit meinem Messer das Seil durchschnitten. Ein Wunder, wenn dann noch mehr als eines Fingers lang ganze Knochen von einem von uns beiden gefunden worden wäre unten im Bach." — „Und mochtest dem Aenneli sein Glück nicht gönnen?" — „Sein Glück? Ist's ein Glück für ein Mädchen, von einem hergelaufenen vornehmen Herrn zum Narren gehalten, und wenn seine Laune vorbei, sitzen gelassen zu werden? Hier zu Land führt ein solches Glück die Mädchen schließlich in's Siechenhaus. Dahin soll Aenneli nicht!" Gegen das, was Hans Pöhlen da sagte, war freilich nicht viel Triftiges einzuwenden.

So schied ich von Weißenburg und erfuhr ein Jahr lang durchaus nichts, weder von der dicken Gräfin und ihrem bleichen Sohne, noch von Hans Pöhlen, Aenneli von Siebenthal, Vater J . . . . oder dem blonden Elseli.

Als des andern Sommers die Bergrosen wieder blühten am Gantrischhorn, zog es mich, der Quellennymphe noch einmal einen kurzen Besuch abzustatten. Es drängte mich die Bekannten aufzusuchen, mit denen ich am Wasserfall, auf der Engländerbank und im Pavillon so manche trauliche Stunde verplaudert; es drängte mich die Fäden des Romans wieder aufzufinden, welche der bleiche Graf und Aenneli von Siebenthal in einander geschlungen, und die dann Hans Pöhlen zwischen Himmel und Erde hängend zerrissen hatte; es drängte mich zu erfahren, welchen der Namen, die ich voriges Jahr in meine Brieftasche geschrieben, ein Kreuz beizusetzen sei.

Beim Wirthshaus im Dorf Weißenburg harrte wie ehedem das alte tückische Maulthier auf die ankommenden Badegäste. Dagegen sah ich mich umsonst nach meinem Freunde Hans Pöhlen um. Es mangelte zwar nicht an sehnigten Simmenthalern, mir mein leichtes Gepäck nach dem Bade zu tragen; was wußten diese aber von Aenneli mit den „blitzblauen" Augen und dem bleichen Grafen? Meine erste Frage an den Träger, der mit meinem Nachtsack vor mir her den Berg hinan schritt, lautete: „Was ist aus deinem Kameraden geworden, der so hübsch johlen konnte?" — „Hans Pöhlen ist diesen Mai nach Amerika." — „Was hat ihn fortgetrieben aus seinem grünen Siebenthal, da ja nach seiner Meinung kein schönerer Fleck Erde unter der Sonne steht?" — „Das ist eine dumme Geschichte," erwiderte der Träger. „Wegen einem Mädchen kam es so. Hat sich fast hintersinnt, der Hans, weil das Ding nichts von ihm wissen mochte. War wohl der Mühe werth! Hat ja kaum den Kittel eigen, den es auf dem Leibe trägt, und fehlt ihm dazu noch im Oberstübchen." — Armer Hans Pöhlen! dein Seilritt hat dir also doch keine Rosen gebracht.

Um das neue Bad herum wimmelte es wie ehedem von schmächtigen Männern, schmal zwischen den Schultern und langen Halses, von Mädchen und Frauen mit den verdächtigen Röslein auf den Backenknochen und dem unheimlichen, feuchten Glanz der Augen: bekannte und unbekannte Gesichter. Vor allem freute es mich, Vater J . . . . wiederzusehen, der nach alter Gewohnheit gekommen war, sich seine Musterkarte aus der großen Welt zu studiren, aber dießmal allein. Seine Enkelin, das Elseli mit dem goldfarbigen Haar, befand sich zur Vollendung ihrer Erziehung in einer Bildungsanstalt in Genf.

Als Herr Müller nach Tisch ein paar Minuten frei hatte, mußte er mir Bericht erstatten. Ein Dutzend Kreuze hatte ich bereits in der Brieftasche. „Und der bleiche Graf?"

Herr Müller zuckte mit den Achseln: „Auch ein Kreuz! ich hörte, er liege seit letztem März in Nizza begraben.“

Indem ich meinen dreizehn Kreuzen in der Brieftasche nachsann, zog es mich nach dem tosenden Buntschibach, nach dem Wald, in dem der Wind so unheimlich ächzte. Es zog mich dem Bach nach abwärts zum Hügel, wo das Gemäuer der Weißenburg steht. Fast noch dichter als im letzten Jahr wucherten hier Dornen und Gestrüpp. Endlich entdeckte ich einen kaum bemerkbaren Pfad und schlich mich leise zu den grauen Trümmern hinan. Am Fuße des westlichen Thurmes mit dem Spitzbogenfenster, dessen verwittertes Haupt die Ruine überragt, weideten drei Geißen. Die Sonne neigte sich gegen Abend und überfluthete die Burg, den Wald, das Thal mit ihren goldgelben Strahlen. Ich stand hinter einem Strauch versteckt und spähte. Da sah ich im Spitzbogenfenster des Thurms ein sonderbares, fremdartiges Wesen erscheinen. Eine schlanke Frauengestalt war's in meergrünem Seidenkleid und alterthümlichem Spitzkragen; um ihr braunes Haar, über welches ein röthlicher Glanz schimmerte, war eine goldene Kette gewunden, an ihrer Hand glitzerte ein goldener Ring mit rothem Stein, ihre hellblauen Augen glühten unheimlich wie zwei Leuchtwürmer. Sie schaute in's Thal hinab nach der Straße, die von Saanen und vom Genfer See herführt. Wenn ein Reisewagen daher gefahren kam, färbte sich ihr Gesicht, sie erhob die Hand mit dem Ring, als ob sie ein Zeichen geben wollte. Fuhr dann der Wagen durchs Dorf weiter thalabwärts, so sank ihre Hand und ihre Wangen wurden wieder blaß; aber unbeweglich blieb sie unter dem Thurmfenster stehen.

Durch das dichte Tannengebüsch den Blicken des sonderbaren Wesens verborgen, genoß ich mit Neugierde und leisem Grauen des unheimlichen Schauspiels, von dem ich mich nicht loszureißen vermochte. Als endlich die Sonne untergegangen war und die Nacht hereinbrach, verschwand die Erschei-

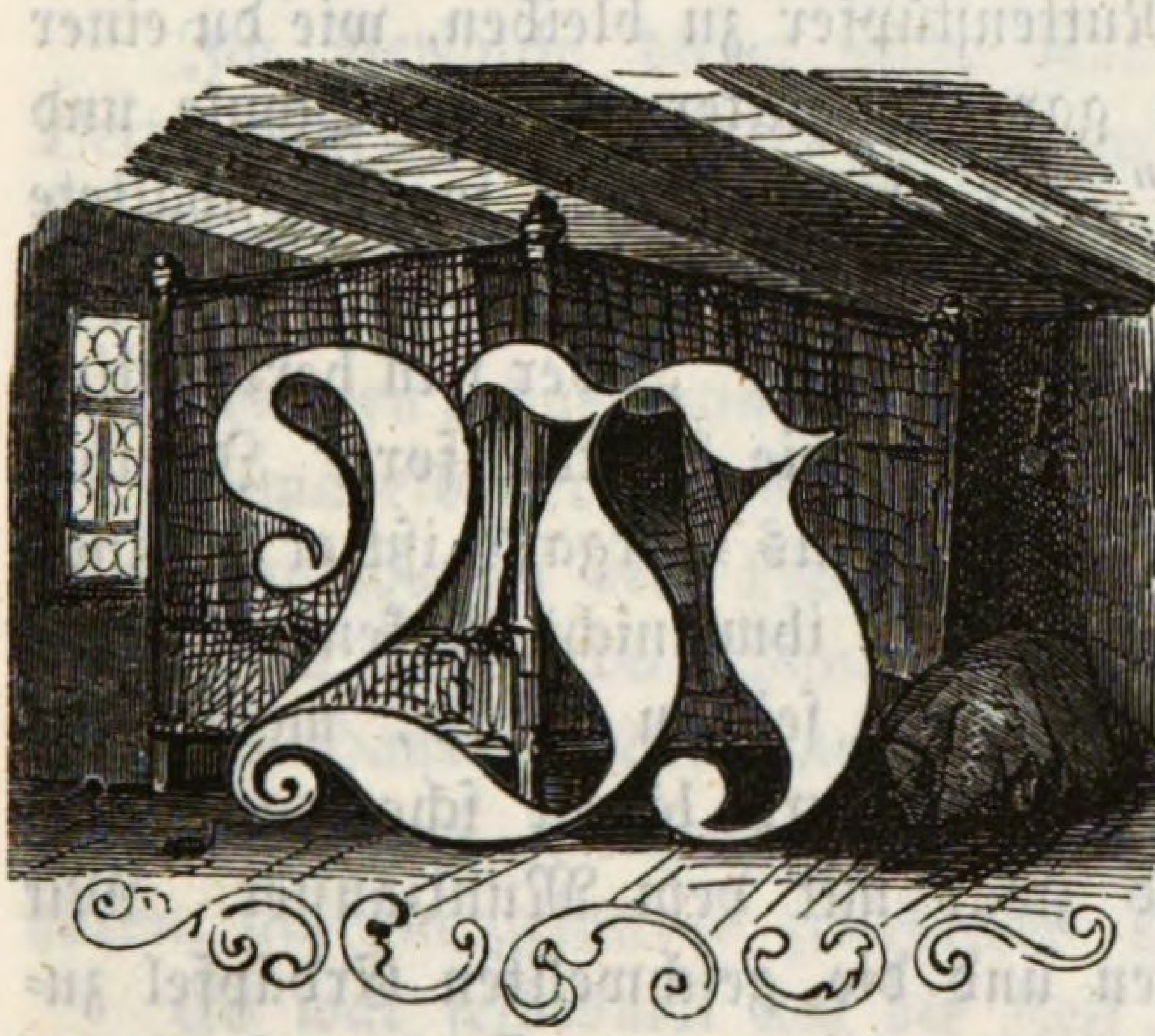
nung am Spitzbogenfenster. — Bald darauf trieb Aenneli von Siebenthal im braunen Kittel, barfuß, gesenkten Kopfes und mit traurigen Mienen, meiner nicht achtend, ihre Geißen an mir vorüber ihrer Hütte zu.



Peterli, der verlorne Sohn.

Erstes Kapitel.

Bauer oder Herr?



Wir lenken das Auge des geehrten und wißbegierigen Lesers an einen Ort, welcher eigentlich für die neugierigsten Blicke ein unzugängliches Heiligthum sein sollte, nämlich hinter die roth und weiß geeckſteinten Vorhänge, welche das breite Ehebett umgeben, in dem der Schnabelbauer bei der Schnabelbäurin unter einem viertelzentnerigen Dakbett liegt. Nicht als ob wir Peterli's Geschichte so gar vom Anfang des Anfangs an zu erzählen anfangen wollten, — etwa vom Ei der Leda an, wie die Gelehrten sagen würden, welche Leda im Vorbeigehen bemerkt eine Jungfer war, die Eier legte, was heut zu Tag nicht mehr vorkommt, obschon es noch genug Jungfern gibt zu Stadt und Land, welche Hühner sind, nämlich Nisthühner,

aber keine Eier legen. Eine Lebensgeschichte so früh anzufangen würde sich heutzutage nicht schicken. Da wo wir beginnen wollen, trägt Peterli schon seine neunzehn bis zwanzig Jahre auf dem Rücken und hinter den roth und weiß geecksteinten Vorhängen des Ehebettes des Schnabelbauers handelt es sich nur mehr um die künftige Laufbahn auf welcher Peterli, des Ehepaares letztgeborenes Söhnchen, durch's Leben rutschen soll. Er sei der Meinung, sprach der Mann, Peterli solle werden, was der Vater ist und der Großvater war, — Schnabelbur. „Sei doch nicht so dumm, Hansli, entgegnete die Frau; der Peterli ist zu etwas Führnehmerem bestimmt, als seiner Lebtage ein Muttenstüpfer zu bleiben, wie du einer bist. War er nicht ein gar Geschickter in der Schule und immer von den Ersten?" Er glaub's bigost wohl, schaltete der Schnabelbauer ein: „hast dem Schulmeister allemal fast eine halbe Sau z'Wursteten geschickt." „Aber sein herrscheligs Wesen in allen Stücken! — fuhr die Mutter fort. Ist ihm nicht das Schaffen ärger zuwider als Purgaz? ißt er je einen geschwellten Erdäpfel, wenn ich ihm nicht Anken und Käs dazu aufstelle?" Ginge es nach seinem Sinn, meinte der Schnabelbauer, er hätte den Herrn längst schon aus dem Peterli ausgetrieben und zwar mit dem Munizänner. Mit Einem, dem das Schaffen und die geschwellten Erdäpfel zuwieder seien, komm's allweg nicht gut. „Das verstehst du nicht besser, Hansli, widerredete die Bäurin. Peterli gehört nicht in's Dorf zum groben Bauernvolk, sondern in die Stadt zu den Herrenleuten. Da kann's ihm gar nicht fehlen. Erst lassen wir ihn studiren, etwa ein halbes Jahr; dann geht er als Schreiber in eine Amtschreiberei oder zu einem Fürsprech. Einmal so weit, ist er bald oben aus. Er fängt an Geschäfte zu machen, verdient Geld wie Laub, bekommt bald einen guten Pfosten, kauft sich ein Haus in der Stadt, nimmt eine Frau, aber eine reiche und fürnehme. Dann laß ich den Choli anspannen und fahre zu ihm hinein und richte ihm d'Hushaltig

ein, daß es eine Gattig hat. Und bin ich damit fertig, so lug ich zum Fenster hinaus und lose, wie die Leute unten vorbeigehen und sagen: das schöne Haus gehört z'Schnabelburs Peterli und die Frau, wo oben-use lugt isch sis Müetti. Aber du magsch das Gfell im Peterli nume nid gönne; die Paar Batze reue di, wo me no müeßt an ihn wände. Wäge deßi muß jitz das arme Bübli, wo no chönt Rothsherr oder gar Landamme werde, siner Läbelang nom Chüestall stinke und der Melchstuhl am Hinder umme dräge. Daß du's numme weisch, Hansli, du bisch dr wüschtist Hung gäge dis Ching, wo hütigs Tags im Kanton umme lauft."

Im Verlaufe dieser Rede war der Schnabelbauer im Bette aufgesessen und hatte ruhig zugehört, wodurch die Bäurin sich veranlaßt sah sich zu unterbrechen und zu fragen, was es gäbe? warum er sich nicht niederlege? „Ob es ihr je schon vorgekommen, daß man z'lieglige die Predigt anhöre?" gab der Schnabelbauer zur Antwort, worauf die Schnabelbäurin sehr höhn wurde, dem Hansli den Ellenbogen in die Rippen stieß, sich gegen die Wand kehrte und chupte *). Da legte sich auch Hansli wieder nieder und bald ließ sich hinter den weiß und roth geeckstеinten Umhängen nichts weiteres mehr hören, als ein gesundes zwiefaches Schnarchen.

Es war selbesmal um die Zeit, da die Bienen in den Impstöcken sich wieder zu rühren anfangen; von da und dort trug schon eine ein Paar goldgelbe Höschen heim. Die Ameisen erwachten auch aus dem Winterschlaf, kamen an die schöne laue Sonne hinaus und suchten nach Tannennadeln und Grashälmchen, um sich ihr Sommerhaus zu bauen. Die Bauern aber zogen auf den trockenen Aeckern die ersten Furchen und die Bäurinnen säeten in ihren Gärten Zwiebeln und Kraut.

*) chupen = schmollen.



Als man des andern Tages am Morgenessen saß, sagte der Schnabelbauer: „Kannst heute für mich Pflug halten, Peterli, was man nie probiert, lernt man nie.“ „Arm's Bübeli!“ seufzte die Mutter. Der geneigte Leser würde sich jedoch eine falsche Vorstellung vom „armen Bübeli“ machen, wenn er sich darunter etwa ein g'rings, durchsichtigs Bürschlein dächte, das von einem rechten Zugluft umgeweht werden könnte, und welchem die Dörrsucht bereits aus den hohlen Augen schaut. Des Schnabelbauers Jüngster war im Gegentheil

ein langaufgeschossener Bengel mit breiten Pratzen und starken Knochen, der sich oben über hielt, nicht aus Schwäche, sondern weil er zu faul war, den Rücken grad zu strecken. Peterli hatte einen Taubenhandel oder irgend ein anderes nicht minder wichtiges Geschäft vorgehabt, weßhalb er zu den Worten des Vaters ein saures Gesicht schnitt und sie keiner Antwort würdigte. Half aber für heute weder das seufzen der Mutter noch das chupen des Buben, sondern derselbe mußte gern oder ungern mit dem Vater nach dem obern Rüttacker, wo Haber gesäet werden sollte.

Der Choli, mit welchem die Schnabelbäurin in die Stadt fahren wollte, wenn einmal der Peterli ein schönes Haus hätte und eine Frau, aber eine reiche und fürnehme, — dieser selbe Choli mußte jetzt vor zwei Stieren her den Pflug ziehen helfen, den Peterli zu seinem großen Verdruß sollte halten lernen, indeß der Vater z'Acher trieb. Es fanden sich zwar da und dort Steine im obern Rüttacker und zwar nicht grad von den kleinsten; auch stieß man zuweilen auf eine Wurzel, weil da und dort noch eine Eiche im Grünhaag stand. Sonst war das Stück Feld, das umgefahren werden sollte, eben und nicht gar wild und wenn der Schnabelbauer selber Pflug gehalten hätte, so würde es nach dem Ackern ausgesehen haben, wie ein Gartenbeet. Heut ward freilich die Arbeit minder schön. Der Vater mochte mit seinen zwei Stieren und dem Choli noch so grade und g'satzlich *) fahren, so schnitt der Bube eine Furche, bald kaum so breit wie eine Radfelge und handkehrum nicht viel schmaler als eine Stallsthüre. Jetzt fuhr der Pflug ganz z'gstözlige **) in den Boden hinein und nagelte den Zug auf dem Platze fest, dann warf es ihn wieder aus der Furche hinaus, daß er wie ein Schlitten über den Acker wegfuhr. „Drück es Bitzli!" belehrte der Vater, — „jetz lüpf ***) — meh hott ume; hüst e chli".

*) gsatzlich = langsam und gleichmäßig.

**) z'gstötzlige = köpflings.

***) lüpfen = heben; — hott = rechts; — hüst = links.

Half aber Alles nichts. Peterli gab zur Antwort: „mach's selber, Aetti, wenn dr's nit gut g'nug cha." Es war als ob er die Sache mit Fleiß recht ungatlich in die Hände nähme und der Schnabelbauer mußte sich ordentlich zusammennehmen, um die Peitsche, womit er den Choli und die Stiere regierte, nicht dem Buben um die Beine zu schlagen. Ging Einer am Rüttacker vorbei, so schaute er eine Weile der Machenschaft zu und ging dann kopfschüttelnd seines Weges. Der Vater aber übte sich in Geduld und dachte, es werde vielleicht besser kommen nach und nach; ihm habe zwar Niemand zeigen müssen, wie man Pflug halte, — es sei ihm so zu sagen schon von selbst in den Fingern gelegen. Peterli sei leider anders genatürt — er schlage mehr der Mutter nach. Einmal meinte er, jetzt laufs; die Furche war schon fast zehn Schritte weit schön grade und ebenrecht tief — — — krach! Peterli war mit der Wegetzen unter eine dicke Wurzel gefahren und die Stiere, welche eben herzhaft anzogen, hatten das Geschirr zerrissen. Peterli brach darüber in ein schadenfrohes Gelächter aus und sagte: „jetz trieb z'Acher, wenn d'chasch, Aetti!" worauf ihm der Vater befahl, den Zug vollends abzunehmen und heimzuführen. Sonst sprach der Schnabelbauer heute nichts weiter über die Sache, weder im Guten noch im Schlimmen, sondern ging schweigend seinem Geschäfte nach und suchte etwas, was ihm auf dem Magen lag, zu verwerken.

Als er endlich wieder hinter den roth und weiß geeckfteinten Umhängen bei der Schnabelbäurin unter dem Dakbett lag, sagte er: „der Peterli kann dann mira *) studieren." — „Gell aber, rief die Mutter erfreut aus, du siehst es jetzt selbst ein, daß sich unser Peterli nicht hinter den Pflug und in den Stall schickt?" „So ist's, war Hanslis Antwort. Zu einem rechten Bauer ist Peterli zu dumm; so mag er's

*) mira = meinethalben.

also mit dem Herrn probieren.“ Und zog die Nachtkappe über die Ohren und kehrte sich ohne weitern Bescheid zu ertheilen auf die andere Seite. Die Bäurin aber konnte noch lange, lange nicht einschlafen. Als ihr endlich die Augen zufielen, so träumte sie von dem schönen Haus in der Stadt, wo sie oben zum Fenster hinausschaute, da Peterli bereits Rathsherr geworden war und eine reiche und fürnehme Frau bekommen hatte. Aber die Leute, die von der Gasse hinauf schauten, sagten nicht: „gschauet, das isch z'Peterlis Müetti, d'Schnabelbüüri, wo use luegt“ —, sondern sie gränneten *) sie aus und riefen: „luegit die Blättere! sie meint sie syg ne Rathsherrefrau und isch doch nume z'Schnabelbabi.“ —

Zweites Kapitel.

Peterli geht studieren.

Es war also eine ausgemachte Sache, daß Peterli studieren sollte. Aber über das „warum“ waren die Ansichten verschieden. Die Mutter blieb auf dem Satz, er müsse studieren, weil er ein viel zu hübscher und herrscheliger sei, um unter dem groben Bauernvolk zu bleiben. — Peterli dachte im Stillen bei sich: Es dünke ihn kummlicher in der Stube am Schatten zu sitzen oder mit der Cigarre im Maul und den Händen in den Hosensäcken spazieren zu gehen, als daheim in Wind und Wetter und Sonnenschein zu mähen, zu hacken oder Pflug zu halten, oder gar vom Morgen früh bis in die Nacht mit dem Pflegel drein zu schlagen. Seine Ansichten vom studieren waren ungefähr so klar, wie jene ihres Rothklebs im Stall vom Spanischen. — Was der Vater davon hielt, hatte er der Mutter hinter den roth und weiß geeckſteinten Umhängen eröffnet, sonst gings Niemanden was an.

*) grännen = Gesichter schneiden.

Was dann das „wie“ anbetrifft, so machte dieß der Schnabelbäurin nicht wenig Unruhe. Wie man das studieren angreifen müsse, davon hatte sie eigentlich nie einen deutlichen Begriff gehabt. Ob man's angatige wie das Flachshecheln oder wie das Brodbacken, oder wie das Waschebauchen, — wie sollte sie darüber Auskunft wissen? Und wenn sie mit dem Schnabelbauer darüber zu Rath gehen wollte, so fertigte sie dieser kurz ab: „du hast den Buben zum Bauer verdorben, lug jetzt selber dazu, daß er ein Herr werde.“

In diesen Nöthen fiel endlich der Schnabelbäurin ein, daß sie eine Base besitze und die Base eine Tochter, welche zu Bern in einer Pinte Kellermagd war. Die Tochter der Base hätte einmal, als sie daheim auf Besuch gewesen, erzählt, es kämen gar viele Studenten zu ihr in die Pinte; es seien die ordligsten Leute die man sehen wolle und studirten meistens Prokurator und Doktor. Sie hätte schon manchen gekannt, hatte damals die Tochter der Base berichtet, der frisch hinter dem Mist hervorgekommen, — in einem halben Jahr sei er dann schon ausgelernt gewesen und wäre einer der schlimmsten Fürspreche geworden, oder sei gar zämefüßlige i d'Regierig ine gumpet *). Es komme eben nur darauf an, wie anstellig einer sei, und dann auch, daß er viel in ihre Pinte komme, denn dort lerne man zehnmal mehr, als auf den Schulbänken, — habe sie oft genug einen Professor sagen hören, der selber alle Tage seine Paar Schoppen bei ihnen trinke. Dieser Professor sei einer der beschlagendsten und halte nicht hinter dem Berg. Es dünke sie, hatte die Tochter der Base noch beigefügt, sie sei selber schon halb gelehrt, nur von dem, was sie allemal beim Gläserschwenken auffische.

Diese Reden, welche der Schnabelbäurin eigentlich den ersten Gedanken eingeflößt hatten, daß Peterli studieren müsse, suchte sie jetzt alle wieder in ihrem Gedächtnißkasten zusammen

*) gumpen = hüpfen.

und ging sie noch einmal durch. Schließlich kam sie zu der Ueberzeugung, Peterli könne nichts Gescheidteres vornehmen, als nach Bern zu reisen, in der Pinte, wo das Bäslein Kellermagd sei, einzukehren und sich vom Bethli, welches beim Gläserschwenken schon selber ein halber Student geworden, fernere Anleitung geben zu lassen. Hätten andere in einem halben Jahr ausstudieren können, so möchte sie fragen, warum der Peterli es nicht ebenfalls im Stande wäre. — Zu alledem schüttelte der Schnabelbauer den Kopf und sagte: mira!

So weit war nun also die Sache — wenigstens im Kopfe der Schnabelbäurin — im Blei. Was ihr dann aber fast nicht mindere Sorge verursachte, das war die Aufgabe, ihres Peterlis Außenmensch zum vorhabenden studieren anständig auszustatten. Vor allem wurden Schneider und Schuhmacher auf die Stör genommen, die Näherin mußte auf Leib und Leben neue Hemden nähen und am nächsten Solothurnermarkt wurde dem Knecht, der mit dem Choli etliche Halbenglische, nämlich Schweine, zu Markt führen mußte, der Auftrag ertheilt, alles dasjenige, was man nicht zu Haus verfertigen konnte, einzukaufen.

Keine sechs Wochen ging's, so stand Peterli da, ein neuer Mensch. Bei den saubergesalbten und wohlgenagelten Schuhen und den blauen Strümpfen anzufangen, die oberhalb der Waden weiß angelismet waren, — fortzufahren mit den Hosen vom schönsten elben Halblein und der gelb und rothen Weste mit den blanken Stahlknöpfen, — nicht zu vergessen des Kittelchens von braunem Guttuch, — und endlich zu schließen mit dem halbellenhohen fláchsenen Hemdkragen, steif wie eine Ladenwand, dem darum geschlungenen blau und rothen Seidentuch und der grünen Tellerkappe mit dem rund herum aufgenähten Goldschnürchen; war Peterli das Musterbild ländlicher Toilettenkunst und machte dem Geschmack seiner Mutter alle Ehre. Nur schade, daß dieser Geschmack nicht ganz mit der Mode übereinstimmte, nach denen die Studenten sich zu tragen

pflegen. In einen schön gemalten Trog wurden noch mehr blaue Strümpfe mit weiß angelismeten Knieen, noch mehr Hemden mit hohen steifgestärkten Krägen, und eine noch schönere B'chleidig, für den Sonntag bestimmt, eingepackt. Damit das „arm Bübeli" wenigstens während den ersten Tagen in der Fremde nicht Hunger leide, kamen ferners ein Mäß dürre Birnenschnitze, ein Dutzend geräucherte Magenwürste, eine Eierzüpfe und etliche Flaschen Kirschwasser in den Trog.

Der Peterli und der Trog wurden dann an einem schönen Morgen einem Bauer aus der Nachbarschaft, welcher Frucht nach Bern zu Markte führte, auf den Wagen geladen und nach seiner Bestimmung spedirt. Beim Abschied weinte die Mutter sehr über den Peterli, der jetzt in die weite Welt hinaus müsse und empfahl ihm noch ausdrücklich seine Schnupftücher zu gebrauchen aber nicht zu verlieren und des Abends fleißig den Rosenkranz zu beten. Der Vater sagte nur: „thu besser in der Fremde, als du daheim gethan." Als der Wagen abgefahren war, ging er Peterlis Stallhosen und Stallkittel zu suchen; die hing er dann in den Speicher an einen Nagel und ertheilte den strengen Befehl, diese Sachen unberührt an ihrem Ort zu belassen.

Hinter einem Haag, zu äußerst im Dorf, stand ein junges Mädchen. Es war z'Ameieli ab dem Roggenacker. Wie gern hätte es noch zum Abschied ein gutes Wort, einen freundlichen Blick von Peterli gehabt! Aber für einen der studieren geht und ein Herr werden will, war Ameieli viel zu gering. Als man bei dem Haag vorbeifuhr, wo das Meitschi stand, saß Peterli zu oberst auf dem Fuder Frucht und klepfte und schaute in's Blaue, grad wie ein Huhn, wenn's donnert. Ameili war um seinen Abschied betrogen und schlich, das Fürtuch vor den Augen, heim.



Drittes Kapitel.

Die Verwandlung.

Was die Mutterliebe nicht vermag! An Werktagen war sonst die Schnabelbäurin kaum weiter von Hause wegzubringen, als bis auf ihren Kabisplätz, an Sonntagen bis

zur Kirche. Außerhalb des Gemeindebannes hatte sie seit der Zeit, da Peterli bald hätte jung werden sollen, Niemand erblickt. Damals war sie einmal trotz ihrer Bürde zwei Stunden weit zu einem Korbmacher gegangen, der in einem abgelegenen Schachen wohnte und sich beinebens mit Wahrsagen abgab. Zum Dank für ein spendirtes Ankenbälli hatte ihr derselbe auf das Bestimmteste prophezeit, nicht nur daß sie einen Buben bekommen würde, was dann richtig eingetroffen, sondern auch daß das Büblein zu etwas ganz Besonderem, extra Fürnehmem heranwachsen werde, was jetzt eben auf dem besten Wege war, ebenfalls einzutreffen. In diesen letzten 18 Jahren war also die Schnabelbäurin gar niemals außerhalb des Gemeindebannes gewesen, — ein Bädlein, wo man sich alljährlich einmal den Leib waschen und schröpfen lassen konnte, befand sich innerhalb desselben. Nun treffen wir sie — es ist Dienstag früh — auf einem Sprengwägeli, welches der mehrfach erwähnte Choli hinter sich herschleppt, auf der großen Landstraße nach Bern. Die Langeweile nach dem Peterli hatte, seit er zu oberst auf dem Fruchtwagen fortgefahren war, an ihrem Herzen genagt. Zwei — drei Monate hatte sie's getragen; länger hielt sie's nimmer aus. Sie mußte sich mit eigenen Augen überzeugen, ob das arme Bübeli noch am Leben sei. Es wurde also mit der Base, deren Tochter in Bern Kellermagd war, ein Besuch bei den beiderseitigen Kindern verabredet. Da der Schnabelbauer weder im Guten noch im Schlimmen zu bewegen war, mitzukommen, so ward die Führung des Choli dem Knecht anvertraut.

Die Tiefenauerbrücke war damals noch nicht fertig, weßhalb man aus dem Solothurnerbiet herkommend, den Aargauerstalden hinunter fuhr. Das Pferd wurde im „Chlösterli“ eingestellt und dann zu Fuß in die Stadt Bern eingerückt, und zwar über die untere Brücke — über die obere hätte es zwar weniger Schweiß, aber einen Kreuzer Zoll ge-

kostet. Wie sperrte da das Schnabelbabi die Augen auf! „Aber nei au! lueg, Base, wettigi Hüser und sövel Lüt .... und do die schöne Chromläde .... und dört die Soldate ... . und selb die Gutsche! .... wenn-ig nur den Peterli g'säch. ...." Aber Peterli zeigte sich nirgends. So ging es, da gestoßen und dort geschoben, durch das Gedräng der Lauben stadtaufwärts bis zum Zeitglockenthurm. Dort angelangt sahen die Bäurinnen etliche junge Bürschchen stehen, die keine Halstücher anhatten, sondern den Hemdkragen breit herausgelegt; trugen auch feuerrothe Kappen und rauchten aus klafterlangen Pfeifen, an denen farbige Zotteln hingen, fast so groß wie halbpfündige Chuderhöppli. Babi meinte, ob es etwa lutherische Fastnacht sei; die Base, welche etwas mehr Welterfahrung hatte, äußerte jedoch die Vermuthung, die Bürschlein wären Rößlispieler, was um so wahrscheinlicher, da einige lange Sporen anhatten. Aber ein Milchmann, der eben vorüberging, berichtete die Frauen mit Lachen, es seien keine Rößlispieler, sondern Studenten.

„Oeppe nid!" rief die Schnabelbäurin erschrocken. Sie hatte auch einmal einen Studenten gesehen und zwar beim Pfarrherrn, wo er um einen Reisepfennig anhielt. Dieser Student trug aber eine schwarze Tellerkappe, einen langen Kittel bis auf die Waden herab und einen rothen Parisol; er studierte jedoch auch nicht Landammann, sondern nur Vikari. Nichtsdestoweniger war ihr derselbe immer als das Vorbild eines Studenten vorgeschwebt, weßhalb sie dann auch bei der Rede des Milchmannes ihr zweifelndes Erstaunen nicht unterdrücken mochte. Die Base meinte dagegen, es wäre doch möglich und sie thäten dann am besten, hier wegen Peterli und Bethli Nachfrage zu halten, sonst könnte man zuletzt den ganzen Tag herumlaufen und die Häuser und Leute angaffen, und käme doch nicht an den rechten Ort. Man faßte sich also ein Herz und ging auf die Burschen mit den rothen Kappen los. „Schnabelbauers Peterli sei ihr

Bub, sagte Babi, — und diese da wäre Bethli's Mutter, wo beim „Großmogul" Kellermagd sei; sie thäten gern wissen, wo man den Buben und das Meitschi erfragen könnte." — Bei diesen Worten erhob sich unter den Studenten ein großes Juchheien und Gelächter. „Bringst dem Peter Schnabel wieder Magenwürste und Kirschwasser? Bravo, Schnabelbabi — Hurrah — Eviva!" so riefen die Einen. „Und du willst nachschauen, ob deinem Töchterlein nichts fehle?" lachten die Andern; „häb nid Chummer, wir thun ihm nichts zu leid." — Einige des Trupps zeigten sich sogleich willig, die Schnabelbäurin zu ihrem Sohne zu geleiten, der wohl noch in den Federn liegen werde, während die Base von etlichen Andern zum Bethli beim „Großmogul" geführt wurde.

Als das Schnabelbabi in Begleitschaft eines halben Dutzend Rothkäppler in Peterli's Stube trat, wußte es nicht recht, ob ihm g'schmuecht werden solle oder nicht. Da lagen Kleider allerlei Art, bekannte und unbekannte, auf dem Boden herum; darüber etliche umgeworfene Stühle; auf einem andern neben dem Bett stand ein Wasserkrug und ein Lichtstock, dessen Kerze in letzter Nacht zu löschen vergessen worden, — auf dem Tische ein Stiefel und eine lange Pfeife. Der schön gemalte Trog stand mit geöffnetem Deckel mitten in der Stube und drinnen hatte sich auf den Hemden mit den hohen steifen Krägen ein großer Hund sein Lager zurecht gemacht, welcher den Eintretenden knurrend die Zähne wies. Im Bette selbst lag — den Kopf zu Füßen und die Füße auf dem Kopfkissen — ein schlafender Mensch mit strubem Haar und bleichem Gesicht.

„Peterli, Peterli! was fehlt dir?" rief die erschrockene Mutter. Die Studenten lagerten sich auf den Tisch und die vorhandenen Stühle und stopften aus Peterli's Tabakssäckel ihre Pfeifen. „Er ist übel krank," jammerte die Bäurin. „Er hat den Katzenjammer," lachten die Studenten. Schna-

belbabi, welches meinte, dieses sei eine gefährliche Krankheit, warf sich auf das Bett und heulte; aber die Studenten riefen: „Erwache, Peter Schnabel! deine Alte ist angelangt mit frischem Vorrath dürrer Birnenschnitze und vergrauter Neuthaler —“ und als der Schläfer von diesem Zuspruch noch nicht erwachte, tauchte einer einen herumliegenden Federnbund in den Wasserkrug und gab Peterli den Segen, worauf dieser ein Paar rothangelaufene Augen aufzuschlagen probirte und blinzelnd und verwundert sich umschaute.

„Ob er z'Müetti nümme kenni?“ frug z'Schnabelbabi. „Wo es ihm weh thue? ob er Hoffmannstropfen oder Holderthee möge? Hoffmannstropfen seien b'sungerbar gut gegen Bauchweh und Holderthee gegen Gliedersucht. . . . .“ „Saure Leber!“ unterbrach sie Peter mit heiserer Stimme. „Wohlgesprochen, Peter Schnabel!“ jubelten die Studenten. — „Saure Leber sei die beste Arznei für den flotten Studio, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere im vorliegenden Fall.“ Dann machten sie untereinander aus, sie wollten beim Bethli für Peter Schnabel die saure Leber bestellen gehen, der sich unterdessen anziehen und mit der Alten nachkommen solle — und der Trupp rasselte singend und lachend die Treppe hinunter.

Derweilen hatte sich Peterli die Augen ausgerieben; die Mutter ließ es sich nicht nehmen, ihm beim Ankleiden behülflich zu sein. „Aber, Bub! was hesch mit dine Strümpfe g'macht?“ Peter hatte die neuen blauen Strümpfe mit den weißen Knieen vermittelst eines kühnen Schnitts der Scheere sämmtlich in Socken verwandelt: „Ein Student trage niemals lange Strümpfe.“ „Was ist's mit deinen Halbleinhosen?“ Diese hatte Peter gegen ein paar andere vertauscht von dünnem Baumwollenzeug aber blau mit rothen Strichen über's Kreuz und Beinen, weit wie Mehlsäcke. „Und d'Hoseträger?“ „Sy nümme Gummang“ — antwortete Peterli und schnürte sich die Hosen mit einem wollenen Seil um den

Leib, dran zwei faustgroße gelb und rothe Zotteln hiengen. Die Weste habe er verkauft; nur die Philister trügen solche. Aus dem „Kittel“ von braunem Guttuch hatte sich Peterli einen Attila schneidern lassen. Schnabelbabi fiel von einem Schrecken in den andern. Ach! auch die schöne Tellerkappe



mit dem goldenen Schnürchen auf der Nath war irgend einem Kleiderjuden in den Schnappsack gewandert; ihre Stelle vertrat ein feuerrother Deckel, kaum größer als ein Geißchäsli, darunter das fette, schlechtgekämmte Haar halbellenlang hervor und über den Rockkragen herunterhieng. Die Montur vervollständigte eine Brille mit similorigem Gestell. „Ob er vom vielen studieren böse Augen bekommen und halb blind geworden sei?“ frug die Mutter besorgt. „Nit daß er wüssi, es sei bloß Scheibenglas. Wer aber keine Brille trage, der werde grad nur so für einen dummen Bauernlümmel gehalten.“ Zuletzt nahm Peter einen dicken Knittel zur Hand, steckte sich eine lange Pfeife in's Gesicht, pfiff dem Hund, der im Troge schlief und ging, die Mutter auf die „Kneipe“ zu führen, wo sie die Base und er die saure Leber finden sollte. Schnabelbabi aber vergaß ob ihres Peterlis Verwandlung Maul und Nase zuzumachen, und es war ihm, als ginge es im Traume.

Viertes Kapitel.

Schnabelbabi beim „Großmogul“.

Die Schnabelbäurin stellte sich unter dem „Großmogul“ eine Art Küchliwirthschaft vor, wo man Kaffe, Strübli und Fotzelschnitten haben könne. „Es rieche hier herum nicht just am besten; ob öppe ne Matte umewäg syg, wo me früsch b'schüttet heb?“ frug Babi ihren Sohn, als sie durch die engen Gäßchen gingen, die zum „Großmogul“ führen. Aber man kam über keine Matten, sondern durch immer enger werdende und immer mehr stinkende Gäßchen und zuletzt durch eine niedere Thüre in eine Stube, in welcher sich mehr Tabaksdampf als Tageslicht und mehr Bier- und Käseduft als athembare Luft befand. An den Tischen saßen meistentheils Studenten mit nicht minder kleinen rothen Kappen auf dem

Kopf und nicht minder großen Quasten an den Pfeifen, als sie Peterli führte. Dieselben streckten ihre Beine weit vor sich und lagen mit den Ellenbogen breit über den Tisch, und beschütteten ihre Gurgeln mit Bier. Bethli hatte alle Hände voll zu thun, ihnen ihre Göhne *), womit sie b'schütteten, nämlich die großen Deckelgläser, stets frisch zu füllen. Seine Alte hatte es in die Küche praktizirt, damit derselben nicht etwa vor den Gefahren bange werden möchte, welche ein Kellermädchen zu bestehen hat, dessen Tagewerk es ist, Studenten mit Bier zu füllen; und ist in der That nicht zu leugnen, daß mit einem solchen nicht grad umgegangen wird, als wie mit einem Lämmli von Mayenanken. Die Schnabelbäurin hätte ebenfalls in die Küche wandern sollen, dieß gaben aber Peterli's Freunde nicht zu, sondern sie mußte sich an ihren Tisch setzen. Einer schlug vor, sie als Ehrenmitglied ihres Vereines aufzunehmen, was unter großem Jubel von den Anwesenden gutgeheißen wurde. Bethli werde wohl wissen, was diese Ehre zu bedeuten und es dabei zu thun habe. Da Peterli, der sich in seine saure Leber vertieft hatte, keine Einwendungen machte, so ging das B'schütten mit Bier nun erst recht an. Es wurde ein ganzes Fäßchen auf den Tisch gestellt und wer leer hatte, hielt sein Glas nur unter den Hahn. Einer nach dem Andern stieß mit Schnabelbabi an, welche Bescheid thun mußte, zwar nicht in Bier, denn es war nie auf der Universität gewesen und trank keines, sondern in einem delikaten, ferm geschwefelten Seewein, der beim „Großmogul" unter dem angenommenen Namen „Lacote" zu zehn Batzen die Maaß verkauft wurde. Zwischen durch wurden Lieder gesungen, wovon die Fenster tschäterten, und welche Schnabelbabi für wälsch hielt, weil sie dieselben nicht verstand. Zur Abwechslung erzählten die Studenten dann auch von ihrem lustigen Leben. Die Schnabelbäurin — meinte

*) Gohn = ein Geräthe, womit man Gülle schöpft.

Einer — solle ihrem Peterli das Spätaufstehen nicht in übel nehmen. Das komme so, wenn man bis tief in die Nacht hinein laborire. Laboriren, frug Babi, heiße — mit Schein — ob den Büchern studieren? Die ganze Stube brach ob diesen Worten in ein wieherndes Gelächter aus, worauf Einer erklärte, studieren werde hier „ochsen" genannt, was höchstens ein „obskures Kameel" thun thäte; laboriren dagegen heiße arbeiten, und zwar hauptsächlich in einem einzigen Stoff, nämlich im Bierstoff. Peter Schnabel, obgleich er erst ein halbes Semester auf der Universität sei, laborire bereits ganz famös. — Ob denn ihr Peterli sonst nichts thue, als laboriren? — Doch freilich! des Sonntags nehme er einen „flotten Besen" zur Hand und „fege" damit auf den Tanzplätzen herum. — „Deppe nid! und gar ame Sundig?" Daheim habe er allemal fast gepflännt, wenn er den Stallbesen nur mit dem kleinen Finger hätte anrühren sollen. Wiederum erzitterten die Wände von dem Gelächter der Studenten. „Die Narren heißen ein hübsches Meitschi einen Besen" — erklärte dießmal das Bethli der verblüfften Base ihren Irrthum. Als das Gelächter sich wieder gelegt, sagte ein Student mit einem großen Schnauz und einer fingerslangen Narbe im Gesicht: Hätte sich „Fuchs" Schnabel erst einigemale „gepaukt", so wäre er ein ganzer Kerl und könne noch einen der ersten Hähne der Universität abgeben. — Die Füchse, die Hahnen und Pauken waren wohl kraus für das Schnabelbabi, aber es mochte nicht wieder ausgelacht werden, und that, als ob es diese Redensarten verstände. Es war im Glauben, Peterli solle bei einer türkischen Musik die Pauke schlagen. Hätte es gewußt, daß unter „pauken" das Fechten mit geschliffenen Degen verstanden ist, was vorkommt, wenn die Studenten sich beim wahren Namen heißen — nämlich dumme Jungen — es hätte das Bübeli noch heute mit nach Hause genommen, studieren hin, studieren her.

Nach und nach ging es aber vor lauter Ochsen, Kameelen,

Füchsen, Hähnen und ähnlichem Gethier der Schnabelbäurin wie ein Mühlrad im Kopf herum. Auch waren der Lärm, der Tabaksdampf und der Seewein nicht am besten geeignet, ihr die ruhige Ueberlegung zu erleichtern. Nichtsdestoweniger fühlte sie einen innern Drang, das „Laboriren", die „Besen" und das „Paukenspiel", womit sich nach Aussage seiner Freunde Peterli hauptsächlich abgebe, mit Peterli's künftiger glänzender Laufbahn, wovon sie so oft geträumt, in Einklang zu bringen. Schnabelbabi hätte sich darüber gerne bei Bethli Aufklärung verschafft; aber dasselbe sagte, es habe heute nicht wohl der Weil Rede zu stehen, — Babi solle sich lieber an den alten Herrn mit dem grauen Kopf und rothen Gesicht wenden, der am andern Tisch Etlichen auf Hochdeutsch die Zeitung erkläre. Er sei der fürnehmst Professor in der ganzen Schweiz, der mehr Geist im kleinen Finger besitze, als alle andern zusammengenommen in ihren Köpfen — den vielen, den er den Hals hinunterschütte, nicht einmal mitzurechnen. Und nirgends gäbe er es besser von sich, als eben gerade hinterm Schoppen. Auch halte er es nicht mit den Fürnehmen, sondern mit dem Volke, was er schon hundertmal selber gesagt habe. Der würde ihr die Sache dann schon erlesen.

Schnabelbabi faßte sich also ein Herz, griff nach dem Fürtuchbändel und redete nach einer angemessenen Einleitung den Professor mit dem grauen Kopf und dem rothen Gesicht ungefähr folgendermaßen an: Es wäre ihr lieb, wenn aus ihrem Peterli etwas Rechtes würde, wozu er längst schöne Anlagen gezeigt (wobei es nicht vergaß, von seinen Fortschritten in der Schule und seiner Abneigung gegen geschwellte Erdäpfel Erwähnung zu thun, ohne jedoch etwas von der Wursteten zu vermelden, die alljährlich dem Schulmeister zu Theil geworden war). Lateinisch, oder wie das wälsche Zeug heiße, habe er zwar nicht gelernt — der Schulmeister habe es, glaube sie, selbst nicht gekonnt. Auch werde er wohl nicht

gar lange zu Bern bleiben können, von wegen der Alt möge das Geld nicht an ihn wenden. Sie meine aber, so bis z'Michelstag werde Peterli wohl geschickt genug werden, um einen guten Pfosten von der Regierig zu bekommen. Man sagt, es habe schon Mancher einen solchen bekommen, der noch weniger studiert gehabt. — Nun möchte sie aber noch gern wissen, ob das erstaunliche Biertrinken und das Pauken auch zum Studieren gehörten, oder ob es nur Flausen seien. Sie habe gedacht, ein so geschickter Herr, der zugleich so niederträchtig *) sei und sich nicht schäme, mit gemeinen Leuten zu reden, werde ihr die beste Auskunft geben können. „Uebrigens nüt für ungut, daß ich so grob gsi bi und nähmet mi Grobheit für-ne Höflichkeit."

Der alte Herr mit dem rothen Gesicht lachte erst, aber nur auf den Stockzähnen, trank einen Schluck und sagte dann: „Liebe Frau, Euer Sohn scheint mir auf dem besten Wege. Daß er weder von alten Sprachen noch von alten Geschichten etwas gelernt hat, ist gerade sein größtes Glück. Diese Sachen verstopfen uns nur den Geist und füllen ihn mit alten Vorurtheilen. Wäre ich Meister, ich ließe alle Bücher verbrennen, worin steht, was vor uns geschah, gedacht oder geglaubt wurde. Wüßte Niemand nichts von diesen Pflänz, so ginge es mit der neuen Zeit und den neuen Ideen erst recht vorwärts, weshalb mir solche Schüler, die grad frisch von der Dorfschule kommen, die liebsten sind. — Auch darüber sollt Ihr Euch nicht beklagen, gute Frau, daß Euer Sohn öfters in der Kneipe als in der Vorlesung sitzt. Was er bei meinen Herrn Kollegen lernen könnte, ist doch nur dummes Zeug. Es genügt, wenn Euer Sohn bei mir das Kollegium belegt. Von mir kann er Alles lernen, was nöthig ist, ein guter Bürger, ein vorurtheilsloser Denker, ein freisinniger Staatsmann zu werden. Was ich auf dem Katheder

*) Niederträchtig = herablassend.

zu sagen vergessen sollte, hole ich dann am liebsten beim Schoppen nach. Empfehlet also Eurem Sohne, gute Frau, sich mit meinen andern jungen Freunden nur recht fleißig hier einzufinden. Am Wirthstisch, bei vollen Gläsern, lernt man für's Leben; in den dumpfen Hörsälen gerathen nur Bücherwürmer und Pedanten." —

Der alte Herr hielt inne, um zu verschnaufen und seinen Schoppen noch einmal füllen zu lassen. Die Studenten hatten sich um ihn im Kreise aufgestellt und horchten beifällig seiner Rede, die nicht minder an sie als an die alte Bäurin gerichtet war. Er fuhr folgendermaßen fort:

„Gucke sie einmal, liebe Frau, durch diese halbgeöffnete Thüre in jenes Zimmer. Die meisten, welche dort drinnen sitzen, waren meine Schüler; jetzt sind sie die Ersten im Staat, oder wären doch würdig und geschickt, es zu werden. Ich aber sage Euch und Ihr dürft mir's glauben: mehr denn Einer ist unter ihnen, der wie Euer Sohn hinter dem Misthaufen hervor auf die Universität kam, und kaum Einer wird sich in ihrer Mitte finden, der nicht mehr von seinem Wissen hinter diesen Tischen lernte, als hinter seinen Büchern."

Nach diesen Worten trank der Herr sein letztes Glas aus und die Studenten brüllten: „Hoch lebe unser Herr Professor! Vivat! Hurrah!" — worauf derselbe freundlich abwinkte und — etwas wacklich zwar und schwankend — sich entfernte.

Schnabelbabi hatte zwar wenig von der Rede verstanden, denn sie war zumeist hochdeutsch. Doch begriff es so viel davon: der Professor habe gesagt, Peterli sei auf gutem Wege und der werde es wohl am besten wissen, warum wäre er sonst Professor? Getröstet dachte sie daher — da es unterdessen Abend geworden — an den Rückweg. Der Base war in der Küche draußen die Zeit minder kurz geworden; um so mehr pressirte auch sie. Als die Schnabelbäurin die Uerte verlangte, waren es nahe zu so viele Franken, als sie Batzen

erwartet hatte. Peterli erklärte ihr aber, daß die ganze Stube voll Studenten einen halben Tag lang die Gurgeln auf Babi's Kosten b'schüttet hätten, weil sie zum Ehrenmitglied ihrer Verbindung aufgenommen worden sei, worauf sich die Mutter etwas zu gut halten könne, da diese Ehre nicht grad jedem Babi von „Philister" widerfahre.

Mit sehr gemischten Gefühlen und mit dem steifen Vorsatz, bei der Erzählung des Erlebten an den Schnabelbauer stark hinter dem Berge zu halten, weil so ein Muttenstupfer, der seiner Lebtag nie aus den Holzböden herausgekommen, nicht wisse und begreife, was in der Welt Mode sei, — bewegte sich Peterli's Mutter endlich wieder den Stalden hinunter und dem Chlösterli zu, wo Knecht und Pferd, nämlich der Choli, ihrer warteten. Die Studenten blieben noch lange beim Bier sitzen, bis sie endlich brüllend und singend nach Hause gingen und dazu mit ihren Stöcken an alle Hausthüren und Fensterläden schlugen. Dann strich der hoffnungsvolle Peter Schnabel, dessen Kasse von der Bäurin frisch gespickt worden war, noch in etlichen andern Pinten herum, wo guter Neuenburger und anläßige „Besen" zu finden waren — aber nicht Stallbesen, — was des andern Morgens wieder Katzenjammer und saure Leber zur Folge hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Vater und der Sohn.

Als der Schnabelbauer auf dem obern Rüttacker den Haber schnitt, da hatte der Peterli richtig ausstudiert. Im ganzen Kanton fand sich weder Fürsprech noch Oberrichter oder Präsident, über welchen Peterli nicht wenigstens um eine halbe Kopfslänge wegschauen zu können glaubte. Besonders beschlagen war er aber in der Politik, d. h. in der Gattig,

wie regiert werden soll. „Das werde jetzt bald besser kommen müssen,“ versicherte er. Doch ließ er sich herab zur Erlangung der nöthigen Geschäftskenntniß vor der Hand in einer Amtschreiberei als Schreiber zu dingen, wo er Geldstagsrödel abschreiben und Steigerungsanweisungen ausfertigen sollte, aber statt dessen meistens im Wirthshaus saß und Binockel spielte. Als ihm der Amtschreiber nach etlichen Monaten den gelben Abschied gab, fand er sich fest genug von nun an auf eigenen Beinen zu stehen. Er zog deshalb eines schönen Morgens seinen heitergrauen Engländerkittel an, drückte einen Seidenhut hinten auf den Kopf, steckte eine Cigarre in's Maul und setzte sich in ein Chaislein, um zum Alten zu rösseln, sich schon zum voraus darüber freuend, daß das ganze Dorf zusammenlaufen und sich verwundern werde, wie Schnabelbauers Peterli ein „famöser Feger“ geworden sei.

Als Johannes Schnabel und Peter Schnabel einander im Stüblein gegenüber saßen, begann letzterer ungefähr mit folgenden Worten die Unterhandlungen: Es wäre nun an der Zeit, ein eigenes Geschäft anzufangen. Dazu brauche man aber Geld. Der Schnabelbur schnätzelte sich etwas Rollenknaster, bevor er Antwort ertheilte. Also Geld wolle der Herr Sohn, und das solle der Alte nun hergeben! Das komme ihm fast ung'sinnet. Der Herr Sohn solle doch bedenken, wie übelzytig ein Bauer zu Gelde komme. Da müsse man z'acherfahren, hacken, mähen, dreschen den langen lieben Tag und verdiene dabei kaum seine Paar Batzen. Wenn man z'Bern g'studiert, habe er gemeint, so wüchsen einem die Fünfliber im Hosensacke nach. — „Nur nicht gefoppt, Vater, erwiederte Schnabel, der Sohn, dem das Blut bereits in den Kopf gestiegen war. Ich will nichts von Dir geschenkt, sondern nur was mir gehört. Mußt nicht glauben, daß ich nichts gelernt z'Bern — das Gesetz kenn ich hindertsi und fürsi, alle Artikel und Paragraphen.“ — Ob er öppe schon erben wolle? frug Schnabel, der Vater. Er, an seinem

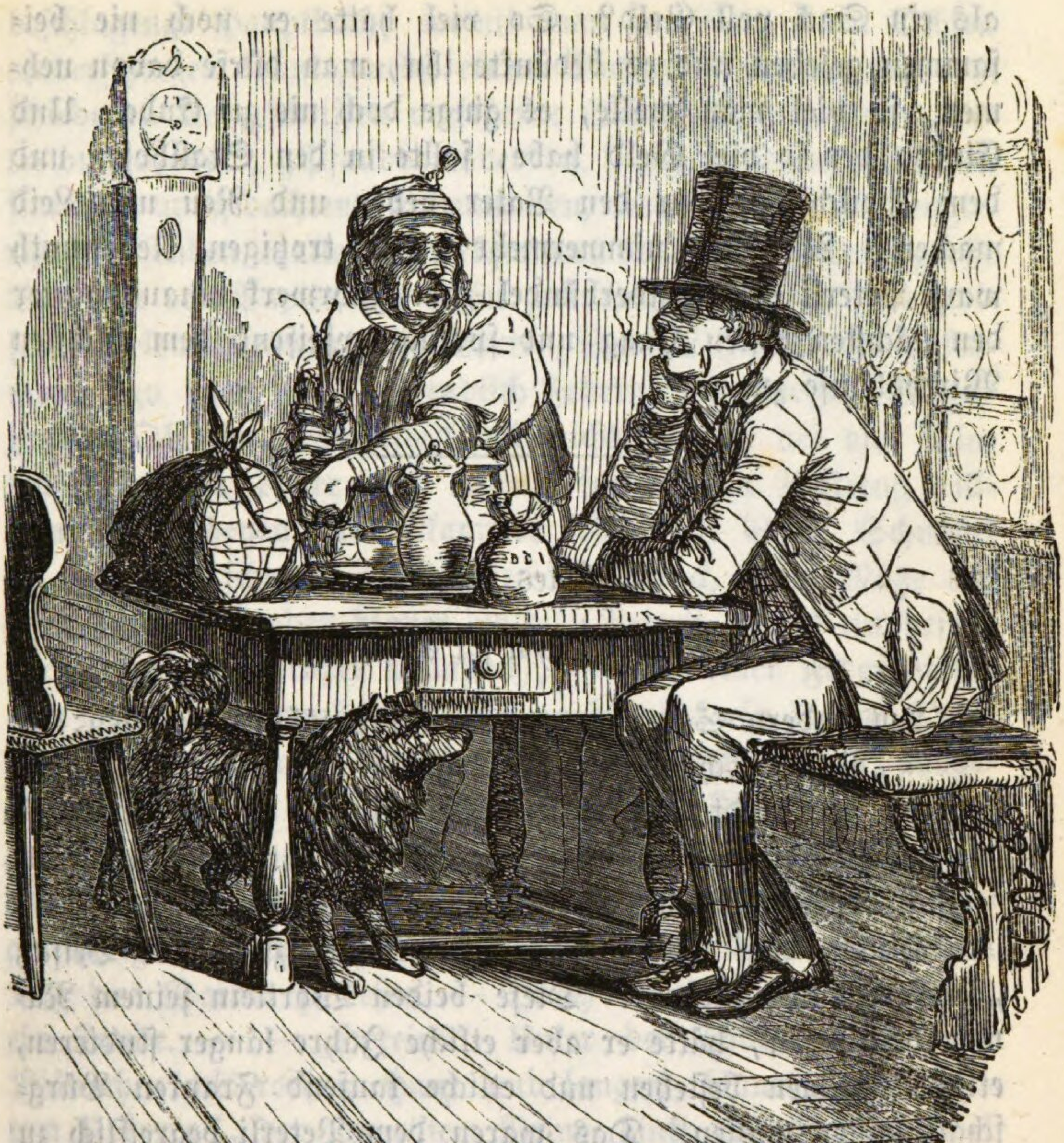
Platz, wartete noch, bis der Alt unter dem Boden sei. Oder ob öppe ein Artikel im Gsetz sei, daß man den Alten nur so in den Winkel stellen könne, wenn er einem anfangen unkomod sei, — und d'Sach näh? Das wäre ihm nagelneu.

Die Mutter küchelte in der Küche dem Peterli zu Ehren und ging nur so ab und zu, um ihre Augen an ihm zu weiden, da er ihr im heitergrauen Engländer und im Seidenhut ausnehmend wohl gefiel, — viel besser, als da er das feuerrothe Geischäsli auf dem Kopfe trug. „Syg doch nit so b'häbig, Hansli," mahnte die Bäurin im Vorbeigehen. „Nur Geduld, Mutter, sagte Peterli trotzig. Ich will's ihm schon deutlich machen, daß er's begreift." Der Schnabelbauer schlug bedächtig Feuer, seine Pfeife anzuzünden, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und frug: „su loh g'seh." — „Die Mutter wird dir wohl etwas zugebracht haben — es ist mir, ich hätte davon tönen hören; oder öppe nit?" Vater Schnabel hatte freilich kein Bettlermeitschi ab der Landstraße zur Frau genommen, sondern eine Bauerntochter, konnte also nicht widersprechen. „Wie wär's, wenn sie Gütertrennung verlangte nach Paragraph 195 und 206? — Dann könnte sie ja nach Paragraph 640 ihr Vermögen lebzeitig theilen!" Als Peterli dies vorgebracht hatte, machte er ein Gesicht, welches ungefähr so viel sagen wollte, als: den Alten habe ich gedeckelt. Schnabel, der Vater, aber schaute ihm scharf in die Augen und frug, ob er das aus sich selber ersonnen oder ob ihm's ein Prokurator gesteckt habe? Schnabel, der Sohn, wurde roth und erwiederte: „Wofür hätt ich studiert ein ganzes halbes Jahr, wenn ich das nicht aus mir selber wüßte." Der Alte schüttelte jedoch ungläubig den Kopf und sagte, er solle sich nicht schlimmer machen, als er sei.

Unterdessen hatte die Mutter den Kaffe und die Küchli aufgetragen und sagte: ihres Willens solle der Peterli nicht zu kurz kommen. Er solle haben, was ihm gehöre. — Dafür werde schon gesorgt werden, daß ihm werde, was ihm

gehöre; das besorge in der Regel unser Herrgott selber, meinte der Schnabelbauer. Uebrigens, fügte er dann bei, hätte er nicht Lust, dem Herrn Sohn, der die Paragraphen so gut kenne, beim ersten Prozeß als Lehrplätz zu dienen und es gäbe gewisse Fälle, wo sich ein alter dummer Bauer schäme, obschon es in der Stadt nicht mehr Mode sei. Er wolle deshalb lieber mit dem Herrn Sohn ausrechnen. Es seien ihrer drei Geschwister — die Mutter habe ihm zwölftausend Pfund zugebracht — macht also viertausend auf einen Theil. Wenn er seine Nothpfennige zusammenlese, so glaube er, den Herrn Sohn grad baar auszahlen zu können. — Peterli erwiederte mit Trotz, er verlange nichts, als was ihm gehöre von Rechts wegen.

Es war eine schwere, trübe Luft in der Stube. Selbst dem Schnabelbabi war unheimlich zu Muthe, sowohl ihm der Herr Sohn gefiel. Nach einiger Zeit brachte der Vater ein Zwilchsäcklein voll alter Neuthaler: „Da wäre das Geld; er möchte aber eine Quittung dafür. Dann habe er da noch einen andern Bündel. Von heute an habe der Herr Schnabel in diesem Hause nichts mehr zu suchen, bis zur Stunde, wo sie den alten Schnabelbauer hinaustrügen, ihn unter den Herd zu thun. Dann könne meinetwegen der Herr Schnabel zum theilen kommen, für den Rest, an den er noch Anspruch habe. Käme er früher und wollte es noch einmal mit seinen Artikeln und Paragraphen probieren, so bekäme er freilich sein Erbtheil ganz heraus; das heiße dann aber: des Vaters Fluch. — Komme aber vielleicht einmal vor diese Thür Einer, von welchem der Herrgott mit seiner Zuchtruthe den „Herren" vollständig abgesummelt, — komme ein solcher, doch nicht in Narrenkleidern, sondern in denselben Stallhosen und dem Stallkittel, welche sich in diesem Bündel befänden und sage: Alter, ich bin noch kein ganz schlechter Kerl geworden, — was ich dir gethan, thut mir leid, und ich will arbeiten; — dann — nun dann wird der Schnabelbauer bei sich überlegen, ob er ihn einlassen mag. — —



Der Kaffee und die Küchli blieben unberührt auf dem Tische stehen. Peterli schrieb trotzig die Quittung, nahm den Sack voll Geld und stieg ohne Abschied ein. Die Mutter trug ihm voll Thränen den andern Bündel mit den Stallhosen und dem Zwilchkittel nach. So schied der Sohn aus seinem Vaterhaus. Erst wollte es ihm fast gramseln um's Herz herum. Aber was taugt besser, ein Herz zu g'schweigen,

als ein Sack voll Geld? So viel hatte er noch nie beisammen gesehen und es bedünkte ihn, man dürfe davon nehmen, so viel man wolle, es ginge doch nie zu Ende. Und Einer, der so viel Geld habe, sollte in den Stallhosen und dem Zwilchkittel vor den Vater gehen und Reu und Leid machen? Nie und nimmermehr! Im trotzigen Uebermuth warf Peterli den Kleiderbündel zum Fuhrwerk hinaus hinter den nächsten besten Haag und sprengte pfeifend dem nächsten Wirthshause zu.

Sechstes Kapitel.

Das Geschäftsbureau.

Am andern Samstag war im Kantonsblatt zu lesen:

„Peter Schnabel zeigt hiemit einem geehrten Publi-„kum zu Stadt und Land an, daß er an der Käsgasse „Nr. 101 ein Geschäftsbureau eröffnet hat, und empfiehlt „sich bestens für alle einschlagenden Geschäfte."

Hinter dem „Peter Schnabel" fehlte zwar der Beisatz „Fürsprech und Notar". Diese beiden Wörtlein seinem Namen beizusetzen, hätte er aber etliche Jahre länger studieren, etliche Examen bestehen und etliche tausend Franken Bürgschaft leisten müssen. Das waren dem Peterli begreiflich zu viel Pflänz blos um zwei Worte, besonders da man auch ohne dieselben die gleichen Geschäfte besorgen und mindestens ebenso große Kostensnoten machen konnte.

Nach dieser einleitenden Bemerkung sind wir so frei, den geehrten Leser ohne weitere Förmlichkeit in das Geschäftsbureau Nr. 101 an der Käsgasse einzuführen. Dort fallen uns vor Allem ein großes schwarzangestrichenes Schreibpult und eine eiserne Geldkiste, darin man kommod z'Viert dreschen konnte, in die Augen; ferner erblicken wir ein mit Messing

beschlagenes Hauptbuch, womit man zur Noth einen Ochsen niederschlagen könnte, nebst einem Dutzend kleinerer, mit verschiedenen Ueberschriften versehener Schreibbücher, als: „Betreibungsrodel", „Pfandbotrodel" u. s. w., nicht unähnlich den sinnreich ausgedachten Instrumenten, welche man dem neugierigen Reisenden in alten Folterkammern vorweist; — dann große Vorräthe von Papier mit schön gestochenen „Köpfen", wo zwischen vielem Kremenzel die Worte „Peter Schnabel, Geschäftsmann" zu lesen sind; — endlich Federn, Federmesser, Siegelpresse, Oblaten, Siegellack und nicht weniger als vier Dintenfässer. In dieser mit allem erforderlichen Rüstzeug vollständig versehenen Marterkammer sehen wir Peter Schnabel im roth und schwarz gewürfelten Schlafrock, einer Mütze mit lang herabhängender blauer Zottel (Peterli scheint ein besonderer Liebhaber großer Quasten), — und einer Feder hinter dem Ohr auf und abgehen und an den Nägeln kauen. Denn schon seit drei Tagen war das Bureau eröffnet und ausgekündet und noch hatte sich keine Katze gemeldet.

Was wohl fehle? sinnete er, daß ihm noch Niemand das Zutrauen geschenkt. Es sei doch Alles auf's Beste eingerichtet, — sogar der Wandkalender fehle nicht, wo an jedem Tag das Datum zu lesen. — Horch — es klopft! Vielleicht ein Kunde. — — „Herein!" Unter der Thür erscheint ein Männchen mit rothem Haar und langem, blauem, abgeschabtem Ueberrock, der an einem Beine hinkt und Schreibärmel von Gallerttuch anhat. Das Männchen macht sein Kompliment und meldet: „es heiße Stips, sei ein Schreiber seines Berufes und habe etliche der schönsten Anerbietungen ausgeschlagen, nur um die Ehre nicht zu verscherzen, auf dem Bureau des Herrn Schnabel zu arbeiten, von dessen Geist und Talenten man bereits im ganzen Kanton herum erzählen höre."



So verständig hatte Peterli schon längst nicht mehr reden hören. Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Das fehlte — ein Schreiber! Wer sollte Zutrauen zu einem Geschäftsmann haben, der nicht einmal einen Schreiber vermöge? — Zugleich mochte sich in Peter Schnabel das Bewußtsein rühren, daß er zwar auf der Universität „kneipen" und „pauken" und auf der Amtschreiberei „binockeln" gelernt habe, aber in große Verlegenheit gerathen wäre, hätte er eine Faustpfandsverschreibung oder eine Uebergabe aufsetzen oder auch nur die einfachste Betreibung besorgen sollen. Und schließlich mußte sich nothwendig Jemand auf dem Bureau befinden, den man bei böser Laune kujoniren konnte. Aus allen diesen guten Gründen und in Berücksichtigung dieser wichtigen Erwägungen wurde Stips sogleich und ung'schaut als Schreiber angestellt.

Da sich im Verlauf des Tages noch immer keine Kundsame im Bureau einfand, so fand sich der Prinzipal bewogen, mit seinem Schreiber eine Berathung anzuknüpfen über die Frage, wie man es anfangen müsse, um das Geschäft in gehörigen Glanz zu bringen. Stips, der nur auf diese Frage gewartet zu haben schien und unterdessen sich die Zeit mit Federnschneiden vertrieben hatte, erwiederte: „Nichts leichter!

Wir machen nur bekannt, daß hier Geld zu bekommen sei.“ — Es sei freilich etwas vorhanden, meinte Peter, — so zwei bis dreitausend, aber — „Wir machen zwanzig bis dreißig tausend draus, lachte der Schreiber pfiffig; im Maul der Leute wird's dann wohl bald zu zwei bis dreimalhunderttausend anschwellen — — ich will Hans heißen, wenn wir nicht schon morgen die Stube voll haben von früh bis in die Nacht.“ — „Da wird bald Alles fort sein,“ bemerkte Schnabel. „Warum? vom Versprechen wird Niemand arm, sag' ich. Wir tagen auf und lassen die Leute sich müde laufen. Kommt dann ein Rechter, wie wir ihn brauchen, so ist's was anderes.“ „So ein wohl Hintersetzter mit guten Hypotheken und guten Bürgen,“ meinte der Prinzipal, aber der Schreiber entgegnete: „Im Gegentheil! Was hat man von solchen sogenannten soliden Schuldnern? Die Lumperei von Zins — 4½, wenn's hoch geht 5 Prozent — wäre wohl der Mühe werth! Das sind die Wahren, denen das Wasser schon fast gar in's Maul hineinläuft — man gibt ihnen fünfzig und sie müssen hundert verschreiben. Nach vier Wochen hebt man die Betreibung an. Steht's gefährlich, so ist man streng, — man braucht sein Geld, — man hat es anderwärts versprochen, — keinen Tag kann man stündigen. Nur aufgepaßt, daß wir den andern Gläubigern zuvorkommen! Es müßte ungeschickt angegatiget werden, wenn wir dem Mannli nicht noch so viel unter den Nägeln hervordrücken könnten, als er uns verschrieben hat, nebst Zins und Kosten.“ „Da braucht's ein hartes Fell,“ bemerkte Peterli, dem es über den Rücken fröstelte. Der lahme Schreiber lachte: „Man gewöhnt sich daran. Dann ist man nicht immer so streng — liegt Einer noch nicht im End, so hat man Geduld, man wartet zu, man gibt Termin — freilich nicht umsonst (ein Geschäftsmann darf gar nichts umsonst thun), sondern gegen zwei — drei — vier Franken Stündigungsgeld, je nachdem; versteht sich, nie länger, als auf acht Tage. Hat man seine

paar guten Kunden dieser Sorte, so gibt's schon eine hübsche Rente bei wenig Müh und Arbeit. Ewig währt freilich nichts, endlich muß man auch mit solchen Schuldnern fertig machen — aber nicht früher als man durchaus muß. Wofür hätte man ein Herz im Leibe?"

Einen solchen tiefen Einblick in's Geschäft hatte Peter Schnabel nicht einmal im Traume gehabt. Es war, als zöge man einen Umhang vor seinen Augen weg. Doch hatte er immer noch seine Bedenken. „Wäre schon gut, entgegnete er dem Schreiber, wenn die Kasse keinen Boden hätte." „Macht man denn nur mit eigenem Geld Geschäfte? Wo einmal ein Bächlein rinnt, da fließen gleich alle Dachtraufen hin — nur etwas Wind, etwas Dunst. Da hat Einer sich ein kleines Kapital vom Mund abgespart — wie kann er's wohl recht sicher und rentabel anwenden? nur her zu uns damit! — Jene alte Köchin, die böse Sieben, traut der Ersparnißkasse nicht — ihr Löhnlein kommt auch gewandert. Dem Andern sind vier vom Hundert zu wenig — wir versprechen fünf und seine Sparbüchse leert sich in unsere Kasse. Angenommen wird Alles, zurückbezahlt so wenig als möglich. Wollen die Leute ihr Geld wieder oder die Zinse, so heißt's: müßt Geduld haben — böse Zeiten — noch nichts eingegangen. Sie würden's verklopfen, verlieren, vergraben — uns bringt es Zins und Zinseszins. Wir behalten es also in beiderseitigem Interesse. — Hat's dann Einer recht nöthig, thut wüst, nun dann tritt ein anderer Fall ein — zwar ist auch noch nichts eingegangen, das Geld kaum vor ein paar Monaten erhältlich, aber man ist gefällig, man schießt vor, — versteht sich gegen ein kleines Provisiönchen. Ich sage Ihnen, Herr Prinzipal, schloß Stips, — Geld in den rechten Händen mehrt sich stärker, als die Chüngeli — bis über's Jahr ist Euere Geldkiste zu klein."

Was für ein Genie war ung'sinnet in Peter Schnabels Geschäftsbureau eingekehrt! Peterli wurde darob fast wirbel-

sinnig. Sein Schreibpult kam ihm vor wie eine Rönnle, an welcher sein Schreiber den Lirum *) ziehe und unten kämen lauter Dublonen und Fünfliber heraus, die man nur grad mit der Wurfschaufel in die Geldkiste zu werfen brauche. Freilich war's ihm dann wieder, als sei die Rönnle schlecht gesalbt und gixe, man hätte glauben mögen, es wäre das Aechzen und Gestöhn von Leuten, denen man die Fingernägel in den Schraubstock gespannt. Und in seinem Herzen sprach eine Stimme: Wer's so treibt, wie der Rothe sagt, ist ein schlechter Kerl und ein Schelm, wie kein schlimmerer am Karren zieht. Zuletzt beruhigte er sich damit, er sei halt jetzt in der Stadt und der Geschäftsmann Peter Schnabel und könne mit einem so altväterischen Gewissen, wie sie bei ihm zu Haus auf dem Schnabelhof noch üblich seien, keineswegs auskommen. Es wäre grad so, als ob er mit des Vaters weißer Zipfelkappe auf das Kaffee gehen wollte.

Als es gegen Feierabend ging, bat sich Stips ein paar Batzen aus, um in den gangbarsten Pinten etliche Schoppen zu trinken: „Mit der Anzeige im Kantonsblatt sei es nicht gethan. Das Geschäftsbureau Schnabel müsse auf andere Manier austrompetet werden. Das wolle er jetzt über sich nehmen und der Herr Prinzipal könne ihm mira die getrunkenen Schoppen auf Rechnung tragen, wenn sich nicht schon morgen Kundsame genug im Bureau einfinde."

Siebentes Kapitel.

Peterli in Floribus.

Der rothe Schreiber Stips hatte nicht zu viel versprochen. Von Tag zu Tag mehrte sich der Zulauf zum neuen Ge-

*) Lirum = Kurbel.

schäftsbureau. Es hatte sich bald in der ganzen Gegend herum die Sage verbreitet, Peter Schnabel sei ein hordreicher Bauernsohn, — sein Alter vermöge mindestens eine Million, wenn nicht gar zwei, und habe dem Buben für den Anfang ein paarmal hunderttausend Franken in die Stadt mitgegeben, nur um sie abzukommen. Das wirkte. Alle bösen Zahler, alle Geldstagsaspiranten und ausgetriebenen Schuldner fanden sich ein und auch mancher behäbige Hauser und Knauser brachte sein Geldlein, weil es hieß, hier bekomme man die höchsten Zinsen, und wer hätte zudem dem Sohn eines Millionärs nicht ein paar lumpige hundert Fränklein anvertraut? In Nr. 101 an der Käsgasse wurden von früh bis spät Handschriften gefertigt, Uebergaben geschrieben, Betreibungen eingetragen, Pfandbote ausgestellt und Termine ertheilt — versteht sich, nichts umsonst. Was aber dem Peter Schnabel am allermeisten gefiel, war der Umstand, daß er seinem Schreiber Alles überlassen konnte. Der wußte für Alles Rath, Auskunft und Bescheid, — er gab Audienz, führte die Bücher, besorgte die Kasse — ein wahrer Edelstein von einem Schreiber. Das Jammern betriebener Zinsmannen, das Flennen ausgepfändeter Weiber, das Fluchen der mit Kündigungen gebrandschatzten und endlich doch zum Geldstag getriebenen Schuldner — das Alles zu hören, konnte der Prinzipal dem abgehärteten Ohre des Schreibers überlassen (seinen eigenen hatte er leider noch nicht alle Empfindlichkeit abgewöhnen können). Das Geschäft ging also wie von selbst und Peter Schnabel durfte sich höheren Dingen widmen.

Wenn Peterli hinter dem Absynth auf dem Kaffee saß des Morgens zwischen eilf und zwölf (das Frühaufstehen hatte er sich schon auf der Universität abgewöhnt), — oder bei der Tasse Schwarzen und dem zugehörenden Gläslein Nachmittags zwischen eins und vier, — oder hinter dem Schoppen Abends zwischen sieben und eilf (von vier bis sieben wurde ein Weg ausspaziert), da wurde zwar auch fleißig gebinockelt

und geländelt, aber doch nicht immer, sondern auch politisirt. Das Kaffee Füsis (es hatte seinen Namen, wie ich glaube, nicht aus dem Griechischen), wo Peterli Stammgast war, wurde als der Versammlungsplatz der Unzufriedenen betrachtet. Da waren meistentheils Handwerksmeister anzutreffen, welche merkwürdigerweise hindertsi hausten, obschon sie von nichts als von Fortschritt sprachen und in ihren Geschäften nicht vorwärts kamen, wiewohl man sie den ganzen Tag mit dem Zollstab oder dem grünen Säcklein in allen Gassen herumlaufen sah. Auch fanden sich einige gewesene Schulmeister ein, die im festen Glauben standen, sie seien von der Vorsehung bestimmt, über etwas mehreres, als über eine bloße Schulstube zu regieren. Ferners ließen sich dort etliche bei den letzten Wahlen durchgefallene Beamtete sehen, welche bei nächster Gelegenheit dem Vaterland gern wieder ihre Dienste geweiht hätten. Das war das fruchtbare Feld, wo Peter Schnabel den Samen konnte aufgehen lassen, den er seiner Zeit beim „Großmogul" gesammelt hatte. Da wurden neue Verfassungen entworfen, Wahllisten aufgesetzt und die Regierung durch die Hechel gezogen, daß die Fetzen davon fuhren. Nicht mit zwei Joch Ochsen hätte man aus Peter Schnabel den Glauben herausgebracht, daß er ein großer Staatsmann und das Kaffee Füsis die Laterne sei, vorab den Kanton und dann auch die übrige Welt mit ihrem Lichte zu erleuchten.

Dem Geschäftsbureau Schnabel gegenüber wohnte die Wittwe Riesterli mit ihren drei Töchtern, die ehemals Madlung, Gattung und Bethung geheißen hatten, sich jedoch später — ohne just zu den Wiedertäufern zu gehen, umtaufen ließen und nun Madi, Kitti und Bethsi genannt wurden. Zufälliger und merkwürdigerweise mußte es sich treffen, daß allemal, wenn sich Peterli auf dem Bureau befand, Madi am Fenster saß und Pantoffeln brodirte, — Kitti Klavier spielte und „du weißt nicht wie gut ich dir bin" so schmelzend sang, daß ein B'setzigstein darob hätte lind werden mögen, —

Bethsi aber in malerischer Stellung vor dem Spiegel stand und einen Hut, einen Shawl oder einen neumodischen Tschopen probirte. — Das seien bigott Jumpfern oder vielmehr „Fräulene“ — schöner nütze nüt — dachte Peterli und war in neuerer Zeit wieder häufiger im Bureau anzutreffen, zwar nicht am Pult, aber am Fenster.

Eines Tages meldete Stips mit pfiffigem Lächeln, Frau Riesterli lasse ein schönes Kompliment ausrichten, — ob Herr Schnabel vielleicht die Gefälligkeit haben wolle, heute Abend auf ein Viertelstündchen sich hinüber zu bemühen.

Peterli zog also, da es Abend wurde, seine schönsten Kleider an (er war, im Vorbeigehen bemerkt, einer der besten Kunden seines Schneiders), — den blauen Frack mit den goldenen Knöpfen, das rothe Halstuch, das gelbe Gilet und die meergrünen Hosen, hing sich seine durch alle Gassen scheinende Uhrkette um und ging über die Straße. Das sah aber vornehm aus da drüben! Umhänge an den Fenstern, dünn und leicht wie Spinnhuppen, — sammetne Stühle, — ein Boden so glatt wie ein Zibelisch *), auf welchem Peterli schon beim ersten Schritt fast über den Haufen gefallen wäre; endlich auf dem runden Tisch eine Ampel, welche so heiter machte, wie am hellen Mittag. So wolle er sich auch einrichten, wenn er einmal eine eigene Haushaltung habe, nahm sich Peterli vor.

Frau Riesterli in einer Kappe mit feuerrothen Maschen empfing den Eintretenden mit einem tiefen Knix. „Sie habe dem Herrn Schnabel tausend Exgüsen zu machen; es sei aber gar schenierlich für eine Dame, selber auf ein Bureau zu gehen, wo man immer so viele Herren antreffe. Herr Schnabel werde es ihr also gewiß nicht in übel nehmen, daß sie so frei gewesen, ihn herüber zu bitten, um ihn über ein kleines Geschäft zu berathen. Er werde hoffentlich eine Tasse Thee

*) Zibelisch = Eisfläche, über welche die Jugend zu schleifen pflegt.

acceptiren und dann könne man über die Sache reden. Unterdessen wolle sie Herrn Schnabel, wenn er es erlaube, ihren Töchtern präsentiren. — So gut Peterli im Bierkomment bewandert war, so hatte er dagegen noch nirgends gelernt, wie man dem vornehmen Weibsvolke Komplimente macht, und je besser er hinter dem Wirthstische Bescheid wußte, um so weniger hatte er es los, wie man sich am Theetisch benimmt. Es begab sich also, daß er die Zuckerschüssel ab dem Tische schlug, seinen Thee der Frau Riesterli auf die Schooß schüttete und einen Stuhl zu Schanden ritt, da er sich das gigampfen nicht abgewöhnen konnte. Die Frauenzimmer waren aber so artig, alle diese Ungeschicklichkeiten keineswegs in Uebel zu nehmen, sondern sie gaben sich die möglichste Mühe, ihren Gast angenehm zu unterhalten. Bethsi sprach sehr lebhaft über die Bälle des nächsten Winters und erlaubte sich die Frage, ob Herr Schnabel gern tanze? — Er könne nicht leugnen, erwiederte Peterli, daß es ihm zuweilen Jux mache, einem flotten Besen die Junti *) zu schütteln. — Kitti schwärmte für die schöne Natur. Ob es Herrn Schnabel nicht schier das Herz gebrochen habe, von den grünen Fluren und den blumigen Wiesen zu scheiden? Peterli versicherte jedoch er sei immer am liebsten in der Stube hinter dem Tische gesessen; übrigens hätten sie daheim auf den Matten wenig Blumen gehabt; der Vater hätte allemal gesagt, das wären die magersten und habe dann brav beschüttet, was ein wenig stinke. — Da ließ sich Madi heran und lobte die Freuden des häuslichen Lebens, den stillen Genuß, mit der Nadel zu wirken. — Davon verstehe er nicht viel, meinte Peterli; wenn er ein Loch im Strumpf habe, so binde er es allemal mit einem Zwicke zusammen.

---

*) Junti = Unterrock.



Von größerem Interesse waren die Mittheilungen der Mama. Es sei ihr, sagte sie, ein Kapital aufgekündet worden, zwar nur eine Kleinigkeit — zehn oder zwölftausend Pfund oder Kronen; aber als arme, in den Geschäften wenig bewanderten Wittfrau getraue sie sich doch nicht, das Geld wieder anzulegen, ohne zuerst den Rath und Beistand eines

bewanderten Geschäftsmannes eingeholt zu haben, — besonders da sie gar selten in den Fall komme, da ihre übrigen Kapitalien sämmtlich sehr solid und an festen Orten placirt seien und sie auch viel mehr auf den Liegenschaften halte, da dieselben Einem mindestens nicht fortgetragen werden könnten. — Peter Schnabel that die Ohren weit auf, da von einem Gültrodel die Rede war, in welchem ein Posten von zwölftausend Pfund oder gar Kronen eine Kleinigkeit hieß, und dann gar noch von Liegenschaften — und versprach sich um das Geschäft der Frau Riesterli auf's Eifrigste anzunehmen.

Als er endlich nach Hause zurückkehrte — unvermerkt war es ziemlich spät geworden —, befand er sich im dritten Himmel. Das wäre einmal eine Parthie für ihn. Wie vornehm und wie reich! und überdieß alle drei bis über die Ohren in ihn verschossen — ein Blinder hätte es greifen können. Wenn das z'Schnabelbabi wüßt, es würde sich, so dick es sei, dreimal auf dem Absatz drehen vor Freude, wenn es nicht grad die Schlurpen anhätte — meinte Peterli. — Hätte er nur gewußt, welche er nehmen wolle. Kitti im grünen Kleide hatte das Gewicht für sich; sie wog mehr, als beide andern miteinander und das ist auch etwas für Einen, der solid denkt. Aber dann Madi im blauen Kleide! welcher Peterli hätte diesen zierlich geringelten Schmachtlocken widerstehen können? über die Rübe, welche mitten in ihrem langen Schwanenhals, etwas auf der Seite des Herzens, stecken geblieben war, konnte man um so leichter wegsehen, als sie unter einem blauen Seidenband versteckt lag. Und nun gar Betsi im rosenrothen Kleide, wie lebhaft, wie zuthunlich; und die Blitze, die aus ihren Augen schossen — zwar etwas überzwärch, als Kreuzfeuer aber dafür um so wirksamer! —

Am nächsten Sonntag fuhr Peter Schnabel mit der Familie Riesterli in das nächste Bad, wo man tanzte, spazieren. —

Des andern Herbstes war es um neue Wahlen zu thun.

Im Kaffee Füsis galt es als eine längst ausgemachte Sache, daß es jetzt eine andere Ordnung geben solle. Es sei nur billig, daß wieder einmal Neue daran kämen, und mit dem Staatswagen auf eine andere Manier zu kutschieren probirten. Wie? das wußte man auf dem Kaffee Füsis selber noch nicht. Die Hauptsache war, bei den Wahlen seine Leute hineinzubringen. Aber Wahlen zu machen, das hat seine Nase — dazu braucht es Geld und zwar viel Geld. Ohne Peter Schnabel wären die Herren des Kaffee Füsis wie die Ochsen am Berge gestanden. Peter Schnabel hatte Geld und mußte füremachen. Dafür sollte er aber nicht nur in den Kantonsrath kommen, sondern auch in die Regierung, sagten ihm die Füsismannen. Daß er grad Landammann werden würde, das hatte man ihm zwar nicht ausdrücklich versprochen. „Aber warum sollte ich nicht?" dachte Peterli. „Sind nicht auch anderswo Männer z'oberst hinaufgekommen und waren nicht trockner hinter den Ohren als ich. Kenn' ich das Ding etwa nicht? Hab' ich's nicht gelernt, so gut wie Einer, z'Bern beim Großmogul? Hab' ich nicht Geld wie Heu? und ziehen nicht die Vornehmsten vor mir den Hut ab?" — Es verstehe sich also fast von selber, meinte Peterli, daß er schon heuer oder doch spätestens das nächste Jahr Landammann werde. — „Wie wird die Mutter losen, wenn sie es aus der Zeitung lesen hört! Wie wird der Vater Augen machen, wenn ich einmal im schwarzen Rock und mit dem Grasbogen auf dem Kopf (statt im Zwilchkittel und den Stallhosen) zu ihm in's Stüblein trete und spreche: Wir, der Landammann, verzeihen dir gnädigst die an unserer hohen Person verübte Grobheit und geruhen, dich wieder huldvoll mit unserer kindlichen Liebe zn beehren." So träumte Peter Schnabel, und diese Träume zu verwirklichen, da durfte ihn kein Geld gereuen. Würde es nicht doppelt und dreifach zurückkommen, wenn man einmal auf dem grünen Sessel säße? Habe der Vater nicht noch die Fülle verschimmelter Neuthaler im Trog?

(Peterli begann allmählig selbst an die Million zu glauben, die sein Schreiber Stips erlogen.) Und schließlich brauche man ja nur den Finger auszustrecken, um eine reiche Frau daran zurückzuziehen.

Aus diesen und noch vielen andern Gründen wurde also die Kasse des Geschäftsbureau's an der Käsgasse Nr. 101, welche der Tausendkünstler Stips stets frisch zu füllen wußte, man mochte daraus nehmen, so viel man wollte, keineswegs geschont. Büchlein wurden gedruckt, Agenten im Lande herumgeschickt und die bei so angestrengter Arbeit für's Vaterland alleweil trocknen Gurgeln berieselt, daß es eine Art hatte. Ueberdieß war Schnabels Geschäftskasse für Jeden eine Hülfskasse, der nach dem Vorzettel zu stimmen versprach, während den Schuldnern, welche sich vermessen sollten anderweitig über ihre Stimme zu verfügen, mit unnachsichtlicher Abkündung und Betreibung gedroht wurde. Diesen Zweig der politischen Agitation hatte der Schreiber Stips übernommen und entwickelte dabei die lobenswertheste und vielversprechendste Thätigkeit.

Endlich nahte der Tag der Entscheidung heran.

Peterli war voll der zuversichtlichsten Hoffnung. Schon fühlte er den Druck des Grasbogens auf seiner Stirne.

Champagner her!

Flasche nach Flasche knallte und die Scheiben des Saales im Kaffee Füsis erzitterten von den Vivats, welche dem künftigen Landamman Peter Schnabel gebracht wurden, auf dessen Rechnung begreiflich der Champagner schäumte.

Achtes Kapitel.

Der Roggenacker.

Es wird an der Zeit sein, einen geehrten Leser auch wieder einmal aus der Stadt in's Grüne hinauszuführen;

dießmal aber nicht zum Schnabelbauer, sondern an einen neuen Ort, nämlich nach dem „Roggenacker", wo das Ameili daheim ist. Erinnerst du dich noch an das Ameili, lieber Leser, welches hinter dem Haselnußzaun lauschte, als Peter Schnabel zum ersten Mal von der Schäube *) seiner Mutter weg in die große Welt hinausfuhr hoch oben auf einem Fruchtwagen und mit der Peitsche knallte?

Der Herbstmarkt war vorbei. Auf den Matten blühten die Kiltblumen; drüber lag ein silbergrauer Nebel und durch den Nebel von fern und nah tönte das helle Glockengeläute der weidenden Kühe. An einen Kirschbaum gelehnt, dessen gelb und roth gefärbte Blätter, eins ums andere, sich von den Zweigen lösten und dann wirbelnd zur Erde fielen, stand Ameili, hütete und strickte. Ameili war keineswegs zu den hofffährtigen Bauernjungfern zu zählen. Seine rothe Halbleinjüppe zu flicken, hatte es schon Stück auf Stück setzen müssen; durch den dünnen, verwaschenen Tschopen blies der Herbstwind ungenirt und sein Vorstecker war weder von Sammt noch von Seide. Ameili war auch nicht, wie man zu sagen pflegt, wie Milch und Blut, sondern eher bleich als rothmündig und eher mager als stark bei Fleisch — es wußte warum — und galt deshalb im Dorfe keineswegs für eine besondere Schönheit.

Woran dachte wohl Ameili, als es so in Gedanken die Stricknadeln in den Fingern spielen ließ und den fallenden rothen und gelben Blättern zuschaute, während die seiner Obhut anvertrauten Kühe ganz gemüthlich im Lewat grasten? Vielleicht an den jetzigen Geschäfts- und künftigen Landammann, Herrn Peter Schnabel? Keineswegs, sondern an Peterli, den Christenlehrknaben.

Ameili war nicht des Roggenbauers Tochter. Der Roggensepp war ein alter Knab und hatte die Base zu sich ge-

---

*) Schäube = Schürze.

nommen statt einer Magd, um an ihr den Lohn zu ersparen. Ameili durfte also auf dem Roggenacker keineswegs „Manschettli" häckeln, sondern mußte arbeiten, jedoch nicht wie eine Magd, sondern wie zwei. Dafür hätte der Roggensepp die Base speisen und kleiden sollen, was er auch that — aber wie!

Doch kehren wir zu Ameili's wachendem Traume zurück, zu den Bildern, die an seiner Seele vorüberzogen, dieweil die rothen und gelben Blätter fielen und die hungrigen Kühe von dem zarten Kraute des jungen Lewat's naschten.

Es hat sich in Gedanken nach jener Zeit zurückversetzt, da der Roggenbauer das Waislein zu sich nahm. Es war damals in jenem Alter, da die Jugend zwar der Schule entwachsen, aber noch Christenlehrpflichtig ist, wo das Herz sich zu rühren anfängt, die Buben keck eine Cigarre im Munde führen, wenn der Vater und der Pfarrer sie nicht belauschen, und den Mädchen beginnt enge zu werden in ihren Kinderkleidern. — Auch bei Ameili begann es damals zu schwellen und zu knospen, sein Tschöplein ward ihm knapper und knapper. Da that der alte Sepp, weil es so sein mußte, ein Einsehen, suchte ein uraltes Paar halbleinener Hosen hervor, in denen er siebzehn Winter lang gemolken hatte, nahm die Näherin auf die Stör und ließ daraus dem Meitschi einen funkelnagelneuen Tschopen machen. — Da wird's Sonntag. Ameili geht mit dem neuen Tschopen in die Christenlehre. Doch bereits hat die Näherin das Geheimniß von den Melkhosen ausgeplaudert. Die Mädchen alle der reichen Bauern, die im Feiertagsstaat prangen, sie flüstern, kichern, rümpfen die Nasen; kaum vermag heut der Pfarrer die junge Heerde im Zaume zu halten. Endlich ist's aus — man macht sich auf den Heimweg. Da erzählen die Mädchen das Geheimniß von Roggenbauers verwandelten Hosen den Buben. Die erheben ein lautes Halloh! Ob das Ameili Schmöckwasser an seinen neuen Tschopen geschüttet, daß er so wohl

rieche? rufen sie. Ob der Vetter morgen wieder mit den Beinen durch die Aermel fahren werde, wenn er melken gehe? —

Ameili möchte aus Scham in die Erde sinken; es deckt das Gesicht mit den Händen und weint und will nach Hause laufen. Aber die Bengel versperren ihm den Weg. — — Da erwächst dem geängsteten Mädchen ein unverhoffter Beschützer: „was ihnen das Meitschi zu leid gethan? — es könne ja nichts dafür, daß ihm der Roggenbauer keine bessern Kleidlein gebe, — hätte wahrscheinlich selber lieber schönere“ — — und dieser Zuspruch wird kräftigst durch einen umgekehrten Peitschenstiel unterstützt, der dem neckenden Schwarme um die Köpfe saust. Ameili schaut auf. Es ist Schnabelbauers Peterli, der sich seiner erbarmt hat. —

Das war Ameili's wacher Traum.

Und wie unzählige Male hatte es ihn seit jenem denkwürdigen Sonntage geträumt? Wie oftmals hatte es seither verschämt und verstohlen nach dem langaufgeschossenen, rothmündigen Burschen geschielt? War ja Schnabelpeterli der einzige Mensch auf Erden, der sich je des armen Meitschi's angenommen, der ihm je etwas zu lieb gethan! Kein Wunder, daß es für Ameili allemal ein Festtag gewesen war, wenn Peterli ihr auf dem Kirchweg begegnet und etwa freundlich das Zeit gewünscht hatte.

Seit es hinter dem Haselnußzaun umsonst auf ein Abschiedswort gepaßt, war ein neues Leid in sein Herz eingezogen. Gedachte aber dennoch jeden Tag des Helfers in der Noth: ein besseres Herz habe im ganzen Dorfe keiner und noch weit darum herum, und so einen Herzhaften würde man nicht leicht finden, der sich unbsinnet gleich an ein ganzes Dutzend gewagt habe. Wenn es nur Gottes Wille wäre, daß es ihm auch einmal etwas zu lieb thun könnte! Es wollte für ihn gern durch's Feuer laufen, damit er sähe und überzeugt würde, wie gut das Ameili auf dem Roggenacker es mit ihm meine, und dann nicht wieder so hochmüthig vorbei-

fahre und chlepfe, ohne ihm „leb' wohl" zu sagen, wenn es am Wege stehe. — —

„Was gaffisch *) wieder, du Donners Sturm?" —

Das war ein unfreundliches Erwachen unter dem Kirschbaum, dessen bunte Blätter zur Erde wirbelten.

Ob es ständlings eingeschlafen sei, daß es nicht merke, was die Kühe im Lewat schändeten? — zankte der Roggensepp, der plötzlich hinter dem Kirschbaume hervortrat, mit dünner, krächzender Stimme, und schoß giftige Blicke aus seinen grauen Aeuglein auf das erschrockene Mädchen. Das fuhr aus seinen Trämen auf und lief, so rasch es mochte, der verlaufenen „Waar" zu wehren.

Der Roggensepp gehörte nicht eben zu den freundlichsten Erscheinungen, wenn er an seinem Stecken humpelnd die Kehr um seine Aecker und Matten machte. Er trug dann gewöhnlich ein Paar Beinkleider, welches einst einer seiner Werkleute aus dem Entlibuch auf dem Roggenacker zurückgelassen hatte, weil es ihm zum Mitnehmen wohl schlecht war, unter den Hosenträgern ein halbleinenes Aermelleibchen vom Vater selig und auf dem Kopf eine Zipfelkappe — Alles Naturfarbe, nämlich so, wie Hosen, Aermelleibchen und Zipfelkappe werden, wenn man sie vierzig Jahre am Leibe trägt, ohne je einen andern Tropfen dran zu wagen, als Regenwasser, ausgenommen beim Bschütten. Roggensepps Gesicht war dagegen nicht naturfarben, sondern gelb mit grau schattirt und hatte ein Aussehen, als sähe man von weitem einen schöngefahrenen, vom Biswind ausgetrockneten Acker, Furche an Furche, Runzel an Runzel. Grad fett war der Roggenbauer auch nicht — gut essen war nicht seine Sache, sondern er besann sich bei jedem Stücklein Brod, das er für sich abschnitt, zweimal, wenn er für das Ameili abschnitt, aber dreimal.

*) Gaffen = Maulaffen feil halten.

Ob der Roggenbauer reich sei, darüber wußte niemand genauen Bescheid. Viel Land, einen großen Hof, besaß er eben nicht, und seine Matten und Aeker waren nicht von den besten, sondern dürr, mager und ausgemergelt — grad wie seine elenden Paar Kühe, welche sich im Lewat ausnahmsweise einmal einen guten Tag gemacht hatten, während ihre Hüterin ständlings wenn nicht schlief, doch träumte. Es reute ihn eben jede Gabel voll Futter, die er seiner Waar in den Baren geben mußte und jedes Fuder Dünger, das er auf den Acker führen sollte. Am liebsten hätte er Futter und Dünger in einen großen Trog verschlossen. Das Herausgeben war gegen seine Natur. — Jammern hörte man den Sepp zur Genüge über die bösen Zeiten; und daß auf dem Roggenacker je einmal Hoffahrt und Staat getrieben worden wäre, der hätte auf Reichthum schließen lassen, konnten Sepps ärgste Feinde ihm nicht nachreden.

Dagegen war unter den Leuten viel Geschwätz von einem wohlverwahrten Speicher, in welchen Roggensepp keine fremde Seele, nicht einmal das Ameili einen Fuß setzen oder einen Blick werfen ließ. In diesem Speicher, sagten einige, seien mehr Sachen aufgehäuft, als die drei reichsten Bauern des Kantons zusammenbringen könnten. Von den Schweinen, die Roggensepp seit vierzig Jahren geschlachtet, habe er allemal nur eine Speckseite verbraucht, und die andere im Speicher verwahrt. Schnitztröge fänden sich dort, wie mittelmäßige Brechhütten *), und Strohflaschen mit Gigertschiwasser — so viele als Tage im Jahr. Die Stücke Zwilch und Halblein seien darin übereinandergeschichtet, wie man Holzspälten aufklaftere. Von den verschimmelten Thalern, welche in alten Strümpfen und gespaltenen Töpfen da und dort versteckt seien, gar nicht einmal zu reden. — Andere jedoch behaupteten, es sei freilich gar vielerlei in Roggensepps Speicher

---

*) Brechhütte = Häuschen, auf welchem man den Hanf röstet.

aufgehäuft, aber meistentheils nur alte durchgelaufene Holzschuhe, sämmtliche erst nach vollständiger Dienstunfähigkeit in Ruhestand versetzten Kittel, Hosen, Hüte und Strümpfe vom Vater und Großvater her, zerlöcherte Pfannen, gespaltene Flaschen, alte Harnischplätze und anderes dergleichen mehr, was der Roggenbauer etwa auf seinen Gängen über Feld gefunden und unvermerkt unter seinen Rockschößen habe heim tragen können. Diese Meinung hatte durchaus nicht alle Wahrscheinlichkeit wider sich, da Sepp seit vierzig Jahren unverbrüchlich am Grundsatze festgehalten hatte, nichts wegzugeben, was einmal in seinem Besitze war, und alles, selbst das unscheinbarste sich anzueignen, was sich herrenlos auf seinem Wege fand. Der Gemeindeammann selber hatte einmal von weitem zugesehen, wie er einen Bündel hinter einem Haag aufhob, wahrscheinlich Lumpen, die von herumziehendem Keßlervolk zurückgelassen worden, — und denselben nach Hause in seinen Speicher trug.

So viel war gewiß, Sepp hütete den Speicher wie ein Heiligthum und verschloß ihn vor der Welt vermittelst eines großen und festen Vorlegeschlosses. Er selbst brachte gewöhnlich die Sonntag-Nachmittage in den geheimnißvollen Räumen zu, wo man ihn dann hin und her, Trepp' auf, Trepp' ab humpeln, hüsteln und keuchen hörte, als ob er schwere Bürden hebe und herumtrage. Des Nachts wurde der Speicher von Spitzi, einem Hündchen von äußerst hässiger und bissiger Gemüthsart, bewacht. Die kleinen Hunde, behauptete Sepp, seien viel wachbarer als die großen und fräßen weniger.

Ameili hatte eben die dürren Kühe des Roggenbauers aus dem Lewat getrieben, als ein „Herr“, nämlich einer, der weder Halbleinkittel noch Zwilchhosen, sondern einen langen, abgeschabten dunkelblauen Ueberrock und einen alten Seidenhut trug, des Weges, der vom nächsten Wirthshaus nach dem Roggenacker führte, daher kam. Als er bei Sepp angelangt war, blieb er stehen. Das seien einmal schöne Thiere, rief

er aus, — gut gemodelt und füllten sich brav; allen Zeichen nach müßten es von den besten Milchkühen sein weit und breit. Der Roggenbauer lachte bei dieser Rede heimlich in sich hinein, theils über die Dummheit des Herrn, welcher die Thiere, von denen die beste kaum einen halben Kübel voll gab auf einmal, für gute Milchkühe hielt, theils, weil ihn das Rühmen seiner „Waar" denn doch nicht wenig kitzelte, da es selten genug geschah.

Ob er nicht die Ehre habe, mit dem Bauer auf dem Roggenacker zu sprechen? fuhr der „Herr" im blauen Rocke fort, in welchem wir an den rothen Haaren und dem lahmen Beine den Schreiber Stips erkennen. Sepp griff bei dieser Frage unwillkührlich an den Hosensack, in welchem er die Schweinsblase mit seiner Baarschaft verwahrt hielt, wenn er in Geldgeschäften über Feld ging; — so höflich, dachte er, sei nur einer der einem an den Geldsäckel wolle. Er habe ihm eben einen Besuch machen wollen, sprach Stips weiter; es freue ihn um so mehr, ihn hier angetroffen zu haben und seine Bekanntschaft zu machen. — Sepp blinzte mit den grauen Aeuglein den Schreiber mißtrauisch von der Seite an: weder habe er Geld anzulegen, noch brauche er Geld aufzubrechen, Gott Lob! Auch sei ihm gerade nichts feil im Stall und was er in's Haus brauche, pflege er nicht bei Musterreitern einzukaufen. — Es handle sich durchaus nicht um solche Dinge, beschwichtete Stips. Ob der Roggenbauer nicht wisse, daß morgen Wahltag sei? — Mit dem neumodischen Zeug, entgegnete Sepp, gebe er sich nicht ab, es trage nichts ein. — Und doch sollte es allen Gutgesinnten und insbesondere dem biedern Landvolk daran gelegen sein, daß es einmal eine rechte Regierung gebe, — sprach der Schreiber mit Nachdruck, indem er dem alten Bauer seine Dose darhielt. Sepp that einen tüchtigen Griff — zum nehmen war er niemals zu faul —, schnupfte und blinzte dann listig zu Stips hinüber: er müsse, mit Schein für den Schnabelpeterli herumweibeln? — Bei

Nennung dieses Namens wurde Ameili, welches wieder am Kirschbaum gelehnt stand und strickte, so roth, wie eines der Blätter, die sich ob seinem Haupte von den Zweigen lösten. Roggensepp achtete sich aber dessen nicht — was wußte er von der Geschichte mit dem halbleinigen Melkhosentschopen und dem umgekehrten Geißelstecken? — sondern lachte auf den Stockzähnen in sich hinein und fuhr fort: „Ja, ja! der Schnabelpeter sei ein Herr geworden, sagt man, — und gebe sich damit ab, des Schnabelbauers Batzen unter die Leute zu bringen. Will, scheint's, jetzt auch noch Rathsherr werden — sei z'Bern dafür in der Lehre gewesen! z'Schnabelbabi hat davon gebrichtet im Dorf. Wird eine große Ehre sein für z'Schnabelbabi, wenn's geschieht, geht mich aber nichts an." Stips hatte sich unterdessen den Roggenbauer genauer in's Auge gefaßt, erwiederte dessen pfiffiges Blinzeln mit einem nicht minder pfiffigen Grinsen, und bemerkte dann nur noch beiläufig: der Roggenbauer werde doch wohl morgen in's Dorf kommen, einen Schoppen zu trinken; wer zum Rößli gehe, den kost' es nichts, die Uerte sei schon zum Voraus bezahlt. Er wolle dann dort noch ein Wort mit ihm reden. Nach dieser Rede empfahl er sich, — er habe noch etliche nothwendige Gänge zu machen.

Nachdem der Roggensepp dem Ameili noch einmal eingeschärft hatte, die Kühe nicht mehr in den Lewat zu lassen, stekelte er heimzu, bei sich überlegend: es wäre doch nicht so dumm, morgen an die Wahl zu gehen, da man beim Rößli freie Uerte habe. Ameili sann darüber, wie Peterli nun ein vornehmer Herr geworden. Es wollte ihm aber nicht gelingen, sich denselben im schwarzen Rathsherrnrock vorzustellen, sondern nur im elben Chutli, das er angehabt, als er noch in die Christenlehre ging.

Neuntes Kapitel.

Am Vorabend.

Niemals geht's lebhafter zu auf den Landstraßen, — nicht nur auf jenen die London mit Calcutta verbinden, sondern selbst auf denen, die nach Welschenrohr oder Kienberg führen; — niemals haben die Leuen, Bären, Falken, Adler, Ochsen und ähnliche wilde und zahme Bestien bessere Zeiten, — nämlich nicht die, welche in Wäldern oder Ställen zu finden sind, sondern jene in den Dörfern, vor denen ein Tannenbaum mit einem Maien steht; — zu keiner Zeit weiß sich der gemeine Mann größerer Höflichkeit und freigebigerer Bewirthung zu berühmen: als am Vorabende allgemeiner Wahlen.

Peter Schnabel hatte sich, um seine Wahl in den Kantonsrath zu betreiben, in eigener Person nach Sufiwyl in's Rößli begeben. Er wollte dem Suverän imponiren und hatte sich deßhalb schon seit etlichen Wochen den Schnauz wachsen lassen. Ferners bekleidete er sich mit einem grünen mit Schnüren übernäthen Schützenrock, schnallte Sporen an seine Stiefel, schaffte sich eine Reitpeitsche an und setzte seine Brille von Scheibenglas auf. Was er zu leisten im Stande sei, wolle er den Muttenstüpfern dann schon begreiflich machen; er wette ein Kistchen der feinsten Havannah gegen ein halbbatziges Päckchen Dufour, er bringe sie alle unter den Tisch, vom Ersten bis zum Letzten.

Der geneigte Leser möge sich erinnern, daß Peter Schnabel mit dem Glas in der Hand und mit der langen Quastenpfeife im Gesicht seine Studien gemacht hatte — nicht im Kolleg, sondern beim „Großmogul". Das Glas in der Hand hatte er auch seine praktische Geschäftsbildung erworben — nicht in der Schreibstube, sondern im Kaffee Füsis. Das Glas in der Hand wollte er sich nun seinen Sitz im Kan-

tonsrath erobern. Komme er dann noch höher hinauf, so wolle er's, bei Gott, probiren, ob sich beim Becherklang und Rundgesang, beim Binokel und die Cigarre im Maul nicht ebensogut oder vielmehr noch besser regieren lasse, als hinter dem Schreibpult und den staubigen Akten. Alles Unheil auf der Welt, habe allemal sein Professor in Bern gesagt, rühre von den sogenannten ordentlichen und soliden Leuten, von den Pedanten, Philistern und Dintenschleckern her.

Die Gaststube beim Rößli war ziemlich angefüllt, wie es sich am Vorabend der Wahlen geziemt. Man hatte die Frau daheim damit „g'schweigen" können, es wäre Bürgerpflicht, heute einen Schoppen trinken zu gehen. Von Politik, von Wahlkandidaten, von Glaubensbekenntnissen und dergleichen wurde jedoch wenig verhandelt. Die Mannen mit den langen elben Kitteln und den kurzen, braunen, saftigen Pfeifen unterhielten sich über interessantere Gegenstände, nämlich über ihre Schweine, ihre Kühe und Kalbeten und über die Fruchtpreise in Bern und Basel, oder sie fragten einander ob der Hansuli bereits versäet oder ob der Muttendurs schon mit dreschen angefangen habe? — Als es nach und nach etwas lebhafter wurde, geschah es, daß einer oder der andere über ein „gstyff's Chalbeli" einen Handel abschloß, oder zwei sich beredeten, einander bei der nächsten Steigerung nicht abzubieten. —

„Sechs Flaschen vom Bessern! — Wer trinkt mit mir ein Glas?"

Die Bauern schauten einander an. „Der Schnabelpeterli will Kantonsrath werden" – sagte Hansuli leise dem Muttendurs und Muttendurs nickte.

Es solle zulangen, wer möge, und anstoßen, ermunterte Peter Schnabel, und schwenkte, um den Leuten von vornherein eine gute Meinung von sich beizubringen, ein volles Glas hinunter.

Die Bauersame ist zwar nicht gleich bereit, mit den Händen danach zu greifen, wenn ihr etwas zu essen oder zu

trinken angeboten wird; — es gehört zu den Grundregeln der ländlichen Austandslehre, sich vorerst dringlich bitten und nöthigen lassen. Aber schließlich langte doch einer nach dem andern nach den Gläsern, die Peter Schnabel vollgeschenkt hatte. Der Rößliwirth hatte nämlich von seinem bouchirten heraufgeholt, welchen er sonst nicht jedem Köbi vorsetzte, und der dann doch um die Wahl etwas besser war, als der Twanner, den er, wie er sich hoch und theuer verschwor, selber in Vivis geholt hatte und den Schoppen zu sechs Kreuzer alte Währung auszuwirthen pflegte.

„Noch sechs Flaschen" — befahl Peter Schnabel „und Schmollis, — bei Gott." Drauf stimmte er einen Rundgesang an, wobei einer nach dem andern sein Glas zu leeren hatte. Peterli, seiner Absicht getreu, schenkte die leeren Gläser fleißig wieder voll, trank aber selber einmal mehr als jeder andre. Den Muttenstüpfern kam's fast vor, wie in der Comödie oder beim Rößlispiel, aber noch viel lustiger, da hier der Hanswurst kein Trinkgeld einzog, sondern selber zu trinken zahlte.

Jetzt seien die Leute im Saft, dachte Peterli, und ließ eine dritte Flaschenbatterie in's Feuer rücken, womit er die Schlacht zu entscheiden gedachte. Wie sich's nun eigentlich mit den Wahlen verhalte? Die Bauersame werde doch hoffentlich so viel Aufklärung im Leibe haben, um die alten Quartalzäpfler nicht wieder hinauflüpfen zu helfen, sondern junge Kräfte, welche den Verstand und guten Willen hätten, den alten Wust den Bach abzuschicken.

Die Mannen mit den langen elben Kitteln schauten sich schweigend an und lachten auf den Stockzähnen über den Hans Narr mit der Brille, den Sporen und der Reitpeitsche, der ja doch nur der Schnabelpeterli sei. Zuletzt ergriff der Muttendurs, in jüngern Jahren ein Hauptspaßmacher, das Wort. „Kaufe ich mir halbverhungerten Fasel, so frißt derselbe zweimal so viel, als styf angemästete Säuli, die ihre

Sache bekommen haben; weiß allemal nicht recht, wie genug Tränke auf- und anbringen. Hülf morn die Alten wieder anstellen bei der Regierung und keinen jungen g'fräßigen Fasel." — Das war ein glorioser Witz vom Muttendurs. Am ganzen langen Wirthstisch brach als wie auf's Kommando ein Gelächter aus, daß das Weihwasserkrüglein neben der Thüre davon zu wackeln begann.

Peter Schnabel hatte den steifen Vorsatz mitgebracht, die gesammte Wählerschaft von Sufiwyl unter den Tisch zu bringen; einmal so weit, meinte er, wüßten sie dann schon, wen sie zu wählen hätten. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Die Bauersame saß noch fest und kaltblütig genug hinter dem Tisch, als Peter Schnabel schon glühte, wie die Morgensonne, wenn es Abends Koth geben soll. Es war Thatsache, daß Peterli einen Stüber *) hatte, als Muttendurs und Hansuli erst recht an's Anfangen dachten.

Es kam also, daß dem Schnabelpeter bei des Muttendursen Rede das Feuer in's Dach stieg: er merke wohl, schrie er über den Tisch weg, die Sufiwyler seien die letzten hundert Jahre auch nicht viel weiter gekommen in der Aufklärung, als die Stiere, die sie vor ihre Mistbännen spannten, und sie führten Zöpfe, länger und dicker als das größte Wellenseil; sie sollten aber nur warten, bis die junge Schule einmal am Brette sei, die werde ihnen dann schon über das Hung gehen. — Das war nun freilich keineswegs klug und politisch gesprochen von einem Wahlkandidaten. Um so besser hatte der Muttendurs seinen Machiavell los, der beim Roß- und Kühhandel seine diplomatische Schule durchgemacht hatte. Er stüpfte also den Hansuli mit dem Ellenbogen; dieser schlug auf den Tisch und rief: er für seinen Theil halte es mit dem Herrn Schnabel; der habe studiert und müsse also die Sache wissen. Uebrigens sei's ja überall Sitte, die

---

*) Stüber = Rausch im ersten Grade.

Schweine, wenn sie ausgemästet seien, in den Schornstein zu hängen und an deren Stelle jungen Fasel anzustellen, — je gefräßiger, desto besser. — Das sei gesprochen, wie ein Vaterlandsfreund, triumphirte Peterli, welchem der Hut schon ganz schief auf dem Kopfe saß. „Noch mehr Wein her, bei Gott!"

Es muß Einer dreifach gedreht sein, der die Bauersame „änen ummen lüpfen" will. Peter Schnabel war es nicht einmal einfach. Vielleicht macht der Schreiber Stips seine Sache besser.

Stips hat sich einen genauen Auszug aus dem Hauptbuch, Betreibungs- und Pfandbotrodel verfertigt. Während der Herr Prinzipal die Matadoren im Wirthshaus abtränkt, geht der Schreiber bei den Schuldenbäuerlein herum und schärft ihnen ein, um so zuverlässiger „gut" zu stimmen, als sie sonst ohne Termin und Pardon in's Amtsblatt müßten. Ueberdieß händigt er noch jedem für den morgigen Wahltag seinen bereits beschriebenen und zusammengefalteten Stimmzettel ein. — —

Als Stips spät zum Rößlein zurückkehrte — hell auf, Portugal! — was fand er da? Den Herrn Prinzipal, der mit schwerer Zunge die Bauersame im Bierkomment unterrichtete, — die Bauersame, welche sich ob dem Treiben des Herrn Prinzipals die Bäuche hielt und sich fort und fort die Gläser voll schenken ließ, ohne daß es auch nur dem Mindesten in ihrer Mitte eingefallen wäre, unter den Tisch zu sinken. Stips befahl, daß sogleich angespannt werde, und Peter Schnabel wurde halb mit List, halb mit Gewalt in's Fuhrwerk geladen und des Rößliwirths Knecht übergeben, der ihn nach der Stadt zurückführen sollte. Beim Abschied kündete Peterli, der sich bereits als Kantonsrath fühlte, der Gesellschaft an, morgen sei beim Rößli freie Uerte; er werde Alles bezahlen. — Stips blieb und hielt noch in selbiger

Nacht mit dem Muttenburs und dem Hansuli eine geheime Konferenz



Ein geneigter Leser ist vielleicht begierig zu wissen, was der Schnabelbauer zu Peterli's Kandidatur sagte?

Seit Peterli sein Muttergut herausverlangt hatte und dann von dannen gefahren war, durfte man vor dem Schnabelbauer nicht einmal dessen Namen aussprechen. Als aber

Schnabelbabi von den Basen im Dorfe erfuhr, daß es sich darum handle, den Peterli in den Kantonsrath zu wählen, so faßte es sich ein Herz und klopfte eines Nachts hinter den geeckſteinten Umhängen beim Alten an, ob er nicht seine Stimme und seinen Einfluß für den Sohn verwenden wolle. Aber der Schnabelbauer antwortete kurz: „Was geht's mich an, ob der Geschäftsmann Peter Schnabel im Rathsherrn-rock herumläuft oder nicht? Ich kennen keinen als den Peterli in der Zwilchb'chleidig und der wird wohl schon begraben sein" — worauf er sich nach der Wand kehrte. Wäre Babi besser belesen gewesen, so hätte es den Alten einen Raben-vater gescholten; so sagte es aber blos halbleise, er sei der wüstest Hung in der ganzen Kilchhöre und habe kein Herz für sein eigen Fleisch und Blut. Sie wisse ganz bestimmt, daß ihr Peterli schon ein Bein auf dem Rathsherrensessel habe, und nun möge man ihm nicht dazu verhelfen, auch das an-dere hinaufzubringen. Wenn dann aber Peterli Landammann sei, verschwur sich Babi im Stillen, so möge mira der Alte brüllen, so laut er wolle, — es lasse den Choli anspannen und fahre in die Stadt, um dem Bübeli sein Haus einzu-richten und oben zum Fenster hinaus zu schauen.

Für den Wahltag bestellte es eine Schwefelhölzchen-Frau als Kundschafterin, welche den Auftrag hatte, mit der erfreulichen Nachricht von Peterli's Wahl auf Windesflügeln, so weit es die G'süchti in ihren Beinen erlaubten, nach dem Schnabelhof zu eilen, wofür ihr ein halb Pfund Kaffee, ein Ankenbälli und zwei Dutzend Eier als Botenlohn in ein Körbchen bereit gelegt waren.

Zehntes Kapitel.

Der Schreiber Stips.

Einstimmig ist Peter Schnabel gewählt! Der Grütli-verein bringt ihm einen Fackelzug, die Liedertafel ein Ständ-

chen. Auf dem Kaffee Füsis wird ein glänzendes Banket veranstaltet; der Champagner schäumt; ein hundertstimmiges „Hoch" ertönt dem künftigen Landammann Peter Schnabel. Da setzt sich eine unverschämte Fliege auf dessen Nase und — — Peterli erwacht.

Eben läutet es Mittag. Mit Verwunderung schaut sich der Langschläfer in seiner Stube um. Da tauchen nach und nach einige unklare Erinnerungen vom gestrigen Abend in seinem Kopfe auf — an die rauchgeschwärzte Gaststube beim Rößli in Susiwyl, — an die lange Tafel voll Bauersame, die er sammt und sonders habe unter den Tisch bringen wollen, — wie er dann bei einem Haar selber darunter gekommen und endlich von Stips in sein Fuhrwerk verpackt worden sei. Zu fernerem Nachdenken war Peterli durchaus nicht aufgelegt, da es in seinem Kopfe wieder einmal rings herumging, wie ein Wagenrad. Streckte sich also noch ein wenig, verfügte sich dann nach dem Kaffee Füsis, bestellte sich eine saure Leber und wartete geruhig die Nachricht seiner Wahl ab. Fehlen könne es ihm nicht wohl, nachdem er sich gestern bei den Bauern so famös herausgebissen; was etwa noch gemangelt, das werde Stips in's Reine gebracht haben. Verflucht kommod, so ein Schreiber, dachte Peterli.

Auf dem Kaffee Füsis, einem der politischen Hauptquartiere, das von seinen Stammgästen den stolzen Namen des Kaffee's der Zukunft erhalten hatte, war begreiflich heute große Gesellschaft, welche da die ersten Nachrichten aus den Wahlbezirken erwarteten. Um das Tischchen, an welchem Peter Schnabel die Gewissensbisse seines Magens vermittelst einer sauern Leber beschwichtigte, hatte sich ein kleiner Hofstaat versammelt, in Erwartung des Champagners, welchen der Gewählte ohne Zweifel würde fließen lassen. Denn bereits hatte sich unter der Hand die Sage verbreitet, daß fünfundzwanzig Flaschen, wo nicht gar fünfzig im Hinterhalt lägen, um beim ersten Signal ihre Stöpsel knallen zu lassen.

Endlich sprengt die erste Staffete über das Pflaster — sie kommt von Susiwyl! Wer ist gewählt? Das letzte Leberlein bleibt dem Peterli im Halse stecken. Keineswegs der Geschäftsmann Schnabel, sondern — — dessen Schreiber Stips.

Peterli protestirt. Ein Mißverständniß — ein Irrthum! Wie sollte der Prinzipal durchgefallen, der obskure Schreiber aus der Wahlurne hervorgegangen sein?

Da erscheint das offizielle Wahlbülletin. „Susiwyl: gewählt wurde mit großer Mehrheit Herr Sekretär Stips; einige verlorene Stimmen erhielt Geschäftsmann Schnabel.“

Adieu Champagner!

Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen. Peterli's gute Freunde, die sich in ihren Erwartungen so häßlich getäuscht sahen, suchten sich nun auf eine andere Weise schadlos zu halten. Ob er den schwarzen Frack schon bestellt habe? riefen sie ihm zu.

Als hätte ihn der Hund gebissen ging Peter Schnabel davon und zog sich in seine Schreibstube zurück.

Unheimlich genug blickten ihn hier die Betreibungs- und Pfandbotrödel, die Journale und Hauptbücher an. Was wußte er Bescheid über diese Briefe alle, diese Papiersäcke und fliegenden Blätter? Das war ja des Schreibers Sache gewesen.

Nun solle es aber anders werden, nahm sich Peterli vor, nachdem es ihm endlich gelungen war, sich einigermaßen mit dem Gedanken seines Mißgeschicks vertraut zu machen. Die Politik, — dieß sehe er nun wohl ein, — trage Einem nichts als Galle und Verdruß ein. Er wolle sich deshalb lieber ganz auf sein Geschäft werfen, fleißig sein und brav Geld verdienen. Sei er ein reicher Mann, so schere er sich den Teufel darum Kantonsrath zu sein oder nicht.

Peter Schnabel, der diesen Abend früh und nüchtern zu Bette ging, war des andern Morgens schon bei Zeiten wach.

Uebernacht hatte er sich in seinen guten Vorsätzen bestärkt und ging nun statt in's Kaffee Füsis nach seiner Schreibstube.

Stips ließ sich nicht blicken. Dagegen brachte der Postläufer zwei Briefe. Der erste enthielt die Wahlürte des Rößliwirths von Susiwyl. Es ist sehr unangenehm, durchgefallen zu sein, und dann doch bezahlen zu müssen, was die Wähler getrunken haben. Es traf sich fast einen halben Saum für jede Stimme, welche Peterli erhalten hatte.

Der zweite Brief war von Peter Schnabels Schreiber, welcher in kurzen Worten meldete, die neue Würde, zu welcher ihn das Zutrauen seiner Mitbürger erhoben, erlaube ihm nicht mehr, in der bisherigen untergeordneten Stellung zu verharren. Herr Schnabel werde bei eigener Anhandnahme des Geschäftes dasselbe in der wünschbarsten Ordnung, die Bücher bis auf den letzten Tag eingetragen und den Kassabestand mit dem Kassajournal in Uebereinstimmung finden.

Peter hatte also keine Wahl, sondern mußte aus der Noth eine Tugend machen, sich selber in's Geschirr legen und sich in die Geschäfte einzuschießen suchen. Seine erste Untersuchung galt der Geldkiste. Trostloser Einblick! ein öder, weiter Raum, in dessen finstersten Winkeln einige lumpige Münzpäckchen sich verkrochen hatten. Was war aus all den harten Thalern geworden, die der Schnabelbauer ihm als sein Muttergut ausbezahlt hatte? Was aus all dem blanken Silber, welches aus den Sparbüchsen der halben Stadt hier zusammengeflossen war, wie nach einem Gewitter die Regenbäche in einer ausgefahrenen Dorfgasse? Das mußte sich in Werthschriften wiederfinden. Peter Schnabel machte sich daran, seine Gülten zu durchmustern.



Eine saubere Handschriftensammlung! Von den Schuldnern hatten die meisten bereits zwei Geldstage hinter sich, etliche sogar drei. Unter den Bürgen waren der Schnapsrudi und der Lumpenkübler die solidesten.

Auf seiner Entdeckungsreise durch die Schreibstube war dem Peterli der unerwartetste und überraschendste Fund für den Schluß aufgespart — ein Häufchen Papiere in einem Winkel des Pultes. Vielleicht ein Päckchen Bankscheine oder sonst ein ähnlicher Schatz? Peter Schnabel mochte kaum seinen Augen trauen — eins, zwei, drei Betreibungsdoppel

für einkassirte Zinse und abgelöste Titel, deren Betrag den Gläubigern abzuliefern — im Drang der Geschäfte vergessen worden war. Davon hatte Stips kein Sterbenswörtchen verlauten lassen. Und kaum acht Tage noch, so waren sie ausgelaufen, — der Geschäftsmann Peter Schnabel an der Gant.

Zum Glück sei er noch zu rechter Zeit darüber gekommen, sagte Peterli zu sich selbst, nahm, da in der Kasse leider Ebbe war, einen Arm voll von seinen Hypothekscheinen und ging, dieselben bei dem einen oder andern seiner Geschäftsfreunde zu versilbern.

Betroffen kehrte er wieder zurück, — nicht mit Geld, sondern mit denselben Handschriften und Verschreibungen, mit denen er ausgereist war. Keine einzige hatte er absetzen können, nicht einmal mit Währschaft. Wenn sein Vater, der Schnabelbauer, gut stehen wolle, — lautete der Bescheid, — dann könne er deren bringen, so viel er möge, sie wären dann alle wie baar Geld; diese aber seien keinen rothen Halbbatzen werth.

Die Sache begann bedenklich zu werden. Unruhig schritt Peter Schnabel in der öden, unheimlichen Schreibstube, aus welcher der belebende Geist, der rothe Schreiber, ausgezogen war, hinauf und hinunter.

Es klopft. — „Herein! — — Was wollt Ihr, Frau?“ Die Frau zupft verlegen an ihrer Schürze. Sie sollte das Geldlein wieder haben, welches sie vor einigen Wochen bei Herrn Schnabel an Zins gelegt, — es habe damals geheißen, man könne es sogleich wieder haben, wenn man's brauche, wie bei der Ersparnißkasse. — Der Geschäftsmann konnte sich nicht enthalten, einen sorgenvollen Blick auf die Geldkiste zu werfen, welche schwarz wie ein Sarg im Winkel stand. Nicht einmal so viel enthielt sie mehr, die kleine Forderung dieser Frau zu befriedigen. Aber durfte er sie abspeisen, vertrösten, verschicken? Das gäbe gleich ein

Geschwätz, welches wie ein Lauffeuer die Stadt durchziehen würde, — bei jedem Brunnen würde man sich vom halbleinigen G'schäftlimacher erzählen, der nicht einmal lumpige fünfzig Franken auszuzahlen im Stande sei. — — Wie hätte sich Peter Schnabel anders herauszuhelfen gewußt, als durch eine Nothlüge? „Der Schreiber habe den Kassenschlüssel zu sich gesteckt; die Frau solle einen Augenblick warten.“ — Vielleicht, dachte er, kommt indessen Jemand der Geld bringt, die Frau wird ausbezahlt und die Sache ist im Blei. Peterli glaubt noch an seinen Stern.

Da klopfte es wieder. Es ist der Füsiswirth; er bringt den Conto für das Getränke, welches bei ihm zu Ehren und auf Rechnung des künftigen, leider nun den Bach hinabgeschwommenen Landammanns, vertilgt worden ist. Es thue ihm unendlich leid, aber die fällig gewordenen Zahlungen bedeutender Weinkäufe — — Herr Schnabel werde entschuldigen — — — Was war anderes zu machen, als die Nothlüge noch einmal zu gebrauchen. Der Füsiswirth setzt sich auf einen Stuhl, zündet eine Cigarre an und zieht eine Zeitung aus der Tasche.

Zum dritten, zum vierten, zum fünften Mal klopft es. Lauter Leute die Geld wollen. Keiner weicht vom Platz; jeder will auf den Schreiber warten.

Peterli fühlt sich, wie in einem bösen Traum befangen. Der Schweiß läuft ihm über die Stirn; der Athem geht ihm aus. Verzweifelnd blickt er bald nach der Thüre, bald nach der Bureau-Uhr. Stunde um Stunde vergeht, aber kein erlösender Engel will sich zeigen.

Endlich schlägt es zwölf. In der Verzweiflung faßt sich Peter Schnabel ein Herz. Die Leute sollten nun machen daß sie fortkämen, — das Maulaffen feil haben trage ihnen doch nichts ein. Wäre der Schreiber mit dem Schlüssel nicht ausgeblieben, sie hätten alle längst ihr Geld. Nachmittags zwei Uhr

sollten sie wieder kommen; bis dahin wolle er den Schreiber und den Schlüssel zur Stelle schaffen.

Der Geängstete athmet tief auf, als der letzte der unwillkommenen Kunden die Schreibstube verlassen hat. Er wirft sich erschöpft auf einen Stuhl und wischt den überstandenen Angstschweiß von der Stirne. Da sieht er, durchs Fenster schauend, auf der Gasse eine bekannte Gestalt auftauchen, die sich nähert. Es ist der gewesene Schreiber — nun Kantonsrath — Stips, aber nicht mehr im abgeschabten blauen Ueberrock und den Schreibärmeln von Gallerttuch, sondern im nagelneuen schwarzen Frack. Herablassend nickt derselbe zum Fenster hinein.

Wer auders hat all' das Mißgeschick, das Schlag auf Schlag über Peterli herein bricht, — all' die Verlegenheiten die sich über seinem Haupte sammeln, verschuldet, als dieser rothe Verräther. Wüthend springt jener auf die Gasse und will Stips beim Kragen fassen, der jedoch einen Schritt zurücktritt und verwundert fragt, was es gäbe. Schnabel wirft ihm mit bittern Worten vor, er habe ihn um seine Kantonsrathsstelle geprellt und um sein Geld gebracht. Da wirft sich Stips stolz in die Brust: es werde hoffentlich Gesetze im Lande geben, welche den Bürger und Volksrepräsentanten vor solchen Insulten zu schützen vermöchten — Herr Schnabel solle bedenken, fügt er achselzuckend bei, daß es Sache der souveränen Wähler sei, wem sie ihr Zutrauen schenken wollten; was dann das Geschäft betreffe, so habe er dasselbe in der wünschbarsten Ordnung zurückgelassen; wenn Herr Schnabel kein Geld in der Kasse vorgefunden, so könne er nichts dafür. Uebrigens, schloß Stips, wolle er Hrn. Schnabel seinen Ungestüm keineswegs hochanrechnen, sondern im Gegentheil, wenn Hr. Schnabel einmal in den Fall kommen sollte seiner Protektion zu bedürfen, etwa um eine Weibel- oder Landjäger-, oder Wegknechtenstelle zu bekommen, wenn etwa sein Geschäftsbureau nicht mehr nach Wunsch laufen sollte, so sei er zu besten Diensten erbötig. Nickte mit vornehm herablassen-

dem Lächeln, ließ den gewesenen Hrn. Prinzipal verblüfft stehen und ging.

In die Schreibstube zurückgekehrt, bemerkte Peterli mit Schrecken, daß es unterdessen schon halb Eins geworden. Um zwei, daran war nicht zu zweifeln, würden seine Gläubiger wieder auf dem Platze sein. Bis dahin mußte Rath, mußte Geld geschafft werden. Aber kein Ausweg, nicht die entfernteste Aussicht auf Hülfe in der Noth wollte sich zeigen.

Eilftes Kapitel.

Des Geschäftmanns Ende.

Eins!

Da öffnet sich drüben, jenseits der Gasse ein wohlbekanntes Läufterlein und Kitti's Hand wird sichtbar, die Hand der mittleren der drei Riesterlischen Grazien. Kitti, welche einst Gattung hieß, spendet, als das irdische Werkzeug der himmlischen Vorsehung, den Spatzen, die rings auf den Dächern harrten, die Brosämlein des eben vollendeten Mittagsmales. Bei diesem Anblick fährt ein Lichtstrahl der Hoffnung durch Peterlis verfinstertes Gemüth.



Da drüben ist Rettung. Hatte ja Mama Riesterli schon zu wiederholten Malen und in den unzweideutigsten Ausdrücken sich geäußert, sie würde Herrn Schnabel ohne Bedenken selbst ihr Kostbarstes anvertrauen, und war ja, was Peterli jetzt eben von ihr bedurfte, noch lange nicht ihr Kostbarstes, sondern höchstens ein Paar lumpige Rollen Fünffränkler, deren sie, aus ihrem vornehmen Wesen zu schließen, ganze Schienkörbe voll besaß. Da ist kein langes Besinnen. Peter Schnabel wirft sich in seinen Sonntagsrock, ergreift Hut und Stock und eilt über die Gasse, um bei den zarten, liebenden Gemüthern da drüben Trost und Hülfe zu suchen.

Mama Riesterli hatte sich eben zum Nachmittagsschläfchen in den Winkel des Sopha's zurecht gesetzt. Kitti, welche gegen die Spatzen das Werk der Barmherzigkeit ausgeübt, saß nun wieder mit ihrer Stickerei am Fenster, Madi klimperte auf dem Klavier und Bethsi probirte vor dem Spiegel einen neuen Tschopen.

Im Vertrauen auf die Stimme, welche seiner Meinung nach in sämmtlichen Riesterli'schen Herzen für ihn das Wort führte und in Betracht der Dringlichkeit der Lage, fand es Peterli für's Beste, gleich mit der Thüre in's Haus zu fallen und die künftige Schwiegermama ohne weitläufige Umschweife um ein Anleihen von so vielen Rollen Fünflibern anzusprechen, als er benöthigt zu sein glaubte, sich aus der Klemme zu ziehen. — Während er sein Anliegen vorbrachte, erlitt Frau Riesterli's Gesicht eine auffallende Verlängerung; sie zog sich in den Winkel des Kanapee's zurück, gleich einer Schnecke, welcher man mit einem Dorn zu nahe gekommen ist, und erwiederte kühl, sie habe den Augenblick durchaus kein disponibles Geld; Herr Schnabel solle schauen, daß ihm anderswoher geholfen werde. — Peterli hatte jedoch zu fest auf diese Hülfe gebaut, als daß er nicht einen zweiten Sturm gewagt hätte. Er schilderte in kurzen Worten seine gedrängte Lage und spielte dann auf das abgekündete Kapital von

zwölftausend Pfund oder Kronen an, davon vor Kurzem noch die Rede gewesen, mit der verfänglichen Frage schließend, wie es komme, daß sie sich besinne, einem Manne ein paar hundert Franken anzuvertrauen, in dessen Hände sie das Glück einer ihrer liebenswürdigen Töchter niederzulegen, wie er hoffe, kein Bedenken tragen würde? —

„Sortez, mes filles," — befahl Frau Riesterli mit Grandezza. — Ob Herr Schnabel sich die Illusion gemacht habe, ihre Töchter hätten eine so soignirte Edukation erhalten, um dem ersten besten ungeleckten Bauerlümmel an den Hals geworfen zu werden, der schon auf fünfzig Schritte nach dem Kühstall stinke? Er trumpire sich sehr, wenn er meine, Kitti oder Madi oder Bethsi hätten etwa auf ihn gewartet, — sie hätten die brillantesten Pathieen machen können, da Herr Schnabel noch an der Schäube seiner Mutter hing, und es hänge nur von ihnen ab, morgen schon unter die Haube zu kommen; es pressire aber durchaus noch nicht, da ihre Töchter noch zu jung zum Heirathen seien. Und einen Schwiegersohn, welcher so impertinent sei, Geld von ihr zu entlehnen, wolle sie schon von vornherein nicht. Sie müsse sich deshalb für die Zukunft Herrn Schnabels Besuche verbitten, da der Umgang mit Leuten von so schlechten Manieren und gemeinem Ton für ihre Töchter durchaus nicht konvenabel sei und sie kompromittiren könnte.

Einem brennenden Dornbusch vergleichbar, rückte hierauf Madame Riesterli, den rechten Ellenbogen voran, gegen den niedergedonnerten Peterli los, und drängte ihn ohne Komplimente der Thüre zu. Im Nebenzimmer hörte man kichern und Madi begann mit schmetternder Stimme den „lieber Augustin" anzustimmen. Glühend vor Scham und Zorn ergriff Peter Schnabel den Rückzug. Auf der Treppe begegnete er dem Kantonsrath Stips, der im schwarzen Frack und einen Blumenstrauß in der Hand zu den Damen Riesterli

hinaufging und mit herablassendem Lächeln grüßend an ihm vorübereilte. —

Als Peterli den Kopf zur Riesterli'schen Hausthür herausstreckte, erblickte er drüben das Heer der Feinde, welches seine Bureauthüre belagerte, — die alte Frau, welche ihre Sparpfennige heraushaben wollte, der Füsiswirth mit der Champagner-Rechnung und noch ein Dutzend andere, die alle nicht einmal so lange hatten warten mögen, bis es zwei geschlagen. Was sollte er nun diesen Leuten sagen? Er habe kein Geld und bekomme keins, — er habe sie angelogen und zum Besten gehabt! — — Als hätte ihn der Hund gebissen, zog er sich wieder zurück, eilte durch die Hinterthüre nach der andern Straße, — von dort durch öde, einsame Gäßchen zum Thore hinaus, weiter und weiter. — —

Es war lange her, seit Peter Schnabel zum letzten Mal so recht draußen im Freien gewesen war. Seit er in die Stadt gezogen, hatten ihn seine Füße kaum je einmal vor das Thor hinausgetragen, sondern selten weiter, als von der Käsgasse in's Kaffee Füsis und vom Kaffee Füsis an die Käsgasse. Ging's etwa Sonntags oder bei besonderen Anlässen auf's Land, so ließ man anspannen und schwärmte, aber nicht etwa durch Wald und Fluren, sondern von einem Wirthshause, wo getanzt wurde oder eine gute Flasche Wein zu bekommen war, in's andere. Kein Wunder, daß es ihm ganz unheimlich und fremd vorkam, sich plötzlich mitten auf dem einsamen Felde draußen zu finden, über welches ein kühler Herbstwind blies. Zuletzt setzte er sich an einem Haag auf einen Stein, nahm den Hut ab, sich vom Wind den glühenden Kopf abkühlen zu lassen, und stützte den Ellenbogen auf das Knie und auf die Hand das Haupt. Dabei war Peterli ganz besonders zu Muthe. Er fühlte ein Klopfen und Rauschen im Kopf, als ob eine Hammerschmiede darin arbeitete, dazu ein Gramseln und Kräuseln in der

Herzgrube und ein Frösteln den Rücken hinunter — Aehnliches hatte er zuweilen gespürt nach einer durchschwärmten Nacht, wenn der Neuenburger auf des Wirthes Dachboden oder der Champagner in Yverdon gewachsen war. Dann hatte er allemal den bösen Geist mit der bekannten sauern Leber oder einem marinirten Häringe zu bannen gesucht. Heute aber saß der Katzenjammer, wo keine saure Leber, kein Häring hinzugelangen vermochte.

Hundert Klafter tief hätte Peterli in den Boden sinken, sterben, von Allem nichts mehr wissen mögen. Aber als er wie ein gehetztes Thier zur Stadt hinaus geflohen, war ihm Einer nach, und als er gleich einem Unsinnigen über das Feld weglief, so hatte sich Jener auf seine Schultern geschwungen. Peterli konnte ihn nicht sehen und nicht greifen, desto besser fühlte und hörte er den Unsichtbaren. Es war ihm, als ob das Gespenst die langen, dürren, kalten Finger um seinen Hals geschlungen hätte und drückte und schnürte — als ob es den Mund an sein Ohr gelegt hätte und flüsterte: „Willst du jetzt wieder zum Vater gehen? willst dein Muttergut noch einmal holen, das du verlumpt in einem kurzen Jährchen?" Dem kühlen Wind zum Trotz rann dem Peterli der Schweiß über die Stirne. „Oder willst du in die Stadt zurück, in's Geschäftsbureau des Herrn Peter Schnabel? Geh nur! Sie warten dort auf dich, — zehn, zwanzig, dreißig, — Alle, die dir ihren Nothpfennig anvertrauten. Bring ihnen ihr Geld!" Peter Schnabel hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu. „Komm mit," gellte die Stimme des Unsichtbaren nur um so höhnender, — „komm mit in's Kaffee Füsis, — wir wollen wieder einmal lustig sein, — Champagner her! — Du Tropf! kein Glas abgestandenes Bier reicht man dir, wenn du nicht zuvor das Geld dafür auf den Tisch gelegt hast! — Hörst du deine alten Freunde auf den Stockzähnen lachen? — siehst du sie höhnen und foppen? — Und hörst du es dort kichern hinter den Fenster-

laden? Es ist Kitti, oder Bethsi, oder Madi; — sind sie nicht alle vernarrt in dich? Welche willst du zur Frau?"

Peterli schüttelte sich wie im Fieber. Aber der Geselle, der sich mit den langen, dünnen, kalten Fingern an seinem Halse festgekrallt hatte, ließ sich nicht abschütteln.

„Wie manchen armen Teufel hast du ausgesaugt mit Wucherkünsten und zum Lump gemacht für sein Leben lang? Wie manchen hast du vergeldstagen und verganten lassen? Was hat's geholfen? Bist nun selber vergantet und verlumpt!"

Der Gequälte war nahe daran, sich den Schädel am ersten besten Baume einzurennen; doch der Quälgeist war noch nicht fertig.

„Kehr dich um, Peterli," flüsterte er. „Siehst du dort die alte Heimath, den stattlichen Schnabelhof hinter den grünen Bäumen? Aber warum steht die Mutter hinter dem Haus und weint? Warum will sie sich fast hintersinnen, die alte Mutter, die es so gut mit dir meinte? — Und siehst du den Vater, wie er grau geworden ist und wie er traurig ausschaut? — Wer hat der Mutter die alten Tage verbittert? wer hat Kummer und Schande auf des Vaters graues Haupt gehäuft? — Sieh! er blickt dich an — er hebt die Hand, — weißt du, was das bedeutet?"

Dem Peterli sträubten sich die Haare zu Berge. Er sprang von seinem Steine auf und rannte davon. Aber nicht nach der Käsgasse wandte er seine Schritte, nicht nach der Stadt, — auch nicht nach dem Schnabelhof, sondern nach dem düstern Wald, nach dem winterlichen Berge.

Am nächsten Samstag stand der Geschäftsmann Peter Schnabel unter den Geldstagern im Amtsblatt oben an. Am selben Tage wurde an der Käsgasse Nr. 101 eine neue Tafel aufgehängt, auf welcher mit großen goldnen Buchstaben zu lesen stand: „Geschäftsbureau des Kantonsraths Stips."

Peterli selber war spurlos verschwunden. Einige wollten

wissen, er habe sich ertränkt, Andere behaupteten, er sei über den Bach nach Amerika.

Nachdem diese Angelegenheit während vierzehn Tagen Stadtgespräch gewesen war, kam wieder etwas Anderes auf's Tapet und an Peter Schnabel erinnerte man sich nur noch dort, wo man durch ihn um seine Batzen gekommen war, — und dann noch an zwei andern Orten.

Zwölftes Kapitel.

Schnabelbabi's geheimes Treiben.

Der erste der Orte, wo man noch an Peter Schnabel dachte, und zwar nach Monaten und Jahren, als er sonst überall und sogar im Kaffee Füsis und bei Frau und Töchtern Riesterli längst verschollen schien, das war hinter den roth und weiß geeckſteinten Vorhängen des ehrwürdigen Schnabel'schen Ehebetts. Hinter diesen Vorhängen war seit Peterli's Auszug aus dem Vaterhaus manche nächtliche Stunde verwacht und mancher schwere Seufzer ausgestoßen worden, und der Ehefrieden zwischen dem Schnabelbauer und der Schnabelbäurin hatte manchen harten Stoß erlitten.

Der Schnabelbauer hatte sich steif und fest in den Kopf gesetzt, mit Peterli wäre es ganz anders gekommen, wenn ihn die Mutter weniger am Fürtuch herumgeschleppt, sondern mehr in Wind und Wetter hinausgejagt und dann vor Allem nicht so viel Lebkuchen geschoppt hätte, was den Magen verderbe, wodurch dann begreiflich auch der gesunde Verstand zu Schaden komme, welcher bei keiner Speise besser im Geleise bleibe, als bei Erdäpfel und Milch und zur Abwechslung bei Lohner-Chosli *). Was dann das Studiren betrifft, so

*) Aepfel mit Brod gekocht.

wären diese Pflänz dem Buben gar nie zu Sinn gekommen, hätte sie ihm die Mutter nicht aufgeschwatzt, und von daher rühre eigentlich all das Unglück und die Schande, welche ihn betroffen, und deren Wiederschein nun auch auf den Schnabelhof zurückfalle.

Eine geschlagenere Frau gäbe es weit und breit nicht, ja kaum hinter dem Berg, wo die Weiber doch ihren Theil bekämen, meinte dagegen das Schnabelbabi. Jetzt solle es gar an Allem Schuld sein, da doch die Sachen ganz anders gekommen wären, wenn der Alte nicht ein Herz, härter als Geißbergerstein *) im Leibe herumtrüge. Wäre er an die Wahlen gegangen, statt daheim auf dem Stallbänklein hocken zu bleiben und zu chuppen, und hätte sich etwas weniges in's Geschirr gelegt, und mit den andern Mannen ein Wort geredet, — wer weiß, der Peterli wäre vielleicht jetzt doch Landammann. Und seine Fünfliber lasse der Alte lieber im Trog verschimmeln, als daß er damit dem Peterli unter die Arme gegriffen und seinem eignen Fleisch und Blut die Schande erspart hätte, als Geldstager in's Amtsblatt zu kommen; sondern hätte das arme Bübeli lieber in's Elend wandern lassen, der sich, wovor unser Herrgott uns gnädig behüten wolle, vielleicht gar selber ein Leid angethan.

War des Schnabelbauers Haut auch hart genug, daß man Feuerteufel auf seinen Fingern hätte abbrennen können, ohne daß er etwas Besonderes dabei verspürt hätte, so drangen ihm solche Reden dann doch in's Lebendige; und wenn Schnabelbabi solchermaßen auspackte, so wurde ihm manchmal dabei innerlich so heiß, als ob sein Herz in einem Topf voll siedender Karrensalbe steckte. Und als es darum zu thun war, den Buben vergeldstagen zu lassen und man ihn frug, ob er für den Sohn zahlen wolle, da arbeitete es gewaltig in ihm; denn seines Wissens und Besinnens waren bis jetzt

*) Geißbergerstein = Granit.

alle Schnäbel vom Großvater und Urgroßvater her ehrenfeste und aufrechtstehende Mannen gewesen und keiner kein Lump. Und es wollte ihn beinahe erwürgen, als er die Antwort gab: „Der andern Kinder wegen darf ich nicht und Peterli's wegen mag ich nicht, — es muß nun einmal da durch.“ — Wer will es ihm unter diesen Umständen verdenken, daß er schließlich dem Schnabelbabi ein für allemal das Maul verschloß: Geschehen sei geschehen, und wenn es ihn nicht aus Bett und Haus vertreiben wolle in seinen alten Tagen, so solle es seine Zunge in Acht haben. — Was half es aber? Durfte Schnabelbabi nicht mehr reden, so konnte es sich doch nicht enthalten, halbe Nächte lang zu seufzen, zu ächzen und zu schluchzen.

Auch noch in einer andern Frage zogen der Bauer und die Bäurin nicht am nämlichen Seil. Die Bäurin meinte, das Schrecklichste sei, daß man gar nicht wisse, wo Peterli hingekommen sei und was aus ihm geworden; da sollte man Himmel und Erde in Bewegung setzen und wenn es sein müßte, sogar durch den Gemeindeammann an die Regierung schreiben lassen, um wo möglich etwas Genaues zu erfahren. Wer weiß, ob er gar noch am Leben sei? Wenn es ein Unglück gegeben hätte, so wäre das Mindeste, für ihn zu beten und Seelenmessen für ihn lesen zu lassen; das sei ja schon Christen-, geschweige den Elternpflicht. — Aber auch davon wollte der Bauer nichts hören: Ein Leides habe der Bube sich nicht angethan — er sei nicht von solchem Holz; sondern ihm wäre das Aarenwasser um Allerheiligen herum jedenfalls zu kalt gewesen, hinein zu springen. Das Beste sei, nichts von ihm zu sehen noch zu hören, er käme denn, die Alte wisse schon wie, und hätte den „Herren“ vollständig von sich abgefegt, was aber seines Meinens schwer halten und dem Peterli schwerlich gelingen werde. Weshalb zu wünschen, man bleibe auseinander und wisse von einander so wenig als möglich.

Damit gab sich aber Schnabelbabi nicht so leicht zufrieden — ein Mutterherz läßt sich selbst von einem Schnabelbauer nicht unter dem Daumen halten —, sondern beschloß nun auf eigene Faust und hinter des Alten Rücken nach dem verlornen Sohne zu forschen.

Der Korbmacher, welcher der Bäurin vor Zeiten prophezeit hatte, das Büblein, welches sie damals unter dem Herzen trug, werde einst ein vornehmer Herr werden, war leider seither gestorben. Dagegen hatte sich in der Nähe ein Wunderdoktor aufgethan, dessen Ruf von Tag zu Tag im Wachsen war. Dieser Wunderdoktor konnte nicht nur Jedem, der ihm auf einem Papiere einen Auszug aus dem Taufscheine einsandte, auf's Haar angeben, ob es ihm im Magen, am Herzen oder an der Leber fehle, und welches Zeug man zu nehmen habe, um wieder gesund zu werden; sondern er sah in einem Glase Wasser oder gar in der Luft, wo verlorne und gestohlene Sachen hingekommen, und konnte sogar über abwesende, tausend Stunden weit entfernte Menschen Bericht geben, wenn man ihm deren Vor- und Zunamen nannte, — nicht zu vergessen der unerläßlichen Beigabe an Geld oder Naturalien. An diesen Wunderdoktor beschloß Peterli's Mutter sich zu wenden, und es wurde in aller Heimlichkeit dieselbe Schwefelholzfrau an ihn abgeschickt, welche schon einmal, nämlich an jenem Wahltag, wo Peterli hatte Kantonsrath werden wollen, der Bäurin als Kurrier gedient hatte. Der



Schwefelholzfrau wurde bei ihrem Abgang ein Schinken in's Körbchen gelegt und zwar ein währschafter, da auf dem Schnabelhof keine minderen als Dreizentnerige geschlachtet wurden, — um doch ja vom Wunderdoktor sichern und günstigen Bescheid zu erhalten.

Diesem Schinken entsprechend lautete dann auch der Bescheid: Peterli befinde sich jenseits eines großen Wassers, habe schöne Kleider an, sei rothmündig und gesund und im Begriffe eine reiche und vornehme Frau zu heirathen. Das war ein Sonnenblick in das betrübte, umwölkte Mutterherz!

Da begab es sich, daß bald darauf eine Uebernächterin in's Haus kam, ein Weibsbild aus der Stadt, welches das Gewerbe trieb, für die Leute nach Einsiedeln wallfahren zu gehen. Dasselbe hatte seine gewöhnliche Einkehr bei der Schnabelbäurin und von ihr schon mehr als eine bedeutende Bestellung von Rosenkränzen, an jenem Wallfahrtsort abzubeten, erhalten und ausgeführt. Kein Wunder, daß Babi der Wallfahrerin sein volles Herz leerte. Sie habe weiter nichts gegen den Wunderdoktor, sagte darauf die Wallfahrerin. Würde sie einmal krank, sie ginge auch lieber zu diesem, als zu so einem Leutendoktor aus der Stadt, der erst des weiten und des breiten ausfragen müsse, was der Wunderdoktor Alles im Wasser oder in der Luft sehe. Was dann aber das Wahrsagen und Prophezeihen anbeträfe, so wüßte sie vielleicht noch etwas Besseres. Sie kenne eine Frau in der Stadt, gar wohl erfahren im Kartenschlagen, welche die geheimsten Dinge aus ihren Blättern zu lesen vermöge, und was sie je wahrgesagt, das sei allemal auf's Düpflein eingetroffen. Wenn die Schnabelbäurin etwas Sicheres über ihren Sohn erfahren wolle, so werde es jene Frau auf's Haar sagen können, und wäre Peterli hinter sieben Mauern versteckt oder sieben Klafter tief unter dem Boden begraben. Sie brauche sich deshalb durchaus nicht etwa zu schämen. Die Kartenlegerin erhalte alle Tage Besuch von den vor-

nehmsten Rathsherren-Frauen mit seidenen Röcken und Federn auf dem Hut, zwar nur insgeheim, es wüßte es aber doch die ganze Stadt.



Die besorgte Mutter ließ sich begreiflich den Gulden nicht gereuen, welchen die Uebernächterin sich bezahlen ließ, um Namens Babi's das Kartenorakel zu befragen, wofür sie dann auch nach etlichen Tagen sehr ausführliche Nachrichten über Peterli erhielt, welche zwar weder auf der Post noch durch den Telegraphen, — was wußte man zu jener Zeit von diesen Stangen mit den gläsernen Kappen? — sondern auf dem noch viel sichereren Wege der Kartenblätter eingetroffen waren. Diese Nachrichten lauteten etwas anders, als jene des Wunderdoktors. Peterli befinde sich nicht in Amerika, sondern in einer großen Stadt, wo ihm eine nahe Gefahr drohe. Es interessire sich jedoch ein junges, schönes und reiches Frauenzimmer um ihn. Wenn nicht ein falscher und boshafter Nebenbuhler die Oberhand gewänne, so würde ihm bald ein großes Glück bevorstehen. So weit die Karten.

Dem Babi ging es dabei wie ein Mühlrad im Kopf herum. Wie wollte es die Enthüllungen der Kartenschlägerin und jene des Wunderdoktors zusammenreimen? War Peterli in Amerika oder anderswo? War er ein reicher Mann oder ein Lump? Was war das für eine Gefahr und für ein Nebenbuhler, die sich so deutlich in Schaufelsieben und im

Kreuzbuben geoffenbart und wovon doch der Doktor nichts gesehen und gemerkt hatte? Bald glaubte die Bäurin dieß, bald jenes, je nachdem ihr Gemüth zur Furcht oder zur Hoffnung aufgelegt war. Bald ward die Schwefelholzfrau mit einem Bunde Magenwürste zum Wunderdoktor abgesandt, bald das Einsiedlermauschi mit einem Gulden zur Kartenlegerin. So viel schien jedenfalls sicher und festgestellt, daß Peterli eine reiche, schöne und vornehme Frau bekäme oder mindestens bekommen sollte, was das Schnabelbabi eigentlich von jeher gewußt und zur Genüge gesagt hatte: ihm, seufzte Babi, wolle aber Niemand und am allermindesten der Schnabelbauer glauben, der doch vor Gott und der Welt zumeist dazu verpflichtet wäre.

Was Wunders, wenn unter solchen Umständen in Haus und Küche nicht immer Alles den gewohnten akkuraten Gang ging, sondern sich im Sauerkraut zuweilen ein Harnischplätz vorfand oder an einer Mehlsuppe das Mehl vergessen worden war und die Zwiebelnschweitzi über dem klaren Wasser schwamm. Der Schnabelbauer schüttelte darob gar bedenklich den Kopf: ob er es noch erleben müsse, dachte er, daß das Babi in seinen alten Tagen den Verstand verliere? Ueberflüssig viel habe es von jeher nicht gehabt. Dieses wenige könnte ihm unser Herrgott wohl belassen; er hätte doch nicht viel davon, wenn er es auch nehmen würde. — Der Schnabelbauer wußte halt nichts vom geheimen Verkehr mit dem Wunderdoktor und der Kartenlegerin, welcher seine Frau fast wirbelsinnig *) machte, sonst hätte er demselben wohl einen Nagel gesteckt.

---

*) Wirbelsinnig = närrisch.

Dreizehntes Kapitel.

Des Roggenbauers Knecht.

Welches war der zweite Ort, wo Peterli noch nicht ganz verschollen war? Der Roggenacker, erräth der geneigte Leser. Nicht, als ob der Roggensepp an Peter Schnabel dachte. Er war zwar an jenem Wahltag auch in's Rößli gegangen und hatte gegessen und getrunken, wie seit Jahren nicht — war's ja Schnabelpeterli, der Narr, welcher bezahlte. Seinen Stimmzettel hatte er jedoch nicht abgegeben, sondern ein Stück Käse in denselben gewickelt und mit heimgenommen. Da er vernahm, daß Schnabelpeterli geldstagen müsse, hatte er sich schadenfreudig die Hände gerieben und ihn dann so ziemlich aus dem Gedächtniß verloren.

Auch Ameilis Gedanken weilten nicht bei dem vergeldstagten Herrn Peter Schnabel. Aber wenn es den langen lieben Tag zähe steinige Furchen hackte oder den Dreschflegel schwang, oder während den düstern Winterabenden beim Licht einer kaum glimmenden Ampel am Spinnrad saß, oder wenn es die von harter Arbeit ermüdeten Glieder auf seinem armseligen Laubsack ruhen ließ und der Schlaf auf seine schweren Augenlieder sich setzte, — da trat Peterli, der rothmündige Christenlehrknabe vor sein inneres Auge. Ameili, ohne was besonderes dabei zu denken, freute sich dieser Traumgestalt, was ihm ja wohl zu gönnen, da ihm außerdem vom Schicksal und dem Roggenbauer blutwenig freudiges zugemessen ward.

Denn der Roggenbauer wurde mit zunehmendem Alter weder leutseliger noch freigebiger. Sondern, je weniger seine dünnen Beine ihn tragen mochten, um so mehr mußte Ameili, die seinen strapatziren und je minder Roggensepp der Arbeit vorzustehen im Stande war, um so mehr wurde der Base aufgeladen, welcher es ja zur Schande gereicht hätte, auf

der faulen Haut liegen zu bleiben, da man sie schon so manches Jahr aus Gutthätigkeit und um Gottes Willen speise und kleide — meinte Sepp, den Lohn, welchen er einer Magd hätte bezahlen müssen, nun aber in der Tasche behalten konnte, mit Stillschweigen übergehend. Aber die Gliedersucht setzte sich mehr und mehr in des Roggenbauers durchscheinigen Beinen fest, so daß er zu Zeiten kaum mehr in seinen geheimnißvollen Speicher hinübzugehen vermochte. Und vier bis fünf Kühe zu besorgen, einzugrasen, Flachs zu jäten, Erdäpfel zu hacken, Gülle zu stoßen und nebenbei noch für die Leute und die Schweine zu kochen, das war selber für Ameili wohl viel, obwohl es zur Sommers- und Winterszeit von früh vier Uhr bis Nachts um zehn auf den Beinen war. Zudem gibts bei jedem Bauernwesen gar manches zu heben und zu tragen, wozu Weiberkraft nicht ausreicht. Es mußte sich der Roggensepp also nach langem Wehren und Sperren doch dazu bequemen, nach einem Knechte auszuschauen.

Das war kein leichtes Geschäft und nicht so bald abgethan. Nicht als ob ihn die Auswahl unter der Menge der sich Anmeldenden in Verlegenheit gesetzt hätte — im Gegentheil, es dauerte lange, bis sich der erste herbeiließ, auf dem Roggenacker anzufragen. Als sich dann aber hie und da einer, der Arbeit suchte, dahin verlief, so fand Sepp, die jungen würden zu viel essen, die alten aber zu wenig schaffen. Wer aber recht bei Kräften war, der verlangte zu hohen Lohn und wer sich mit wenigem bescheiden wollte, von dem argwöhnte Sepp, er würde sich wohl auf andere Weise schadlos zu halten wissen. Schließlich ward keiner gedingt und Ameili mußte auch fernerhin alleine eingrasen, b'schütten, misten, melken, füttern, hacken, jäten und kochen fast über seine Kräfte, obwohl letzteres schnell genug abgethan war.

Da klopfte eines Tages wieder einer an, der nach Arbeit ging. Es war um die Zeit, da die Hauptwerke bald angehen sollten und die Gliedersucht zwickte den Roggenbauer



eben besonders fühlbar in die Waden. Er ließ daher den Arbeitsucher vor sich kommen: wer er sei, wie er heiße und woher er komme? — Der Name stehe hier in den Papieren; vier Jahre sei er in Neapel als Soldat gestanden und habe dann seinen ehrlichen Abschied bekommen; jetzt suche er einen Dienst als Bauernknecht. — Der Schnauz und die aufrechte Haltung hatten gleich den gedienten Soldaten verrathen.

Sonst sah Pauli, so hieß der Bursche, nicht aus, als ob er von den ägyptischen Fleischtöpfen herkäme. Der werde mit Schein nicht gewohnt sein viermal täglich Gesatteltes *) zu bekommen und zwischen den Mahlzeiten Brod genug, wie es allemall die Entlibucher gerne hätten, — dachte der Bauer und frug, wie viel Lohn er fordre? Das wolle er dem Meister überlassen, der solle ihm geben, was er verdiene und hier zu Lande Brauch und Recht sei. — So sei er seinetwegen gedingt, sagte der Roggenbauer und holte aus seiner Schweinsblase einen beschnittenen und abgeschliffenen halben Brabanter hervor, den er dem neuen Knecht als Haftpfennig auf die Hand gab. Dazu schaute der Roggenbauer so seelenvergnügt aus, wie schwerlich je, wenn er jemanden hatte Geld geben müssen; das kam, weil er bereits bei sich im reinen war, wie er seiner Zeit dem Knecht nicht nur sein kleines Löhnlein, sondern sogar den verschliffenen halben Brabanter wieder abzwacken wolle, wenn's dann einmal an's abrechnen gehe. Knechte, wie man sie brauchen könne, seien leider Gott heut zu Tage nicht mehr dicht gesäet; der scheine aber ein rechter zu sein, — schloß er seine beruhigende Betrachtung.

Waren nun also zu dritt auf dem Roggenacker. Ging aber nicht viel lebhafter zu, als da sie noch selbander gewesen. Pauli war still für sich und sprach wenig genug um einen Kreuzer, — gewöhnlich nicht mehr, als die kürzeste Antwort, auf das, was man ihn fragte Dagegen war er an der Arbeit von früh bis spät, ging weder den Mädchen nach, noch in's Wirthshaus, sondern wich den Leuten scheu aus dem Weg. Ameili verlor auch nicht viel Worte mit ihm und gewöhnlich blieb ihre Unterhaltung auf „guten Tag" und „gute Nacht" beschränkt, was um so verwunderlicher, da das Mädchen nicht viel über einundzwanzig Jahre zählte und Pauli trotz seinem sonnenverbrannten Gesicht und seinen magern Backen im Ganzen genommen kein übelgewachsener Bursche war, der schön aufrecht einherschritt und die Füße lüpfte, im

*) Gesatteltes = Gemüse mit Speck.

geraden Gegentheil der rothmündigen Knaben des Dorfes, welche runde Rücken machten, als ob sie einen zweizentnerigen Sack Kernen auf Weg und Steg auf dem Buckel mit sich führten, — und ihre Holzböden über die Dorfgasse nach sich schleppten, daß man es auf fünfzig Schritt klappern hörte. Auch stand der Schnauz dem Pauli durchaus nicht schlecht, — man sah es ihm eben von weitem an, daß er Soldat gewesen.

Des Roggenbauers neuer Knecht bekam, wie zu vermuthen, nicht die besten Tage und erhielt, so eingezogen und arbeitsam er war, vom Meister wenig freundliche Worte. Er war eben Soldat gewesen und es hielt ihm schwer, den ganzen Tag über die Furche gebückt zu sein und zu hacken, dessen Aufgabe es bisher gewesen war, täglich ein Stündchen oder zwei grad und steif wie ein Hanfstengel Wache zu stehen und dann abgelöst zu werden. Wenn Pauli dann von Zeit zu Zeit die Hacke sinken ließ und probirte, ob er den Rücken noch strecken könne, so stand gleich der alte Sepp hinter ihm und rief mit seiner Stimme, die so dünn und durchdringend war, daß man sie in eine Nadel hätte fädeln können, ob er Kalender mache oder ob er meine, die Mutten würden vom bloßen angrännen auseinanderfahren? wenn es so kummlich ginge, so brauchte er keinen Knecht, sondern könnte es selber. Hatte Pauli den ganzen Tag gehackt, so mußte er des Abends dann noch Gabel und Mistbähre zur Hand nehmen und den Stall in Ordnung bringen und des andern Morgens vor Tag wieder auf den Beinen sein, um einzugrasen und zu füttern, so daß ihm wenig Zeit zur Ruhe blieb; denn die Arbeit ging ihm begreiflich nicht so flink von der Hand, als Einem, der seiner Lebtage dabei gewesen. Nichts desto weniger schaffte Pauli unverdrossen fort, maulte nicht und beklagte sich nicht einmal bei den Nachbarsleuten. Des Roggenbauers Knecht, sagten dieselben, müsse das Guthaben nicht gewohnt sein oder eine schwere Sünde abzubüßen haben, sonst

wäre ihm der Faden der Geduld schon in den ersten Tagen abgerissen.

Hätten die Nachbarsleute so recht in Pauli's Herz hinein sehen können, so hätten sie entdeckt, daß etwas ganz Besonderes und Wunderbares des Roggensepps Knecht im geduldigen Ausharren auf seinem schweren Posten ermunterte, was er weder begreifen und mit seinem Verstande erklären, noch Jemandem anvertrauen mochte.

Die alten Wollenspinnerinnen aus dem Entlibuch und die grauen, verwitterten Sennen, welche ihr halbes Leben auf den einsamen Alpen verweilen, erzählen für ihr Leben gern von den Erdmännlein, aber nicht etwa dem ersten Besten, sondern nur Solchen, die den Glauben dazu haben und am allerliebsten den Kindern. Dieses Volk der Erdmännlein habe seine wunderlichen Launen und Eigenheiten; so viel es den faulen und unordentlichen Leuten zum Possen spiele, so viel thue es jenen, die fleißig und ordentlich seien und ihm nichts in den Weg legten, zu Gefallen. Davon hatte Pauli in seinen Kinderjahren die wunderbarsten Geschichten erzählen hören, seither aber längst wieder aus dem Sinn verloren. Nun drängten sich ihm jene vergessenen Mährchen von den Erdmännlein mit Gewalt wieder auf. Denn mit Schein war er selber ein Schützling dieser kleinen Spuckgeister geworden.

Wie oft kam er steif und müde heim und wollte nun noch seine Arbeit im Stall verrichten — und siehe! Alles war sauber, fertig und aufgeräumt. Und wie oft sprang er des Morgens vor Tag aus seinem Federbett von Haberstroh, um einzugrasen und zu füttern, — und siehe! im Futtertenn lagen bereits die hohen Walmen von frischgemähtem Klee und die Kühe standen am vollen Bahren.

Daß der Roggensepp etwa versteckterweise seinem Knechte an die Hand gehe, war noch viel unwahrscheinlicher als die Erdmännlein. Denn wenn sich Pauli vom frühen Morgen

bis in die späte Nacht geplagt hatte, so war der Bauer doch noch nicht zufrieden, und ein Halbblinder hätte es aus seinen grünen Katzenaugen herauslesen können, daß er der Meinung war, sein Knecht verdiene nicht einmal die Paar ungeschmalzenen Erdäpfel und die dünne Suppe, womit er ihn fütterte. Und mochte sich Ameili fast die Finger abspinnen zwischen dem Kochen und dem Schweinefüttern, so hatte es doch nie genug gesponnen, so daß Pauli mit dem Mädchen fast noch mehr Bedauern hatte, als mit sich selber.

Die Sache konnte also nicht mit rechten Dingen zugehen. Da Pauli kein Erschrockener war, so nahm er sich vor, den Erdmännlein auf die Spur zu kommen. Er schlich sich deshalb eines Nachts, da Alles zu Bette war, aus seinem Gaden und versteckte sich auf die Heubühne in's Stroh an einen Platz, von welchem aus er sowohl in das Futtertenn hinunter als auch durch eine Dachlucke in das Freie hinaus spähen konnte. Es war um die Zeit, wo der Mond kiltet, wie man zu sagen pflegt, nämlich nicht vor Mitternacht aufgeht und dann mit seiner Sichel ein trübes Dämmerlicht verbreitet. Bis der Mond am Himmel schien, blieb begreiflich Alles still, da die Erdmännlein zu ihrer Arbeit auch etwas sehen müssen. Es war nichts zu hören, als die Frösche, die in einem fernen Weiher Gesangverein hielten, und die Grillen und Grashüpfer, welche auf allen Matten im Maithau badeten und dazu auf ihren schrillen Schwefelpfeifen bliesen.

Endlich streckte der Mond sein Horn über die Berge und ergoß nach und nach einen falben Schein über Felder, Matten und Häuser, grad hell genug, um jeden Gegenstand in einer fremdartigen, abentheuerlichen Gestalt erscheinen zu lassen.

Plötzlich knarrt's und raschelt's und knistert's und huscht's.

Pauli, zwischen den aufgehäuften Strohbündeln versteckt, hält den Athem an und späht durch die Dachlucke. Eine graue Gestalt mit Sense und Rechen bewaffnet, huscht laut-

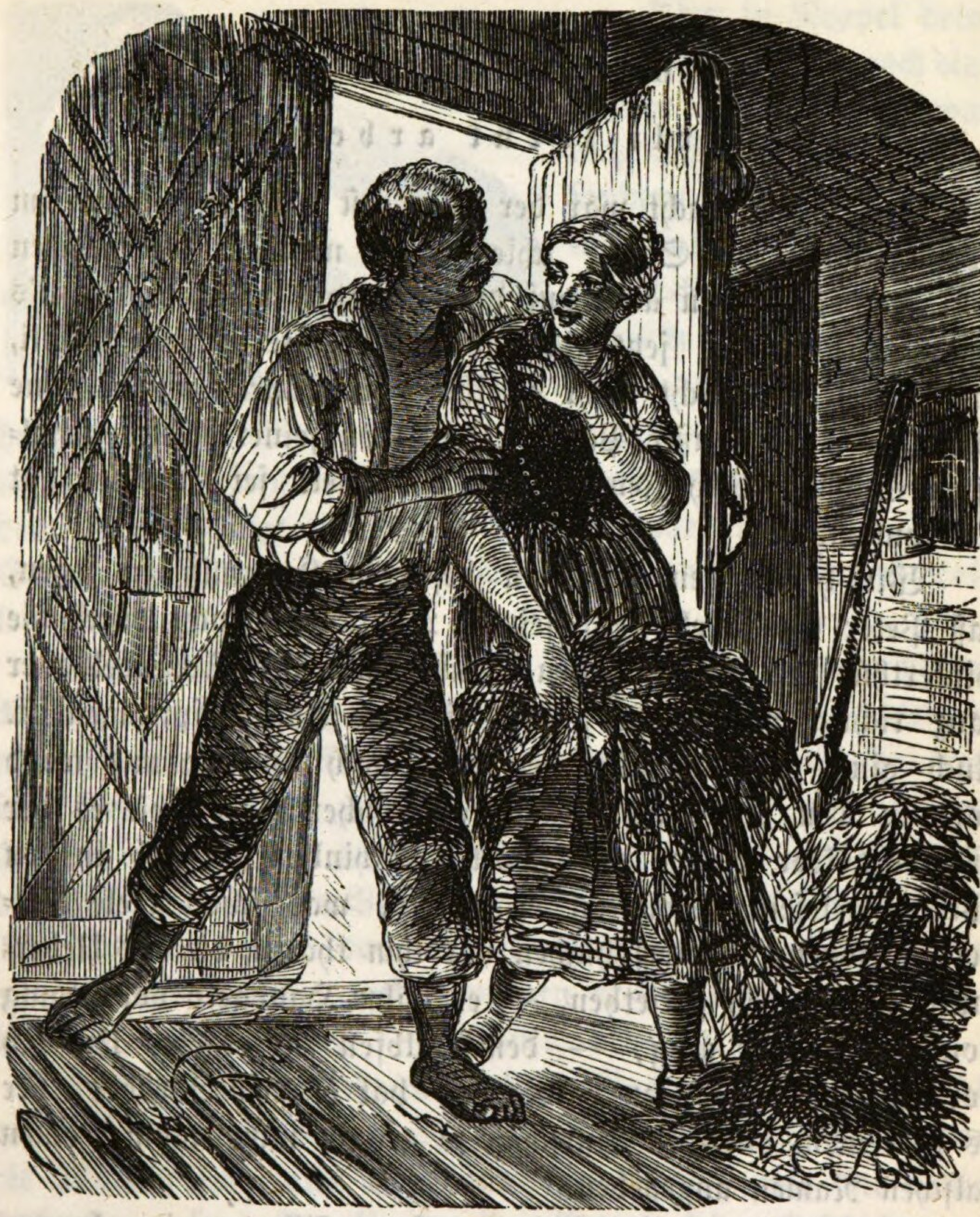
losen Schrittes am Futtertenn vorbei; sie bewegt sich nach dem Kleeacker, über welchem der nächtliche Thau wie ein halbdurchsichtiger Schleier schwebt; jetzt schwingt sie die Sense und es fallen die thaustrotzenden Mahden; endlich nimmt das Gespenst den Rechen zur Hand und recht die Mahden zu Walmen.

Da bedünkt es dem Lauscher, als ob es den Klee in Tücher zusammenraffe — — richtig! es trägt eine schwere Bürde auf dem Kopf, eine andere vor sich in der Schäube. Es nähert sich, — es öffnet leise das Futtertenn und entledigt sich da seiner Last, um behenden Schrittes zum Kleefeld zurückzukehren, sich dort eine neue Bürde aufzuladen.

Das ist kein Erdmännlein, so viel sieht Pauli dem düstern Dämmerlicht zum Trotz; denn die Erdmännlein sind nicht so rahn um den Leib und haben weder Fürtücher noch Vorstecker an. Es ist ein Weibsbild, schlank, behend und kräftig. Aber welches Weibsbild würde Pauli, dem abgedankten Neapolitaner, dem armen Bauernknecht, solches zu Liebe thun? — Da es sich nicht um Gespenster handelt, faßt Pauli einen raschen Entschluß. Er läßt sich vom Heuboden in's Futtertenn hinuntergleiten und stellt sich hinter die Thüre, welche die geheimnißvolle Mähderin halb offen gelassen hat. Jetzt kommt sie zum zweitenmal mit schwerer Bürde auf dem Kopf und im Fürtuch; — er läßt sie eintreten, dann faßt er sie rücklings an beiden Armen. Sie erschrickt, reißt sich los und schaut sich um, das falbe Mondlicht leuchtet zur Futtertennsthüre herein ihr in's Gesicht.

„Ameili, hast du das für mich gethan? — Hast dir den Schlaf entzogen, um mir die Arbeit abzunehmen? — Wie hab ich das um dich verdient?"

Ameili läßt die Hände sinken, mit denen es sein Gesicht verborgen hatte: „Glaubst du ich sei halbblind, Peterli, daß ich dich hinter deinem Schnauze nicht hätte erkennen sollen? Und glaubst ich hätte vergessen, was du einst für mich gethan zur Christenlehrzeit, da die Dorfbuben mich



wegen meinem Tschopen verspotteten? — Aber recht war's nicht von dir, auf dem Fruchtwagen zu sitzen und zu klepfen und zu thun, als sähest du mich nicht, da ich hinter dem Haage stand und paßte, als du nach Bern studiren fuhrst."

Vierzehntes Kapitel.

Peterli lernt arbeiten.

Seit dieser Nacht war der Mai erst recht eingezogen im Roggenacker. Die Sonne schien nicht nur auf die Matten und Felder, sondern auch auf die Gesichter, nämlich Ameili's und Peterli's, der jetzt Pauli hieß. Wußte ja jetzt Ameili, daß Peterli nun nicht mehr an ihm vorbeifahren würde ohne Gruß, — und wußte Peterli, daß trotz seiner selbstverschuldeten Schmach doch Jemand auf der Welt sei, der es gut mit ihm meine.

Wir haben den geneigten Leser in Kenntniß zu setzen, daß Peter Schnabel nach seiner plötzlichen Flucht durch die Hinterthür des Riesterli'schen Hauses, wie der Schnabelbauer ganz richtig voraussetzte, nicht in die Aare gesprungen ist. Auch ging er nicht über den Bach nach Amerika und ward dort in den ersten acht Tagen ein reicher Herr, wie es der Wunderdoktor einem währschaften Schinken zu lieb in den Wolken gelesen. Sondern er machte, was schon viele hundert verzogene Muttersöhnchen vor ihm thaten, die aus Uebermuth zu Lumpen geriethen, — er nahm Handgeld vom König von Neapel und ging, — dem Kalbfell zu folgen. Um sich vor Nachforschungen zu verbergen, hat er dem Werber, der es bei einem hübschen Burschen so genau nicht nahm, einen falschen Namen angegeben.

Wer Soldat sein will, der muß vor Allem pariren lernen. Kein Wunder, daß Peter Schnabel im ersten Jahre seines Kriegsdienstes öfter im finstern Loche saß, als in der hellen Sonne spazieren ging. Schließlich gewöhnte er sich dann doch daran, das maulen zu lassen, seine Waffen blank zu putzen, die Uniform zu bürsten und sich grad zu halten, Brust heraus und Bauch herein, wie einem propern Soldaten geziemt.



Aber in Neapel drinnen lernte Peterli noch eine andere Kunst, und zwar nicht auf dem Exerzierplatz, sondern vielmehr im Loche, wo er so manche liebe Stunde am Schatten sitzen mußte, nämlich nachdenken. Da sinnete er dann nach, und hatte wohl der Weil, über seine verlornen Jugendjahre, und es wurde ihm deutlich, wie gut er es bekommen, hätte er dem Vater gefolgt und wäre Schnabelbauer geworden, statt Student in Bern, wo er beim Bäslein im Großmogul Kolleg gehört.

Das Nachdenken kam jedoch dem Peterli, wie so vielen Andern, da es zu spät war. Und als er nach ausgedienten vier Jahren seinen Abschied nahm, brachte er wenig Anderes über den Gotthard zurück, als seine geraden und ganzen Glieder und einen umgekehrten Sinn. Denn nun hatte er den steifen und festen Vorsatz gefaßt, dasjenige zu lernen, was ihm der Vater schon damals hatte zeigen wollen, als er die ersten Hosen bekam, und wogegen er sich damals mit Händen und Füßen sperrte, — nämlich arbeiten.

Warum er aber eigentlich beim Roggenbauer als Knecht gedinget habe, statt heim auf den Schnabelhof zu gehen, wo die Mutter noch alle Tage um ihn greine, wie die Leute sagten? — frug Ameili, da ihm Peterli seine Geschichte erzählte. — Als er den Vater zum letzten Male gesehen, habe er ihn geheißen nimmer wieder kommen, oder dann als ein ehrlicher Bursche, der arbeiten könne, und in dem Stallkittel und in den Zwilchhosen, die er sonst daheim getragen. Komme er anders und klopfe am Schnabelhof an, so habe der Vater mit seinem Fluche gedroht. „Jetzt aber," fügte Peterli bei, „bin ich verlumpt und vergantet, arbeiten muß

ich erst lernen, und die Zwilchkleider habe ich in lästerlichem Uebermuth hinter den ersten besten Zaun geworfen. Da könnte der Vater meinen, ich wolle mich von ihm ehrlich kaufen und vergebens füttern lassen. Lieber aber will ich fremdes Brod essen, wenn's noch so hart und schimmlig ist, als des Vaters Fluch zu holen. Wenn ich erst arbeiten gelernt und so viel erworben habe, meine Schulden zu zahlen, daß ich wieder aufrecht stehen darf, wo Andere stehen, dann, aber nicht früher, will ich wieder anklopfen auf dem Schnabelhof.

Peterli, der nun Pauli hieß, hatte sich in eine harte Lehre verdingt, wo er manches abbüßen konnte, was er früher im Uebermuthe gesündigt, und es fehlte ihm keineswegs an Gelegenheit, kennen zu lernen, was es heißt: sein Brod im Schweiße seines Angesichts verdienen. Mähen hatte er beim Eingrasen lernen müssen, — kam ihm wohl, daß er's leicht begriff. Denn als die Heuerndte kam und Roggensepp einen Mähder oder zwei anstellen wollte, da fand sich keiner, der bei ihm einstehen mochte; es hatte sich nämlich die Sage unter ihnen verbreitet, es seien schon auf dem Roggenacker drei Entlibucher Hungers gestorben, — der letzte hätte es just bis zur Sichellöse aushalten können, als aber dann statt des gehofften Gesattelten nebst Strübli und anderm Guten nichts weiter auf dem Tisch erschienen sei, als was andere Tage auch, nämlich ein uralt=steinharter Laib Brod mit einem grauen Bart, dessen sich der ehrwürdigste Waldbruder nicht zu schämen gebraucht hätte, — da habe es dem Entlibucher das Herz abgedrückt. Er gehe noch jetzt um in finstern Nächten. Der Roggensepp selber war nicht mehr im Stande, die Sense zu führen, und so hätte eigentlich Peterli ganz allein den Roggenacker abmähen sollen, wenn sich Ameili nicht anerboten hätte. Es wisse, sagte es, mindestens eben so gut mit der Sense umzugehen, als so ein einfältiger Luzerner Lismer, und so gar dicht stehe das Gras nicht, daß

es etwa nicht durchzuhauen vermöchte. Mit letzterem hatte es seine Richtigkeit. Des Roggenbauers Matten waren fast so mager als er selber, und was darauf wuchs, war leicht zu dörren und bald eingebracht. Denn wo man immer nur nimmt und nichts wiedergibt, da nimmt auch das Nehmen zuletzt ein Ende.

Schon früh um drei Uhr steckelte der Alte im Haus herum und rief den Knecht und die Base wach; oder ob sie warten wollten, bis ihnen die Sonne aus den Federn zünde, fügte Roggensepp bei, welche Anspielung auf Federbetten, wie der Leser bereits weiß, durchaus nicht buchstäblich zu verstehen war. Nüchtern mußten Knecht und Magd in's feuchte Gras hinaus und Mahde an Mahde legen. Um acht Uhr brachte der Bauer selber das Morgenessen, einen Topf mit abgerahmter Milch und zwei Schnittchen Brod, nicht viel gewichtiger, als jenes, welches einst jener Domherr dem fechtenden Handwerksgesellen zum Fenster hinauswarf, der hinaufrief: „Vergelt's Gott, wenn's der Wind nicht nimmt." Nach dem Morgenessen mähte Peterli fort, bis die Sonne allen Thau aufgetrocknet hatte; Ameili aber mußte worben *) und, wenn es Mittag geläutet hatte, in die Küche gehen. Dort war freilich die Arbeit bald gethan: eine Pfanne voll Kraut, von jenem, mit welchem man auch dem jungen Fasel aufwartet, bevor man mit der Mast anfängt, — eine magere Schweitze darüber, etliche Erdäpfel und damit Punktum. Nachmittags ging's dann an's aufrechen, an's zetten **) und, wenn die Sonne sich neigte, mußten noch Wetterschochen ***) gemacht werden. Um vier Uhr wird von einigen Bauern den Werkleuten Wein, von andern nur Most gegeben; der Roggensepp aber fand, der Wein sei zu hitzig, der Most dagegen zu kältend, — waren seine Leute durstig, so konnten sie seinet-

*) Worben = das grüne, — **) zetten = das halbgedörrte Gras auf der Wiese ausbreiten.

***) Wetterschochen = pyramidenförmige Haufen.

wegen zum Brunnen gehen, wenn sie sich nicht zu lange dabei versäumten. Erst nachdem der Thau gefallen, durfte Ameili heim, das Nachtessen zu kochen, und welches Nachtessen? eine dünne, dünne Suppe, welcher zu einer Mehlsuppe nichts fehlte, als Mehl und Butter, wofür dann das Wasser in desto größerem Ueberfluß aufgegossen war. Kein Wunder, daß Peterli sich dabei der ägyptischen Fleischtöpfe des Schnabelhofs erinnerte, wo bei solchen Gelegenheiten Erdäpfelröste, gelb wie Gold neben der Kaffeekanne und dem dampfenden Milchtopf stand und Mittags unter den Lasten von Bohnen mit Speck, von Aepfelschnitzen und Knöpfle und andern guten Sachen die Tische knackten. Wenn Peterli während dem Kehren oder Aufrechen von diesen Herrlichkeiten erzählte, meinte Ameili, seines Dafürhaltens könnten es die Heiligen und Engel im Himmel nicht viel besser haben; wenn Peterli es nicht selber sagte, so vermöchte es kaum zu glauben, daß irgendwo auf Erden so gut gelebt würde. —

Der Heuet war auch auf dem Roggenacker vorübergegangen, zwar ohne Entlibucher, ohne Most und ohne Speck, aber nichtsdestoweniger geschliffen genug, da zwei dabei waren, die sich verstanden und einander in die Hände arbeiteten.

Eines Sonntags Nachmittags hatte sich der Roggenbauer wieder einmal in seinen Speicher eingeschlossen. Ameili und Peterli saßen beisammen auf dem Bänklein hinter dem Haus und ruhten, wobei Peterli eins rauchte, aber nicht Havannah-Cigarren, wie ehedem, sondern ächten Dufour aus einem Kreuzerpfeifchen, und vom „Großmogul“, von den Töchtern Riesterli und von dem finstern Hundeloch in Neapel drinnen erzählte, in welches er so oft hatte wandern müssen, bis er gründlich begriffen, was tenue und Subordination sei, was auf Deutsch heißt, wenn man sich grad hält, sauber gebürstet ist und dem Korporal kein schlimmes Maul anhängt. Dabei schaute ihm Ameili in's magere, braune Gesicht und hatte ein rechtes Erbarmen und dachte bei sich selbst, es sei

doch nicht recht, daß Pauli auf dem Roggenacker fürlieb nehmen müsse, der es auf dem Schnabelhof so gut haben könnte. Er solle es nur probiren, sagte es, der Vater würde ihn gewiß nicht von der Thüre weisen; und wollte der Vater, so ließe es doch die Mutter nicht zu. Aber Peterli blieb fest auf seinem Vorsatz: nicht eher wolle er auf den Schnabelhof zurück, als bis er sich ehrlich gekauft und den Kopf aufrecht tragen dürfe unter den Leuten. — Ob er mit Roggenbauers Söhnlein seine alten Schulden zu zahlen gedenke? entgegnete Ameili; — da könnte er sieben Jahre über den jüngsten Tag hinaus Knecht sein, er hätte es noch nicht beisammen. Sähe der Schnabelbauer, wie sein Peterli wieder ein wackerer Bursche geworden und arbeiten gelernt habe, so würde ihn der letzte Thaler nicht gereuen, den er im Troge liegen habe. — Peterli schüttelte verneinend den Kopf. Da schwieg Ameili; aber es nahm sich im Stillen vor, von sich aus auszuforschen, wie der Schnabelbauer und die Schnabelbäurin gesinnt seien, und Peterli's Heimkehr auf eigene Faust einzuleiten. Es würde ihm freilich das Herz abdrücken, wenn er wieder von dannen gehe; aber es könne dennoch nicht zulassen, daß des Schnabelbauers Sohn sich auf dem Roggenacker als Knecht abschinde.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Speicher.

Zwischen dem Heuet und der Erndte kann der Bauer seine Glieder strecken. Von früh im März, da der Haber gesäet wird, bis spät im Wintermonat, wo man Rüben zieht, hat er keine bessere Zeit. Freilich sind die Erdäpfel zu hacken und Rübli zu jäten; das macht aber gewöhnlich das Weibsvolk und dem Mannsvolk bleibt nicht viel anderes zu thun, als Strohbänder zu knüpfen für die Garben, die in Aussicht

stehen. Auf dem Roggenacker war's anders. Da mußte Ameili wieder am Spinnrad sitzen von früh bis spät und an Peterli war's, die Hacke zu schwingen und im Flachs zu knien, was ihm sauer genug vorkam. Nun rührten sich in mondhellen Nächten die Erdmännlein wieder und Peterli fand an manchem schönen Morgen ein gut Stück Flachsfeld gejätet, was am Abend zuvor noch voll Unkraut gestanden.

Aber nicht nur zum Flachsjäten fand Ameili Zeit, sondern es gelang ihm sogar, einmal unbemerkt nach dem Schnabelhof zu kommen, wegen einem verlaufenen Huhn, sagte es der Schnabelbäurin, das es nun suchen müsse. Als dann einmal das Gespräch im Gang war, fand Ameili Gelegenheit, einzuflechten, daß es vor Zeiten mit dem Schnabelpeterli in die Christenlehr gegangen sei. Ob er schon lange nichts mehr von sich habe hören lassen? Dem Schnabelbabi traten bei dieser Frage gleich die Thränen in die Augen. Von ihm selbst habe sie freilich keine Nachrichten; der Wunderdoktor in L. habe aber in den Wolken gesehen, daß er schöne Kleider anhabe und munter und gesund sei, was sie gerne glauben wolle, obschon die Kartenlegerin in der Stadt ihr etwas anderen Bericht geschickt. So viel sei jedenfalls ausgemacht, daß er bald Hochzeit haben werde, und zwar mit einer Reichen und Vornehmen, wie es sich für ihren Peterli nicht anders schicke. — Da kam der Schnabelbauer aus dem Futtertenn, worauf Babi den Finger auf den Mund legte und nur noch kurz bemerkte, vor dem Alten dürfe man nicht einmal Peterli's Namen aussprechen, wenn man ihn nicht mürrisch haben wolle den ganzen Tag.

Ameili brachte also nicht viel Tröstliches von seinem geheimen Ausflug nach Hause zurück. Der Vater wollte von Peterli nichts hören und nichts wissen. Die Mutter erwartete mit Schein, er werde vierspännig angefahren kommen mit einer reichen und vornehmen Frau. Es fand für gut,

diese Nachrichten lieber für sich zu behalten, als Peterli damit das Herz schwer zu machen.

Mittlerweile kam die Erndte, welche auf dem Roggenacker ebenfalls ohne Entlibucher abgespielt werden sollte, da es im Heuet ja so geschliffen gegangen, meinte Sepp.

Der Schweiß trof von Peterli's Stirne auf die Garben herab, die er band. Dabei fielen ihm die vielen Gläser und Flaschen ein, die er vor Zeiten ohne Durst und im Schatten sitzend die Gurgel hinunter gegossen hatte. „Hätte ich jetzt einen Schluck," dachte er; aber es war nichts vorhanden, als in einem gespaltenen Krug etwas laues, abgestandenes Wasser. Die Sonne brannte, man hätte Aepfel daran braten können. Der Acker war groß und Niemand auf demselben, als Ameili und Peterli; waren auch die Aehren leicht, die Halme kurz und die Garben grasig, so zählte man deren doch viele. Jetzt kam gar der Roggensepp daher gekeucht und schrie schon aus der Ferne, ob sie Maulaffen feil hätten miteinander, daß es nicht vom Flecke gehe? ob sie denn nicht sähen, daß ein Gewitter im Anzuge sei? Wenn seine Garben beregnet würden, sei Niemand Schuld, als das faule Volk, die Vergebensfresser, welche nirgends flink seien, als hinter dem Tisch. Er wolle es ihnen aber eintränken, — er ziehe den Schaden dem Pauli am Lohne ab.

Die beiden Schnitter hatten sich bis jetzt gar nicht einmal die Zeit genommen, an den Himmel hinaufzuschauen, sondern fort und fort Garben gemacht, — Ameili zugetragen, Peterli gebunden. Es sah wirklich nicht ganz sauber aus Oberwind's *), sondern es sammelte sich dort schwarzes, verdächtiges Gewölk, und hinter dem Berg begann es zu knurren, als ob daselbst ein alter bissiger Hund an der Kette läge.

Rings auf allen Aeckern hatten die Garbenbinder ihre

---

*) Oberwind = Westwind.

Westen und die Schnittermädchen ihre Halstücher abgelegt, und wohin man blickte, ging die Arbeit in doppelter Hast. Hier legte eine lange Reihe von Werkleuten Garbe an Garbe; dort kam ein Bursche, keck auf dem Sattelpferd sitzend, knallend und rasselnd mit dem leeren Wagen daher gesprengt; da zogen vier starke Rosse, durch lauten Zuruf angetrieben, ein schwergeladenes Fuder dem Dorfe zu.



Pauli solle eilen, die Kühe anzuspannen und den Wagen zu bringen, mahnte Ameili; es wolle indessen die letzten Garben binden. — Roggensepp fluchte und schimpfte: man sei verkauft und betrogen, wenn man nicht mehr Alles selber machen könne, sondern sich auf fremde Leute verlassen müsse. — Hinter dem Berge knurrte es lauter und lauter, und die Sonne war hinter den dunkelgrauen Wolken untergegangen.

Jetzt kam Peterli mit dem Wagen gefahren, vor welchem drei magere Kühe gespannt waren; aber die schlechtgenährten Thiere stellten sich ungebärdig und mochten nicht ziehen. Ob

man ihm nun noch Wagen und Waar zu Schanden fahren wolle, schmählte Sepp. Peterli stieg als Lader auf den Wagen; Ameili langte die Garben hinauf. Solchermaßen ging's vorwärts, so schnell es eben konnte und mochte. Bei den Nachbarn links und rechts war man freilich handlicher gewesen; da waren die Garben bereits abgeführt und das Weibsvolk rechte nur noch in aller Geschwindigkeit die liegen gebliebenen Halme auf und trug dieselben in den Schürzen den hochbeladenen Wagen nach. Es waren dort halt ihrer mehr bei der Arbeit gewesen, als bloß Knecht und Magd. — Der Roggenbauer zog diesen Umstand jedoch nicht in Betracht, sondern jammerte: die Aehrenleser fänden immer am meisten auf seinem Acker; er wolle aber Hans heißen, wenn er das Ameili morgen nicht schon vor Tage aus dem Neste jage, daß es dem Aehrenleserpack zuvorkomme; bringe es ihm bis zum Morgenessen nicht mindestens ein Mäß heim, so habe es ihn bestohlen und betrogen. — Peterli und Ameili achteten sich dieser Reden wenig, sondern tummelten sich, daß der Schweiß ihnen von der Stirne auf die Stoppeln trof.

Es fuhren aber auch schon die feurigen Schlangen durch das dunkle Gewölk, der Donner brummte lauter und lauter und vom Berge her ließ sich ein dumpfes Tosen vernehmen. Da langte endlich Ameili die letzte Garbe auf den Wagen, und als die ersten schweren Tropfen fielen, hatte Peterli bereits den Bindbaum festgereitelt. Noch ein halbes Viertelstündchen und das Fuder wäre geborgen in der Scheune gestanden.

Da gab es unversehens einen hellen Schein, als ob der schwarze Wolkenvorhang von oben bis unten einen Riß bekäme und der Himmel dahinter wie ein Schmiedefeuer glühe. Zugleich geschah ein furchtbarer Krach, auf welchen ein Rasseln folgte, wie wenn die Engel ob dem Firmament hundert Fuder großer Kieselsteine auf einmal ausleeren würden.

„Jesus Maria!“ rief Ameili, — „es hat eingeschlagen.“

Den Roggensepp würde der gewaltige Schlag zu Boden geworfen haben, hätte er sich nicht an der Deichsel halten können. Als Peterli die vom Blitz geblendeten Augen wieder aufschlagen konnte, sah er bereits die schwarzgraue Rauchsäule aufsteigen, durch welche eine rothe, spitze Flamme züngelte. „Macht, daß ihr heimkommt, s'ist im Roggenacker!" rief ihnen ein Vorbeieilender zu. Peterli stellte sich aufrecht auf's Fuder, von welchem man über die Grünhäge wegschauen konnte: er meine, es habe bloß den Speicher getroffen, — sie wollten eilen, das Haus zu retten. Da war's, als ob es Sepp erst jetzt recht anginge, der schrie mit kaum menschlicher Stimme: „Mein Speicher, mein Speicher brennt!" — warf den Stecken aus den Händen und lief, durch die Angst plötzlich von der Gliedersucht geheilt, so schnell er laufen mochte, der Brandstätte zu. Peterli mußte erst noch die Kühe ausspannen und am nächsten besten Baum festbinden.

Mit einem hölzernen Speicher macht der Blitz, wenn er einschlägt, nicht viel Federlesens. So schnell der Roggenbauer mit seinen alten und Ameili mit seinen jungen Beinen liefen, stand doch, als sie dazu kamen, das hölzerne, mit Schindeln gedeckte Gehäuse schon in hellen Flammen. Ein Glück, daß der Speicher bisenhalb *) des alten, mit Stroh gedeckten Wohnhauses gelegen war; denn der heulende Oberwind begann bald mit den glimmenden Schindeln zu feuerwerken, wirbelte sie hoch in die Lüfte und ließ sie dann als knisternden Feuerregen wieder zur Erde fallen. Roggensepp starrte händeringend in die Flammen. Hundert Kronen reuten ihn nicht, jammerte er, hätte das Wetter nur den Speicher verschont.

„Hinein, hinein! Rette, flüchte!" schrie er dann das Ameili an, welches hinter ihm her zur Brandstätte gelaufen

---

*) Bisenhalb = östlich.

kam. Etliche Männer schlugen die Thüre mit ihren Aexten ein. „Hinein! Suche, wo die Lumpen liegen.“

Ameili gehorchte. Aber ein schwarzer, stinkender Qualm füllte den innern Raum und ließ kaum die Säcke, die Kisten, die Bündel erkennen, die hier übereinander geschichtet lagen und zum Theil schon Feuer gefangen hatten. Was retten? — wonach greifen? — — Die Hitze war kaum zu leiden, der Rauch zum ersticken. Ob Ameili's Kopf hingen an einer Stange mancherlei Säcke und Bündel. Das Mädchen riß den ersten besten herunter und eilte damit zum brennenden Speicher hinaus.

Mittlerweile hatte sich Volk auf der Brandstätte versammelt. Aber da die Leute sahen, daß das Feuer nur den Speicher ergriffen hatte und dem Wohnhaus keine Gefahr drohe, standen sie müssig umher und Keinem fiel es ein, dem heulenden Roggenbauer behülflich zu sein, seine Schätze zu retten. Auf dem alten Geizhals lastete die Vergeltung. Der niemals einem Menschen hülfreich gewesen war, der stand nun selber verlassen in seiner Noth.

„Zeig' her! Was hast du gerettet?“

Ameili warf den Bündel zur Erde. Es sei das rechte nicht, schrie Roggensepp. „Suche unter den Lumpen!“ — Ameili, von Jugend an gewohnt zu thun, was der alte Vetter es hieß, sprang noch einmal in das flammende Gehäuse. Aber unter dem Volk, das rings umherstand, erhob sich ein lautes Murren. Ob er ein Menschenleben setzen wolle an den alten Plunder, welchen er im Speicher aufgehäuft? Ob er nicht sehe, daß der Dachstuhl bald am Einstürzen sei? —

Da kam in langen Sprüngen Peterli hergerannt. Die Flamme schlug schon hoch über der First zusammen.

„Mein köstliches, schönes Tuch, — meine Speckseiten, — meine Strümpfe, — die schweren, vollen Strümpfe, — heulte der Roggenbauer.

Aus dem Feuer drang ein halberstickter Schrei. „Das

Mädchen verbrennt!" — rief es aus dem Volke. Peterli sprang ohne sich zweimal zu besinnen zur Speicherthür und drang durch Rauch und Flammen.

„Hundert Kronen, wenn du mir meine Strümpfe bringst," — schrie Sepp dem Knechte nach.

Zwei — drei lange, bange Augenblicke!

Endlich erschien Peterli wieder unter der Speicherthüre, jedoch nicht mit des Meisters Strümpfen, sondern Ameili im Arme tragend. Halb erstickt, besinnungslos, mit angebrannten Kleidern hatte er es drinnen liegen gefunden.

„Hättest du nicht den Göhl *) können liegen lassen und die Strümpfe bringen, die unter den Lumpen versteckt sind," kreischte Roggensepp, mehr und mehr außer sich gerathend. „Hole sie selber!" höhnte das Volk. — „Ja, ja," heulte der Alte, daß es Allen, die ihn hörten, durch Mark und Bein drang, „ich muß mir meine schönen, glitzernden Strümpfe holen," — und drang zur Speicherthüre hinein, an deren Pfosten schon die Flamme leckte.

Das Feuer knisterte und krachte in dem dürren Gebälke; der Rauch, welcher zuerst dicht und schwarzbraun sich kaum über den Boden zu erheben vermocht hatte, wirbelte nun als lichtblaue, halbdurchsichtige Säule hoch in die Luft.

„Jesus Maria!" — —

Ein dumpfer Krach, — ein sprühender Feuerregen, — eine hochauflodernde Flamme! — — Balken, Rafen, Riegel, — der ganze hölzerne Speicher war in sich zusammengestürzt.

Der Roggenbauer lag unter den brennenden Trümmern begraben.

---

*) Göhl = ein Tropf, an dem nichts gelegen.

Sechszehntes Kapitel.

Schnabelbabi küchelt.

Die Feuersbrunst auf dem Roggenacker und das schauerliche Ende des alten Bauers waren in der ganzen Umgegend zum Tagesgespräch geworden. Kein Wunder, daß man auch auf dem Schnabelhof davon erzählte. Am Abend des Tages nach dem Brande saß Schnabelbabi mit Kaffeemahlen beschäftigt unter der Küchenthür. Der Alte stand an den Thürpfosten und zog an seinem Pfeifchen. Es war Sonntag und die Bäurin zur Kirche gewesen und hatte also letztere gar Vieles zu berichten, was sie gehört und vernommen.

So komme es, meinte Babi, wenn man auf so sündliche Weise am irdischen Grümpel*) hange. Es laufe ihm vom bloßen Drandenken kalt über den Rücken. Als der Platzregen das Feuer löschte und man die halb verbrannten Balken auseinander riß, so habe man den Roggenbauer zusammengeschrumpft wie eine gedörrte Zwetsche und braun wie Nußholz auf einem Haufen verkohlter Lumpen gefunden. Er sei kaum mehr so schwer gewesen, als ein Sack voll Spreu, und seine dürren, dünnen Beine hätte die Gluth bis über die Kniee abgesengt. Als man dann die verkohlten Lumpen mit den Feuerhacken auseinander riß, da habe es darunter geglitzert und geflimmert und es seien zwei dünne, magere Beine zum Vorschein gekommen, grad wie der Roggensepp gehabt, aber von löthigem Silber. Und seien es lauter Fünffränkler gewesen, die der Geizhals in ein Paar alte Strümpfe gepackt und unter einem Haufen Lumpen versteckt hatte; die waren vom Blitzstrahl oder der großen Hitze der Feuersbrunst zusammengeschmolzen. Diesen Strümpfen zu lieb habe der alte Knabe Gott versucht und blindlings in den brennenden Speicher sich gestürzt.

*) Grümpel = Trödel.



Als die Bäurin zu Ende erzählt, bemerkte der Schnabelbauer: hätte Roggensepp einen Buben gehabt und ihn studiren geschickt, er würde keine Strümpfe voll Fünfliber aus dem Speicher zu flüchten gehabt haben, — „und wäre um des eitlen Mammons willen nicht elendiglich im Feuer umgekommen," erwiederte die Bäurin und seufzte dann: „O Peterli, mein Bübeli!" welche Herzenserleichterung jedoch

wegen dem Knarren der Kaffeemühle nicht bis zum Ohr des Alten zu dringen vermochte.

Das Gespräch, welches auf dem Wege war, in einen leidigen Ehestreit auszuarten, wurde durch die Dazwischenkunft eines Fremden unterbrochen, der auf den Schnabelbauer zugeschritten kam. Er trug ein Paar alte, geflickte Zwilchhosen und ein verwachsenes, verwaschenes Stallkittelchen. Etliche Schritte hinter ihm folgte ein Mädchen in armüthigem, dünnem Jüpplein.

Sie seien der Knecht und die Jungfrau auf dem Roggenacker; ob der Schnabelbauer sie dingen wolle auf Michelstag? — Er pflege nicht alle Frohnfasten Knechte und Mägde zu wechseln, antwortete der Bauer.

Aber Babi unter der Küchenthür war aufgefahren, als hätte es ein Gespenst gesehen und schrie laut auf: „Peterli, das ist ja mein Peterli!"

Der Schnabelbauer trat einen Schritt zurück. „Wofür kommst du an diese Schwelle?" — „Dir zu sagen, Vater, daß ich arbeiten kann."

„Kommst du als ein Bauer oder als ein verkleideter Herr?" — Den Herrn habe unser Herrgott längstens von ihm abgefegt und abgewaschen. Ob der Vater den Kittel und die Hosen nicht wieder erkenne, die er ihm in den Herrenstand mitgegeben, als sie im Zorn auseinander geschieden? — Die Runzeln auf des Schnabelbauers Stirn begannen sich um's Merken zu glätten.

„Du hast sie also in Ehren gehalten in Glück und Noth?" — „Leider nein," erwiederte Peterli aufrichtig. „Ich habe den Bündel im Uebermuth von mir geworfen. Der Roggenbauer hat ihn hinter dem Zaun gefunden und in seinen Speicher gehängt. Aber Kittel und Hosen sind nicht verbrannt, — sie allein von Allem, was drinnen war, sind gerettet worden. Und ist mir dieß ein Zeichen gewesen, daß ich wieder zum Vater solle."

Aber der Vater schlug nicht in die dargestreckte Hand: „Und kommst nun, daß ich dich wieder ehrlich kaufe?“ — —

Mittlerweile stand Schnabelbabi mit ausgebreiteten Armen unter der Küchenthüre und wäre ihrem Bübeli längst am Halse gelegen, wenn der Alte nicht zwischeninnen gestanden. Des Mädchens, das jüngst das verlaufene Huhn auf dem Schnabelhof gesucht hatte, achtete es sich nicht, und auch vom Schnabelbauer wurde Ameili, das abseits stand und am Fürtuchbändel zupfte, keines Blickes gewürdigt.

Peterli erwiederte dem Vater: „Du thust mir Unrecht. Eher hätte ich vom König in Neapel wieder Handgeld genommen, als einem Bettler gleich an dieser Thüre die Hand auszustrecken. Wenn der Vater nichts dagegen habe und die Mutter, so wolle dieß Mädchen ihn ehrlich kaufen und dann würden sie Mann und Frau. Der Schnabelbauer warf einen ungläubigen Blick auf die sonnenverbrannte, armüthige Jungfrau vom Roggenacker. Babi konnte nicht umhin, über das dünne, blaue Jüpplein, welches Ameili an seinem Leibe trug, die Nase zu rümpfen. Peterli aber sagte: „Das ist jetzt die Bäurin auf dem Roggenacker, des Roggenbauers nächste Base und Erbin. Mit Sepps zwei silbernen Beinen will es mich ehrlich kaufen, daß ich wieder aufrecht stehen darf, wo Andere stehen.“

Babi hatte eine ganz andere Frau für Peterli geträumt, eine viel vornehmere und reichere, als Ameili war. Unschlüssig blieb es unter der Küchenthüre stehen.

Da traten dem Mädchen Thränen in die Augen, die es mit dem Zipfel seines Fürtuches zu trocknen versuchte. Es möge sich nicht eindrängen, wo es unwerth sei, sprach es. „Brauchst deswegen nicht zu glauben, daß ich dich nicht lieb habe, — und die zusammengeschmolzenen Fünffränkler sind ja deine; du hast sie verdient, als du mich aus dem Feuer trugst. Leb wohl und zürn nüt.“ — „Nit, nit!“ erwiederte Schnabelbabi. „So wüste Hüng sind wir denn doch noch

nicht auf dem Schnabelhof und ich seh', du bist ein braves Mädchen. Aber häb denn doch recht sorg zu mim Bübeli."

„Du wirst deine Noth haben mit dem Roggenacker," sagte hierauf der Schnabelbauer zu seinem Sohn, — „aber mit Geduld und guter Gülle läßt sich Vieles zwängen." „Und mit frischem Muth, einer braven Frau und deinem erfahrenen Rathe, Vater, noch mehr." — „Deinen wüsten, rothen Schnauz mußt du aber abschneiden," ermahnte noch Schnabelbabi und nöthigte dann Ameili, den Sohn und den Alten in die Stube hinein. Es selber ging in die Küche, suchte den größten Ankenhafen hervor und stellte seine größte Pfanne über das Feuer.

Und nach einer kleinen Weile konnte Jedermann, der eine währschafte Nase besaß, auf etwelche hundert Schritte im Umkreis riechen, daß auf dem Schnabelhof geküchelt wurde. Frug dann Einer warum, so lautete die Antwort:

Peterli, der verlorne Sohn, ist wieder heimgekommen.

Der verlassene Bau.

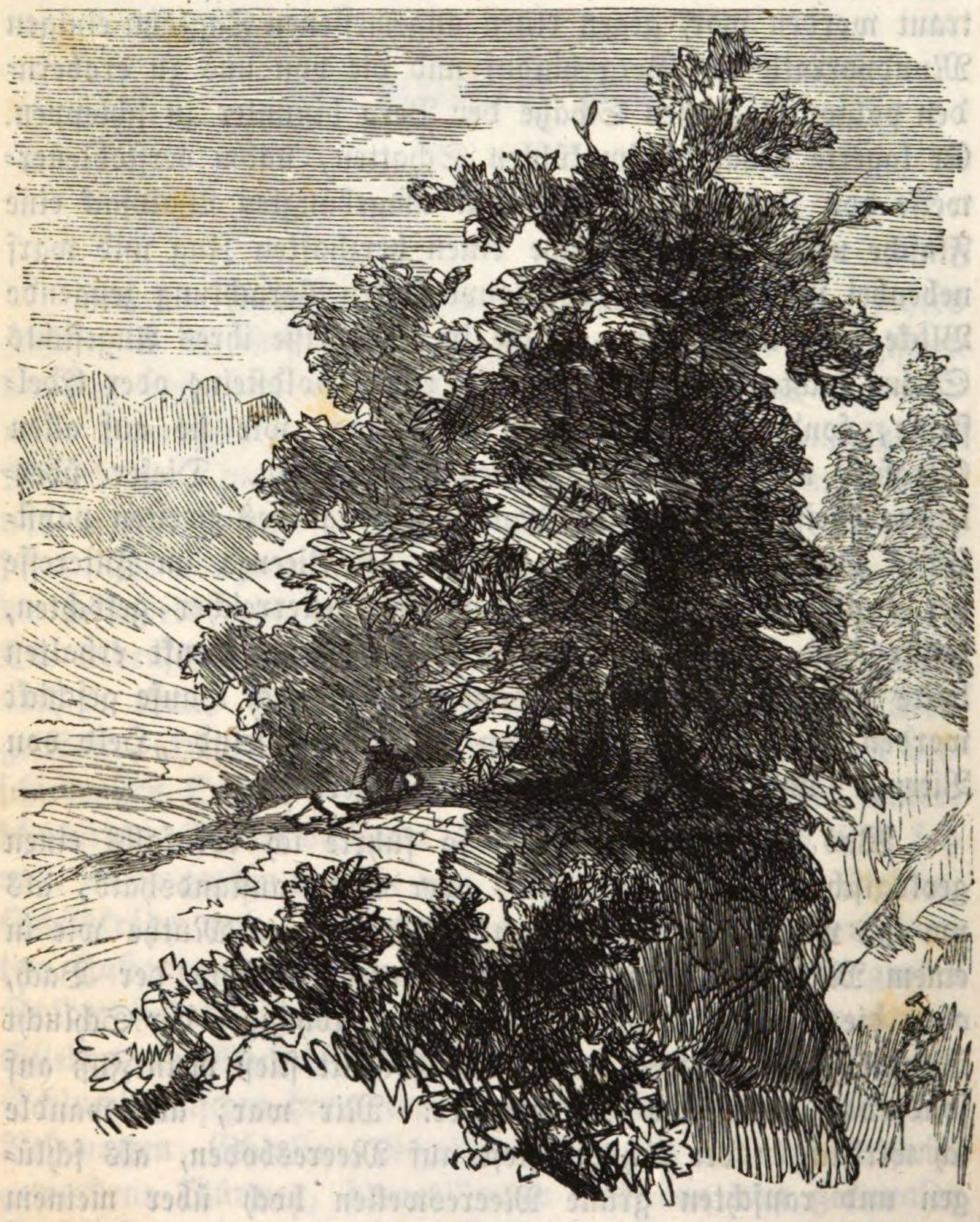
Um die Sommersonnenwende des verflossenen Jahres machte ich in Gesellschaft einiger Freunde einen geologischen Ausflug nach dem nahen Jura. Das gute Glück oder vielmehr unser Führer, der Geologe G., Agassiz's langjähriger Mitarbeiter, der das Gebirge wie seine Tasche kennt, hatte uns in eine äußerst interessante Schlucht geführt, in welcher sämmtliche vorkommende Schichtungen zu Tage traten, und die besonders reich an schönen und seltenen Petrefakten war. Die leidenschaftlichen Geologen unter uns hatten alle Hände voll zu thun. Freund G. sah aus wie der leibhaftige Mergelkönig. Hände, Gesicht und Kleider hatte er mit den verschiedensten Oxford-, Lias- und andern mehr oder minder schmierigen Kalkformationen überstrichen und neben ihm sah man einen großen Haufen von versteinerten Austern, Krebsen, Schildkröten und ähnlichen Thieren, die man in unversteinertem Zustande heutzutage bei den Viktualienhändlern großer Städte findet. Professor S. war mit Gefahr seiner ganzen Glieder zum Bach hinunter gestiegen, der in der Tiefe der Schlucht zwischen heruntergefallenen Felsblöcken brauste, um Belemniten, Echiniten, Griphiten, Criniten und andere steingewordene Würmer, deren Namen mit den vier genannten Buchstaben enden, aus dem Geschiebe zu erlesen. Forstmann Sch. endlich hämmerte mit der anerkennenswerthesten Energie und Ausdauer an einem kolossalen Brocken harten Kalks,

welcher ein ungewöhnlich großes Ammonshorn umschlossen hielt.

Einen schneidenden Gegensatz zu der Emsigkeit dieser wissenschaftlichen Ameisen bildete der Mann, der damit betraut worden war, gegen einen angemessenen Taglohn einigen Mundvorrath den Berg hinauf und die von uns zu erobernden paläontologischen Schätze den Berg hinunter zu schleppen. Er lagerte behaglich im kühlen Schatten, nahm verstohlenerweise von Zeit zu Zeit aus dem umgehängten Waidsack eine Flasche und aus der Flasche einen herzhaften Zug und warf nebenbei spöttische, von der souveränsten Verachtung zeugende Blicke auf die Narren, welche im Schweiße ihres Angesichts Steine suchten, und zwar nicht etwa Goldsteine oder Edelsteine, sondern ganz gemeine Kalksteine, wie sie auf allen Straßen und in allen Gräben herumlagen. Dieser überlegene Geist war ein abgedankter Soldat des zweiten päpstlichen Schweizerregiments, welcher bei Vicenza im Interesse der Italia libera tapfer gegen die Oesterreicher gefochten, dafür das Bürgerrecht der Stadt Rom geschenkt erhalten hatte und schließlich mit leeren Taschen nach Hause geschickt worden war. Er wurde von uns abwechselnd „Held von Vicenza“ und „Bürger von Rom“ angeredet.

Was mich selbst betrifft, so führte ich ebenfalls einen geologischen Hammer bei mir, aber mehr anstandshalb, als um ihn wirklich zu gebrauchen. Mir war zu Muthe wie in einem Mährchen oder Traume. Unten rauschte der Bach, oben die Bäume, welche an den jähen Abhängen der Schlucht Wurzel gefaßt hatten; mit jedem Schritt stieß mein Fuß auf sonderbar gestaltetes Meergethier. Mir war, als wandle ich wirklich in der kühlen Tiefe auf Meeresboden, als schlügen und rauschten grüne Meereswellen hoch über meinem Haupt, als seien die Vögel, die um mich herflogen, schwimmende Fische. Es fehlte nur noch das feuchte Meerweib. Mir wurde zuletzt fast bange. Das „halb zog sie ihn, halb

sank er hin und ward nicht mehr gesehn," fuhr mir durch den Kopf und ich retirirte instinktmäßig an der steilen Wand der Schlucht aufwärts, bis ich endlich, am Rande einer der Terrassen des Gebirges auftauchend, gleichsam das Ufer er-



reicht hatte. Dort lagerte ich mich, die Fernsicht zu studiren, auf dem feinen, weichen Grasteppich der Weide.

Gerade vor mir erhob sich jenseits der breiten Thäler

der Aar und der Emme und hinter einem vierfachen Wall von Vorbergen die Hauptgruppe der hohen Berner Alpen, die Wetterhörner, Schreckhorn, Finsteraarhorn, Eiger, Mönch und Jungfrau, eine Riesengruppe, deren Umrißlinien die Phantasie des größten Künstlers kaum so schön ersonnen hätte und deren gewaltige Majestät das Auge, so oft es hinsieht, stets auf's Neue zu staunender Bewunderung zwingt. Rechts fiel mein Blick auf die tiefblaue, bizarr ausgeschnittene Kette des Stockhorns. Links ließen sich der finstere Pilatus und, zur Seltenheit unverschleiert, der duftige Gipfel des Rigiberges sehen. Ganz im Westen glitzerte der Spiegel des Bielersees und durch die grüne Niederung dem Jura entlang schlängelte sich die Aar in weiten Krümmungen, wobei mir unwillkürlich das Bild einer Silberschlange einfiel, obgleich ich ganz gut wußte, daß diese Spezies nirgends als in einem veralteten Ballet vorkommt, welches mich vor vielen Jahren einmal bei meinem ersten Ausfluge in die Welt im Münchner Hof- und Nationaltheater entzückt hatte. Durch das Fernrohr, das ich bei mir trug, ließ sich über waldigen Hügeln die graue Häusermasse unserer Bundesstadt Bern und drüber hinaus ein heller Punkt, das verlassene Jesuitenhaus von Freiburg erkennen.

Als ich, meinen besondern Gedanken nachhängend, das Glas vom ehemaligen Jesuitenpensionat langsam abwärts sinken ließ, richtete es sich zufällig auf einen Gegenstand, der kaum eine halbe Stunde von meinem Standpunkt entfernt, ziemlich nahe bei dem Ausgang der Schlucht sich befand, wo meine Freunde ihren geologischen Studien und Nachsuchungen oblagen. Es war ein Haus, dem Anschein nach noch nicht ausgebaut; doch ließ sich durch das Fernrohr deutlich erkennen, daß die Ziegel auf dem Dache schon ganz braun gefärbt und zum Theil verwittert und hinunter gefallen waren. Ein begangener Pfad, der zum Hause führte, ließ sich nicht entdecken; der niedere Hügel, auf welchem es stand, schien

mir ganz von wildem Gestrüpp überwachsen. Ob das Haus erst im Werden oder schon im Verderben sei, war mir ein Räthsel. Fast wollte mich letzteres bedünken. Wie konnte aber eine solche moderne Ruine in dieser Gegend Platz finden, wo jeder Winkel Erde seinen Eigenthümer, jede Hütte ihre Ueberfülle von Bewohnern hat?



Mit dieser Frage beschäftigt, erblickte ich Jemanden, der mir vielleicht das Räthsel lösen konnte. Nicht weit von mir war ein alter Mann damit beschäftigt Gentianenwurzeln zu

graben. Es ist dieß ein armseliges und mühsames Gewerbe, welches darin besteht, auf den höhern Bergweiden die fleischige Wurzel der gelben großen Genziane mit einer schweren Hacke aus dem zerklüfteten Gestein herauszuklauben. Aus dieser Wurzel wird eine Art starken Branntweins von argem Geschmack und Geruch destillirt, der unter dem Namen Enzianen= oder Jenzenenwasser bei allen Sennen, Wildheuern und Holzschlägern der Schweizerberge als Getränk und Arznei in hohem Ansehen steht. Die Gentianengräber hausiren mit ihrem gebrannten Wasser in den Gebirgsdörfern und Sennhütten herum, deßhalb sind sie im Lande wohl bekannt und wissen fast über jedes Haus und dessen Bewohner Bescheid.

Dieses erwägend, beschloß ich bei dem Alten, der kaum mehr als ein Dutzend Schritte von mir Wurzeln grub, Auskunft über den Gegenstand zu suchen, der meine Neugierde rege gemacht hatte. Ich stand von meinem Rasensitz auf und leitete die Bekanntschaft durch ein freundliches: „gibt's wohl aus?“ und „seid nicht zu fleißig,“ ein Nachdem ich dann einige Augenblicke seiner Arbeit zugeschaut, rückte ich mit der Frage heraus, ob er mir wohl über jenes wunderliche Gemäuer dort unten Bescheid geben könne?

Der Gentianengräber schaute mich, indem er sich auf seine Hacke stützte, unter seinen grauen Augenbrauen hervor eine Weile scharf an und sagte dann: „Der verlassene Bau da drunten ist unter den Häusern ungefähr dasselbe, was unter den Menschen der ewige Jude. Es ist aber eine lange Geschichte, die sich nicht in zwei Worten erzählen läßt.“ Das war gerade genug, meine Neugierde noch mehr zu stacheln. Ich zog also zwei Cigarren hervor, steckte mir eine derselben an, und fragte meinen neuen Bekannten, ob ich ihm mit der andern dienen könne? — „Mit dem neumodischen Zeug wisse er nicht viel anzufangen, aber mit Verlaub wolle er das Röllchen schneiden und sich damit eine Pfeife stopfen.

Er sei eben heute mit seinem Päcklein zu Ende gekommen, und es wäre von hier gar zu weit zum nächsten Krämer, wo man sich wieder frischen Vorrath kaufen könne." Ich sagte ihm, er solle seine Hacke ein wenig bei Seite legen, dieweil er seine Pfeife rauche, und mir das Nähere über jenes unheimliche Gemäuer erzählen. Sei er dann mit seiner Geschichte zu Ende, so wolle ich ihm gern ein wenig graben helfen, damit er die verlorene Zeit wieder einbringe. Der Gentianengräber schaute lachend auf meine dünnen, magern Hände, die freilich keineswegs darnach aussahen, als ob sie besonders geeignet wären, mit der schweren Reuthaue nähere Bekanntschaft zu machen. „Um des Tabaks willen, den ich ihm gespendet, wolle er gern meiner Neugierde dienen. Er habe es bereits aufgegeben gehabt, heute noch eine Pfeife zu rauchen; nun habe mich aber der liebe Herrgott des Weges daher geführt. Des Grabens brauche es nicht; es würde doch keinen großen Haufen ausgeben, meinte er."

„Schaut, Herr," fuhr der Wurzelgräber nach einer Pause fort, indem er mit der Hand meinen Blicken die Richtung angab, „schaut, Herr, rechts an jenen zwei Föhren vorbei. Dort könnt Ihr im Thal unten an den Weiden und Erlen erkennen, wo der Bach fließt. Weit unten am Bach steht die alte Mühle. Nächst dabei ward das Haus gezimmert und aufgerichtet, das jetzt da zu unsern Füßen auf dem Brombeerhubel steht. Bei der alten Mühle hatte aber der Bau seines Bleibens nicht. Er kam in jenes Dorf links drüben, wo die neuen Ziegeldächer schimmern; aber auch da konnte er nicht weilen und wurde hier am Berge aufgerichtet, aber nicht ausgebaut, wie Ihr sehen könnt, Herr. Wird seines Bleibens auch da nicht lange sein, denn wißt, Herr, es liegt ein Fluch darauf."

„Ein Fluch?" fragte ich, als der Alte inne hielt. Er warf einen forschenden Blick auf mich. „Ihr andern studirten Leute glaubt nicht an solche Dinge," antwortete er nach

einer Weile. „Aber wer auf den Bergen Wurzeln gräbt, in verlassenen Stadeln oder verborgenen Felshöhlen übernachtet und auf der öden Weide oft wochenlang keiner lebenden Seele begegnet, der hat schon gar Vieles gesehen und gehört, was euch Städtern kaum im Traume vorkommt, und weiß, was er davon zu halten hat.“ — „Erzählt nur, ich verspreche Euch Eure Geschichte auf's Wort zu glauben.“ — „Das dürft Ihr auch, und wenn Ihr's wieder erzählt, so könnt Ihr Euch meinetwegen auf den alten Gregori berufen.“

„Nun schaut aber noch einmal neben den beiden Föhren dort vorbei in's Thal hinab nach der alten Mühle. Müller sind Schelme, heißt es; ist aber nicht immer wahr. Es gibt eben auch beiderlei, wie Ihr gleich hören werdet, Herr. Es ist nun schon ziemlich lange her — nichts für ungut, Herr, Ihr seid mit Schein damals noch als ein kleiner Engel nackt im Paradies herum gelaufen — da gehörte die Mühle zwei kreuzbraven Leuten, welche mittelst Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit etwas erhaust hatten. Als anno vierzehn und fünfzehn die Kaiserlichen durch das Land marschirten Frankreich zu, da zog ein böses Fieber in ihrem Gefolge. In der Mühle lagen mehr denn zwanzig im Quartier, kranke und gesunde. Die Kaiserlichen zogen fürbaß, aber das Fieber blieb. Der Müller und die Müllerin sind in derselben nämlichen Woche beide daran gestorben. Nebst der Mühle und einer guten Kundschaft hinterließen sie auch noch ein Tschüppeli *) Kinder, von denen das größte noch nicht über den Tisch hinweg zu blicken vermochte.“

„In einem alten Strohhaus nicht weit von der Mühle lebte des Müllers Vetter. Er hieß Aloisi und war ein Mann wie der helle liebe Tag. Es lebte kein Mensch im Dorf, wenigstens unter den bessern Bauern und Vorgesetzten, dem

*) „Tschüppeli“, läßt sich durch kein schriftdeutsches Wort genau wiedergeben, am besten etwa durch „Häuflein“.

er nicht beim Begegnen freundschaftlich die Hand drückte. Man hätte ihm einen Haberkasten voll Geld ungezählt anvertrauen können, denn es verging kein Tag, wo er sich nicht seiner Ehrlichkeit rühmte. Auch bei dem Pfarrer stand er vortrefflich in den Papieren, denn er war immer ganz vorn in der



Kirche, fehlte bei keinem Bittgang und Keiner schlug sich mit solcher Zerknirschung vor die Brust. Als der Gemeindeammann den Vetter Aloisi in Vorschlag brachte als Vogt für die Waisenkinder in der Mühle, so sagte Alles, dieß wäre der beste Einfall, welchen er gehabt, seit er Ammann sei; und als Vetter Aloisi sich ausreden wollte, er kenne die Sache nicht genug, er möge seinem eigenen Geschäfte kaum vor=

kommen, auch besitze er ein viel zu gutes Herz für einen rechten Vogt, so hielt Alles an, er möchte um Gottes willen und aus Erbarmen für die Kindlein die Sache übernehmen; man wisse denn doch ganz bestimmt, daß die Hüdeli *) gut versorgt und aufgehoben seien und zu ihrer Sache geschaut werde.

„Nach langem Wehren und Sperren ließ sich endlich der gute Vetter Aloisi bewegen, der Vogt der Kinder in der Mühle zu werden. Er nahm sie sogar zu sich in's Haus und gab ihnen Erdäpfel und abgerahmte Milch bis genug, und ließ ihnen aus seinen alten Kutten und den zerlöcherten Jüppen seiner Frau Kleider machen. Dabei mußten sie für ihn auf der Landstraße Mist aufheben, im Walde dürres Holz sammeln und in fremden Gemeinden Aehren lesen. Er thue dieß nicht seines Vortheils wegen, sagte er — behüte Gott! — sondern bloß um die Kinder so früh als möglich zur Arbeitsamkeit anzuhalten. Wenn sie darob die Schule versäumten, sagte er, sie brauchten keine Gelehrte zu werden, das trage doch nichts ab. Alle Jahre legte Vetter Aloisi vorschriftsmäßig seine Vogtsrechnung ab, was beim Kirchmeyer in der Pinte **) geschah. Für diese Gelegenheit mußte sich derselbe mit einem Fäßchen guten Weins versehen und etwa ein Schweinchen oder ein junges Schaf abschlachten.

„Zur Rechnungsablage wurde nicht nur der Ammann und der Gemeindeschreiber beigezogen, sondern Vetter Aloisi ging bei den Gemeinderäthen von Haus zu Haus und sagte jedem insbesondere, es würde ihn ganz besonders freuen, wenn er ebenfalls beiwohnen wollte. Es finde in des Kirchmeyers Pinte statt, Abends nach betenläuten. Gewöhnlich fehlte keiner, und es wurde brav gegessen und noch bräver getrunken, und wo Vetter Aloisi ein leeres Glas stehen sah, da war er

*) „Hüdeli", etwa Tröpfchen.
**) „Pinte" = Schenke, Krug.

niemals zu faul, es wieder zu füllen. Der Ammann sagte, es wäre ein wahres Glück, daß die armen Waislein unter so gute Obhut gekommen seien, und schließlich wurde die Rechnung ungeschaut gut befunden und genehmigt. Aloisi ersuchte aber in wohlgesetzter Rede, man möchte ihm doch die Last dieser Vogtschaft abnehmen; es gehe fast über seine Kräfte nach allem zu schauen, und er versäume darob seine eigene Sache. Auch wüchsen ihm die Kinder, sagte er, schier über den Kopf. Begreiflich wurde die Entlassung jedoch nicht angenommen, sondern Aloisi einstimmig ersucht, er möchte das gute Werk noch ferner fortsetzen. Was die Uerte *) betrifft, so bezahlte sie Aloisi dem Kirchmeyer ebenfalls ungeschaut und setzte dieselbe dann allemal in die nächste Vogtsrechnung unter „Mühewalt.“ Auf diese Art waren dem Aloisi schon viele Rechnungen genehmigt worden, als er eines Tages vor den Gemeinderath trat. Mit der Mühle, trug er vor, wolle es nicht mehr recht laufen. Der Lehenmüller zinse nicht fleißig, die Kosten für das Gebäude und das Werk würden alle Jahre größer und die Kundsame schwinde von Tag zu Tag. Er halte es für das Beste, die Mühle an eine Steigerung zu bringen. Der Ammann meinte, Aloisi werde wohl wissen, was den Kindern zu Nutz und Frommen diene, und die Gemeinderäthe waren der Ansicht, die Mühle möge versteigert werden, sie hätten nichts dawider.“

Der Wurzelgräber, welchem die Pfeife ausgegangen, unterbrach sich einen Augenblick, um Feuer zu schlagen. — „Ihr seid vielleicht auch schon an einer Steigerung gewesen, Herr,“ fuhr er dann fort. „Man weiß wie es da zugeht. Wein muß fließen wie ein Bach und an räßem Käs darf auch kein Mangel sein. Wer ein Bot **) thut, bekommt eine Maaß und Käs und Brod dazu. Aber als die Mühle gesteigert wurde — es geschah in des Kirchmeyers Pinte —, da blieb

*) „Uerte“ = Zeche.

**) „Bot“ = Angebot.

es nicht bei dem alten Brauch. Es trank wer da war, und ohne sich um die Uerte zu kümmern. Der Amtsschreiber war ein besonderer Liebhaber von gebackenen Fischen und rothem Neuenburger; Aloisi hatte deßhalb extra für ein Plättchen schöne Forellen gesorgt und dem Kirchmeyer eingeschärft ein paar Flaschen vom Rechten aus der Stadt zu beschicken, es möge kosten was es wolle. Das müsse dazu helfen, sagte er, daß die Mühle tüchtig gelte und seine Vogtskinder zu ihrer Sache kämen. Dazu half es nun aber freilich nicht. Je mehr getrunken wurde, desto weniger dachte einer daran zu bieten, so sehr sich auch der Vogt Mühe gab den Leuten zuzureden und z. B. jedem, der zur Thüre hereinkam, sagte, es gebe im ganzen Kanton keine schönere Mühle, nur schade, daß der Dachstuhl morsch sei und neu gemacht werden müsse, oder: die Mühle wäre eine wahre Goldgrube, wenn nur in trockenen Sommern das Wasser nicht ausbliebe, weßhalb die Leute anfingen lieber in die obere Mühle zu gehen.

„Ruft niederer an,“ rieth der Amtsschreiber, „damit einmal einer biete!“ Es gehe zum öftern so bei den Steigerungen; es wolle eben keiner der Erste sein. Aber noch immer kein Käufer. Noch niederer! hieß es. Endlich that ein Fremder ein Bot, ein entfernter Vetter von Aloisis Frau. Da sagte Aloisi zum Ammann, seine Vogtspflicht gelte ihm höher als Verwandtschaft; er wolle einmal probiren die Sache hinauf zu treiben. Zwinkte also dem Weibel mit dem Auge: fünf Franken mehr. Darauf der andere ebenso. Hierauf ward vom Aloisi wieder gewunken, dann wiederum vom Fremden — ein, zwei Thaler mehr — dann wieder vom Aloisi. Es ging aber keineswegs so schnell als ich es Euch jetzt erzähle, sondern zwischen jedem Bot wurde getrunken, als ob die Welt keinen Boden hätte. „Also zum ersten, zum andernmal,“ — rief der Weibel, nachdem man abermals ein halbes Stündchen gewartet hatte. Der Amtsschreiber hatte seine Fische gegessen. „Wenn Niemand mehr biete, so solle man's

ausgehen lassen," sagte er; „er pressire heim." Aloisi hatte das letzte Bot; der fremde Käufer war verschwunden. Der Herr Amtsschreiber möge machen wie er's für gut finde, gaben die Vorgesetzten zum Bescheid, die eben an einem Rams*) saßen. „Also zum ersten, zum andern und zum dritten Mal," rief der Weibel, und Aloisi hatte somit die alte Mühle erstanden mit sammt dem breiten, klaren Forellenbach, Wässermatten, Aeckern, Wald und allem, was dazu gehörte.

„Erst wollte es der Aloisi gar nicht glauben, daß ihm das letzte Bot geblieben. Dann fuhr er sich jammernd in die Haare: eine Vogtmannschaft sei doch eine schrecklich schwere Last, und wessen Herz nicht aus Geisbergerstein gehauen sei, müsse dabei um Hab und Gut kommen. Dann nahm er den Ammann beiseits, wegen eines der ersteigerten Aecker, der diesem gar wohl anständig war. Schließlich verschwor er sich, seinen Vogtskindern wolle er durchaus nichts schuldig bleiben, das wäre gegen sein Gewissen; sondern die Mühle, wenn sie ihm doch einmal auf dem Halse bleibe, müsse bei Heller und Pfennig bezahlt werden, und wenn er seinen letzten ersparten Kreuzer daran setzen sollte. So sprach der ehrliche Aloisi und bezahlte wirklich, aber nicht just in klingenden Fünflibern, sondern mit einem ganzen Wische von Schuld- und Handschriften. Von ihm Währschaft zu verlangen fiel Niemanden ein, denn dieß wäre doch wohl zu viel Mißtrauen gewesen."

Ich unterbrach hier den Alten mit der Bemerkung, er wisse das zu erzählen, als ob er selber dabei gewesen wäre. „Wer sagt Euch," erwiederte er, „daß ich nicht dabei war, Herr? Wer sagt Euch, daß ich meiner Lebtag ein armer Wurzelgräber war?" Und mit finstern Blicken schaute er nach jener Gegend hin, wo die alte Mühle stand: „Was dann ferner aus dem ehrlichen Aloisi und den wohlversorgten Vogtskindern geworden sei?" „Das sollt Ihr jetzt hören, Herr.

*) „Rams" = ein gebräuchliches Kartenspiel.

„In des Kirchmeiers Pinte wurde noch manche Vogtsrechnung auf die gewohnte Weise vorgelegt und gutgeheißen. Endlich waren die Kinder erwachsen und wollten ihr elterliches Gut heraus haben. Machten aber große Augen, glaubt mir's, Herr, als die Schlußrechnung kam. Die Schuldschriften, womit Aloisi seinen Vogtskindern die Mühle abbezahlt hatte, waren im Verlauf der Zeit eine nach der andern in Verlust gerathen; was konnte der Vogt dafür? Für Kostgeld, Läufe und Gänge und sonstige Versäumnisse und Auslagen war eine lange, lange Rechnung aufgesetzt; wer hätte dem Vogt zumuthen wollen, von der eigenen Sache zuzusetzen? Am Schlusse war deutlich ausgerechnet, daß der Rest des Vermögens der Waisenkinder und Aloisis Guthaben genau gegeneinander wettauf gingen Die Kleider, rühmte er sich, die er ihnen aus seinen alten Kutten hätte machen lassen, und die Wecken, die er ihnen gekramt, *) allemal, wenn er vom Markt gekommen, die habe er gar nicht einmal in Rechnung gesetzt. Die Kinder kamen dann noch einem Advokaten unter die Finger und probirten gegen den Vogt zu procediren; aber Aloisi war einer von denen, welche sich auf das Gesetz verstehen. Was er gethan, hatte die Gemeinde gutgeheißen und genehmigt; er gewann und sie verspielten. Die Welt sei doch heutzutage erschrecklich verderbt, jammerte Aloisi, aber solch schwarzer Undank, wie seine Vogtskinder gegen ihn bewiesen, werde seiner Strafe nicht entgehen. Und wahrscheinlich, um diese Prophezeihung wahr zu machen, ließ er sie für die Prozeßkosten zum Geldstag treiben. Vergantet und zerlumpt zogen sie aus der Gegend. Die Buben dingten zu Krieg und die Mädchen gingen hin, um in der Fremde als Mägde ihr Brod zu finden. Jetzt erst zog Aloisi selber auf die Mühle, welche er bis dahin dem Lehenmüller gelassen hatte, dem er nur den Zins gesteigert."

*) „Kramen" = zum Geschenk bringen.



Der Genzianengräber hielt inne. Ich fragte ihn, in welchem Zusammenhang das öde Haus mit seiner Erzählung stehe? „Hab' Euch's ja gesagt, Herr, es sei eine lange Geschichte und lasse sich nicht in zwei Worten erzählen. Wird nun aber gleich kommen, was es mit jenem fluchbeladenen Bau für eine Bewandtniß hat." Der Alte schaute sich ringsum, als ob unversehens hinter einem Felsen oder Tannengebüsch hervor etwas unheimliches und schreckhaftes treten könnte. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme in seiner Erzählung fort.

„Man ist übernächtig, Herr; es weiß keiner, der sich schlafen legt, ganz bestimmt, ob er am andern Morgen wieder aufstehen wird, oder ob ihn nicht der Schlag trifft über Nacht. Es kann einem aber zu Nachtzeiten noch schlimmeres zustoßen

als der Schlag, besonders jenen, denen Waisengelder das Gewissen drücken. Als Aloisi zum erstenmal in der alten Mühle über Nacht gewesen war, da erschien er am andern Morgen als ein ganz anderer Mensch. Sein Gesicht war ledergelb und sein Haar grau geworden in Einer Nacht. Man hat ihn seither nicht mehr lachen sehen, keinem hat er seither die Hand geschüttelt, wie es sonst sein Brauch war; er wich den Leuten aus und schlich seine einsamen Wege, wie der Schatten an der Wand. Auch hätte man ihn, sobald die Nacht einbrach, mit keinen vier Rossen in die Mühle hineingebracht. Man wollte wissen, es sei ihm in jener Nacht etwas, das weder Fleisch noch Bein hatte, vor sein Bett gekommen und habe ihm von seiner Vogtschaft vorgerechnet. Man sprach nicht laut davon, denn Aloisi war ein Mann, hablicher und angesehener als je zuvor. Item, in der Mühle ging er nicht zum zweitenmal zu Bett, sondern quartirte sich wieder in sein altes Strohhaus ein. Beim Mahlen hanthirte er nur so lange der helle Tag ihm dazu leuchtete.

„Aber wer's hat und vermag, weiß sich zu helfen. Aloisi ließ einen Maurermeister und einen Zimmermeister zu sich bescheiden, welche ihm den Riß zu einem neuen hoffährtigen Stock *) verfertigen mußten, der zunächst neben die alte Mühle gebaut werden sollte. Die Akkorde wurden abgeschlossen, Holz und Steine herbeigeführt und der Bau begann. Es war, als ob Aloisi es kaum erwarten möge, das Haus fertig zu sehen; er trieb und jagte, als ob es ihm um jeden Sonn- und Feiertag leid thue, der die Arbeit unterbrach. Bei der Aufrichtung wurde nicht gespart; Wein und Schnaps floßen,

*) „Stock" nennen die Schweizerbauern kleinere, gewöhnlich neben dem großen Bauernhaus stehende Wohngebäude, wohin sich in der Regel die Eltern zurückziehen, wenn die Wirthschaft von einem der Söhne übernommen wird; sonst jedes Wohnhaus ohne angebaute Wirthschaftsgebäude.

als ob Aloisi die Uerte auf eine Vogtsrechnung setzen könnte. Es ging aber doch nicht lustig dabei zu, sondern eher wie an einer Gräbt, weil der Zimmergeselle, der den Spruch hätte halten sollen, von der First hinunter gefallen und das Bein gebrochen hatte. Der Stock war noch lange nicht ausgebaut, als sich Aloisi ein Stüblein drin einrichten ließ. Er müsse wissen, ob die Müllerknechte während der Nacht auch richtig aufschütteten, sagte er, und im neuen Stock könne er's so gut hören, als ob er in der Mühle selbst läge. Ließ sich also dort ein Bett zurechtmachen und zog eines kühlen Abends zum schlafen hinüber. Während der Nacht wollen die Müllerknechte sonderbare Stimmen und dann Aechzen und Gestöhn in dem neuen Stock gehört haben. Als einer am andern Morgen hinüberging, fand er den Aloisi in seinem neuen Bau an einem batzigen Hälsig *) hangen; sein Gesicht sei ganz blau gewesen und die Zunge habe er spannenweit herausgestreckt. Unter den Leuten ging allgemein die Rede, der, welcher dem Aloisi schon einmal etwas vorgerechnet Nachts zwischen zwölf und eins, sei aus der alten Mühle in den neuen Stock auf Besuch herübergekommen und habe mit seinem Rechnungsexempel von vorn angefangen; darüber hätte sich der Müller erhenkt.

„Von dem Augenblick an, da man den Aloisi in seinem grauen Müllerrocke am Hälsig hangend gefunden hatte, rührte sich in dem halb ausgebauten Hause weder Hammer noch Hobel noch Maurerkelle mehr. Wer hätte es vollenden und drin wohnen mögen? Da stand es lange neben der alten Mühle und starrte mit seinen ungeglasten Fenstern wie aus hohlen Augen in die Welt, und wer daran vorüberging, bekreuzte sich. Des Müllers Erben entschlossen sich zuletzt, das öde Gebäu um ganz geringen Preis einem Mann aus einem fremden Dorfe zu verkaufen, der es abbrach und vom Platze führte, um es anderswo wieder aufzurichten. Im Dorfe hielt

*) „Hälsig" = Strick, womit man das Vieh anbindet.

es jeder für ein Glück, und es war allen, als falle ihnen ein Stein ab dem Herzen, als die Balken und Riegelhölzer, die Bretter und Ziegel auf Wagen geladen und fortgeführt wurden. Denn seitdem die Waisenkinder vergantet worden waren, schien das Unglück in die Gemeinde eingezogen zu sein. Die Engerlinge nahmen über Hand, die Kühe verwarfen und die Gemeinderäthe kamen zum Geldstag einer nach dem andern."

Bei diesen Worten entfuhr dem alten Wurzelgräber ein schwerer Seufzer, er schwieg und schien den alten Zeiten nachzusinnen. Um ihn zu wecken, fragte ich, ob denn das Gebäude hier am Berg oben wieder aufgerichtet worden sei? „Nein, Herr," erwiederte der Gentianengräber; erst kam es noch anders.

„Schaut jetzt dort links hinüber, Herr, woher die rothen Ziegeldächer schimmern. In jenes Dorf wurden Holz und Steine geführt; dort ward das Haus wieder aufgebaut. Der Käufer hatte sich bei seiner theuern Seele verschworen, den Balken, an welchen der Müller seinen Strick fest geknüpft hatte, nicht wieder zum Bau zu verwenden, sondern zu verholzen und zu verbrennen. Aber der Geizteufel muß ihn geritten haben. Er hätte besser gethan seinen Schwur zu halten; der Schaden wäre kleiner gewesen. Das Gebäude war kaum aufgerichtet und gedeckt, so erhob sich unversehens ein starker Sturm; der Wind fuhr unter das hohle Dach und stieß das Haus über den Haufen. Hat aber nicht nur den Bau, sondern auch den Mann über den Haufen geworfen. Am Bauen hat sich schon mancher überlüpft*), und erst noch mit solchem Holz und solchen Steinen, wo des Teufels Segen darinne steckt! Zum Bauen braucht man Geld, und weil keines mehr da war, so wurde vorläufig nicht wieder an's Aufrichten gedacht, sondern zur Noth, was noch gut und ganz

*) „Sich überlüpfen" = sich über seine Kräfte anstrengen.

war, aus dem Schutt hervorgezogen, das Holzwerk aufeinander geschichtet, die unbeschädigten Ziegel zusammengelegt und die Steine auf einen Haufen gebracht. Man hätte den Plunder billig haben können; aber wer hätte ihn kaufen mögen? Wußte ja jetzt keine Seele mehr, an welches Stück Holz Aloisi seinen Hälsig befestigt hatte, dran er sich erhenkt! Kein Span wurde gestohlen, kein Pfosten und kein Riegel ward vermißt, so sehr auch die armen Leute im Winter Holz benöthigten. Es konnte sich's eben jeder an den Fingern abzählen, daß ein schwerer Fluch auf dem Dinge lag."

„Aber hört, Herr," unterbrach sich hier der Genzianengräber, „mir scheint, Ihr thätet besser, dran zu denken unter Schirm zu kommen, als noch länger auf meine Geschichten zu hören. Denn mit Schein, Herr, seht Ihr mir nicht darnach aus, als ob ein Gewitter mit Platzregen hier auf offener Weide zu Euern Liebhabereien gehörte."

Es war in der That ein Gewitter im Anzuge. Schwarzgraue Wolken mit unheimlichem, kupferfarbenem Rande, in dem bereits der Donner leise murrte, bedeckten den westlichen Himmel und warfen einen dunkeln Schatten auf die Abhänge des Leberbergs und die weite Ebene, durch welche die Aar sich schlängelt, deren Wasser den Silberglanz verloren hatte und ganz bleigrau und abgestanden aussah. Je düsterer der Anblick des Himmels und der Landschaft gegen Westen war, in um so helleren, glänzenderen Farben strahlte der Süden und Osten. Die Schneeberge und Gletscher, durch die eigene, Gewittern vorangehende Durchsichtigkeit der Luft dem Auge ganz nahe gerückt, glitzerten wie von gediegenem Silber und zeichneten sich mit den schärfsten Umrissen auf einem grünlichen Himmel. Die zwischenliegenden niederen Berge, die Wälder und Felder übergoß ein grellgelbes Sonnenlicht. Ganz nahe, fast greifbar erhob sich im Südosten der finstere Pilatus. Meine meteorologischen Erfahrungen belehrten mich, daß keine Zeit mehr zu verlieren war, wenn ich mit den

Freunden noch vor Ausbruch des Gewitters unter Dach und Fach kommen wollte. So gern ich das Ende der Geschichte meines neuen Bekannten gehört hätte, so durfte ich mich doch keinen Augenblick länger besinnen, seinem gutgemeinten Rathe zu folgen. Mit kurzem Abschiedsgruß stieg ich wieder in die Schlucht hinunter, woher ich gekommen war, indem ich mich von Felsstufe zu Felsstufe schwang und an den Gesträuchen hielt, die in den Felsspalten wurzelten. Ich traf meine Freunde sorglos suchend, wühlend und hämmernd. „Aufgepackt, ihr Maulwürfe in urweltlichem Meeresgrund, so fern ihr nicht den Beruf fühlt, mit nächstem euch vom Regenwasser ertränken und von diesen Mergellagern, die ohne Zweifel bald in eine „schöne Bewegung" gerathen werden, zudecken zu lassen, wo euch in spätern Zeiten ein glücklicher Kollege herausscharren und als äußerst interessante homines diluvii testes und Paradestücke in Hugis geologischem Kabinet aufstellen wird, um dort einer seligen Urständ entgegen zu harren!" Auf diese meine eindringliche Aufforderung antwortete der Mergelkönig mit einem ziemlich unverständlichen Grunzen, wühlte einen frischen Felsblock aus der Lehmschicht, in die er sich eingebohrt hatte, und begann, ohne fernere Notiz von mir und meinen Reden zu nehmen, denselben unentwegt mit dem Geologenhammer zu bearbeiten. Die andern waren jedoch weniger begierig, in der engen Bergschlucht von einem Gewitterregen überfallen zu werden. In aller Hast raffte jeder die erbeuteten Teufelsfinger, Ammonshörner, Seesterne und andere steingewordene Ungethüme zusammen und packte, was Platz fand, in den Waidsack des Helden von Vicenza, den Rest aber in die eignen Taschen. Nachdem wir Freund G. nochmals zum Rückzug aufgefordert, brachen wir auf und folgten im Eilmarsch dem Laufe des Baches, während schon schwere Tropfen fielen, in den höheren Schluchten des Gebirgs der Sturm zu tosen begann und in den schwarzgrauen Wolkenschichten, die nun unsern Zenith erreicht hatten, der Donner bereits ganz tüchtig kanonirte.

Kaum hatten wir die Schlucht verlassen, so öffnete der Himmel seine Schleusen. Das nächste Dorf lag wenigstens eine halbe Stunde abseits. Da fiel mir das öde Haus auf dem Brombeerhügel ein. Es mußte sich in unserer unmittelbaren Nähe befinden; dort konnten wir wenigstens nothdürftigen Schutz vor dem ärgsten Wind und Platzregen finden. Da stand es wirklich kaum hundert Schritt vor uns! Ein allgemeines Hurrah begrüßte es und im Sturmschritt erklimmten wir den Hügel, hinter uns herkeuchend der Bürger von Rom, beladen wie ein Schiff der Wüste. Das Gebäude, das wir nach wenigen Minuten erreicht hatten, sah trostlos und unheimlich genug aus. Es war nach Landesbrauch aus Fachwerk gebaut; die unverglasten Fenster, die Thürlöcher schauten wie die hohlen Augen aus einem Todtenschädel. Von innerer Einrichtung war nichts vorhanden und die Mauersteine traten roh und unverputzt zu Tage. Das Holz des Fachwerks und Dachstuhls war keineswegs neu, sondern bereits von der Zeit gebräunt, die Ziegel hatten, wie ich es schon durch mein Fernrohr bemerkt, jene dunkle Färbung, welche sie erhalten, wenn sie lange den Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren, und einige davon zeigten sich schon mit Moos bewachsen. Zu den offenen Fensterlucken hinein war Brombeergesträuch gewachsen, hatte innen Wurzel gefaßt und wucherte üppig im öden Raume. Das erste, was ich beim Eintritt erblickte, war Gregori, der Gentianengräber, welcher gleich uns hier Obdach gesucht, aber auf einem kürzern Weg zum verlassenen Bau gelangt war, als wir.

Unser dringendstes Bedürfniß war nun, Schuhe und Kleider zu trocknen. Es wurden deßhalb Späne und Reiser zusammengelesen und bald loderte in Mitten der vier Mauern ein prasselndes Feuer. Wir wälzten etliche Steinblöcke um dasselbe, die als Sitze dienen sollten, lagerten uns in malerischen Stellungen und zündeten unsere Cigarren an. Die helle Flamme und das Gefühl unter Dach zu sein, während

draußen der Sturm tobte und der Regen in Strömen fiel, versetzte uns in die behaglichste Stimmung, welche uns für den Augenblick nichts anderes vermissen ließ, als den Rest unseres Mundvorrathes, der in der Verwirrung des eiligen Rückzugs in der Schlucht zurückgelassen worden war, und worunter sich auch einige Flaschen edlen Veltliner Gewächses befanden.

„Jammerschade um den Wein!“ klagte der Professor und starrte wehmüthig in das Trinkgefäß von lackirtem Leder, das nutzlos und inhaltsleer in seinen Händen ruhte. Der



Bürger von Rom anwortete mit einem pfiffigen Lächeln, griff nach dem Waidsack, den er sachte bei Seite gelegt hatte, und langte zu unser aller Erstaunen zwei ganz volle und wohlverschlossene Flaschen daraus hervor. Er habe dafür das große Ammonshorn des Herrn Forstinspektors zurückgelassen, erläuterte der praktische Soldat. Das Horn sei von Stein und ihm könne in der Schlucht oben jedenfalls nicht so leicht etwas passiren als solchen zerbrechlichen gläsernen Gefäßen. Ueberdieß sei in letzteren Wein, in ersterem aber keiner. Erst machte der Forstmann Miene böse zu werden, wurde jedoch überstimmt, indem wir andern dem Einfall des Helden von Vicenza den vollsten Beifall zollten, und gab sich endlich zufrieden, als dieser versprach, die versteinerte Schnecke aus der Schlucht hervorzuholen, sobald das Gewitter nachgelassen haben werde. Unterdessen hatte sich bereits der angenehme Schall des Pfropfziehers hören lassen, und bald ging das schwarze Ledergefäß mit perlendem Veltliner im Kreise herum, in welchem sich, wie billig, auch der alte Genzianengräber befand.

Draußen krachte der Donner Schlag auf Schlag und grelle, blendende Blitze fuhren an den Fensterlöchern des öden Gemäuers vorbei, in welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Dem Ungewitter zum Trotze war es uns um unser Feuer herum äußerst gemüthlich und der gerettete Veltliner versetzte uns alle in die munterste Stimmung, mit Ausnahme Gregori's, des Genzianengräbers, der mit bedenklichen Blicken einen der Pfosten und Balken des Gebäudes nach dem andern musterte. „Ihr sucht gewiß das Stück Holz, an welchem der ehrliche Aloisi seinen batzigen Strick geknüpft hatte?" fragte ich scherzend den Alten. „Mir scheint, Herr," erwiederte dieser, „dieweil unser Herrgott mit solchen feurigen Buchstaben auf die Wolken schreibt, thäte man besser, mit gewissen Dingen keinen Spaß zu treiben." — „Was ist's?" wollte der Professor hören. „Wißt Ihr etwas Näheres

über diesen verlassenen Bau? Daran knüpft sich gewiß irgend eine interessante Legende." — „Nichts von Legende!" widersprach der Wurzelgräber; „eine pure, wahre Geschichte, und nicht von Heiligen, sondern wüst und schauerlich."

Ich machte meine Freunde mit dem bekannt, was mir Gregori auf der Bergweide erzählt hatte. Dann bat ich den Alten, da wir uns so unvermuthet wieder getroffen, den Schluß seiner Geschichte zum Besten zu geben und zu berichten, was ferner mit den fluchbeladenen Balken, Brettern und Ziegeln vorgegangen sei, wie es gekommen, daß sie sich wieder zu einem Baue gefügt, und warum dieser Bau verlassen worden, bevor er vollendet war. „Wenn es so erschrecklich donnert und blitzt, soll man den Teufel nicht an die Wand malen," entgegnete der Genzianengräber, „insbesondere wenn man in des Teufels eigenem Neste sitzt." Es bedurfte unseres vereinten Bestürmens, eines zweiten Bechers Veltliner und des Umstandes, daß der Donner nun schon wieder etwas ferner rollte, um den Alten zu vermögen, in seiner Erzählung von dem öden Hause fortzufahren.

„Von Zeit zu Zeit kamen zwei wilde Gesellen in jenes Dorf, wo der Sturmwind den Bau über den Haufen geworfen hatte. Man hieß sie den Jägerdurs und den Jägerrudi und sie nährten sich vom Jagd- und Holzfrevel. Eines Tages fragten die Gesellen nach dem Bauholz, welches hier so unnützerweise in Wind und Wetter verfaule und verwittere. Es sei nicht richtig damit, ein schwerer Fluch laste darauf, berichtete man sie. Aber sie spotteten dieses Bescheides. Sie glaubten, sagten sie, an keinen andern Teufel, als an den im Gütterli *), und mit dem wären sie zu wohl bekannt, als daß er ihnen etwas Leides thäte, und was derlei gottlose Reden mehr waren. Wenn man ihnen das Zeug billig ließe, so wollten sie es kaufen. Der Handel wurde geschlossen, die

*) „Der Teufel im Gütterli" = der Teufel in der Flasche; doppelsinnig.

Theile des eingestürzten Hauses auf Wagen geladen und hierher an den Berg hinauf geführt. An diesem abgelegenen Ort wollten sich die Brüder eine Wohnung bauen, wo sie dann um so ungestörter ihr Gewerbe des Holzstehlens und Hasenschießens zu unerlaubter Zeit ausüben zu können glaubten. Bei der Aufrichtung, wo der Schnaps aus ihnen sprach, sollen sie gar lästerlich und vermessen geredet haben. Wenn der Aloisi mit dem Bendel um den Hals und im grauen Müllerrock ihnen etwa einmal um Mitternacht einen Besuch abstatten sollte, so wollten sie ihm dann ganz unverblümt sagen, daß er ein Esel gewesen sei, sich wie eine Speckseite an die Luft zu hängen. Mit dem Geld und Gut der Waisenkinder, das er in die Tasche gesteckt, hätte er sich lustige Tage machen sollen; wäre ihm aber das Leben durchaus verleidet gewesen, so hätte er sich ja im Gigertschiwasser ertränken können, was viel angenehmer sei. Sie wollten eine Flasche vom schärfsten Enzianengeist wetten, meinten die Brüder: hätten sie dem gehenkten Aloisi einmal auf solche Art tüchtig den Kopf gewaschen, so würde er gewiß nicht wieder kommen, sondern sich seines dummen Streiches schämen wie ein nasser Pudelhund und hübsch am Orte bleiben, wo man ihn verscharrt habe. Der und jener hielt ihnen vor, sie werden einst diese frevlen Worte bereuen und ihr Bau werde ihnen mehr Schaden als Glück bringen. Da lachten die Gesellen und sagten: es hätten einst hier oben Zwingherren gehaust und ein lustig Leben geführt in den alten Zeiten; solche Zwingherren, die dem Teufel nichts nachfrügen, wollten sie auch werden und sich da eine Burg bauen und regieren über Wild und Wald. Hier dürften ihnen dann weder Landjäger noch Bannwarth etwas anhaben. Der Böse solle sie holen, wenn sie nicht bald vornehme Leute würden, vor denen man von weitem schon den Hut lüpfe. Kam aber anders, als sie meinten. Als nach einer stürmischen Nacht, wo der Dürst *)

*) „Der Dürst“ = der wilde Jäger.

im Berge gejagt hatte, ein Geißhirte hier vorbeikam, fand er den Jägerrudi vor der Hausschwelle todt in seinem Blute liegen. Er war durch den Hals geschossen. Der Jägerdurs war verschwunden, und hat ihn seither kein Auge mehr erblickt. Einige wollten behaupten, er habe den Bruder im Rausch und Jähzorn erschossen und sei entflohen. Die meisten aber hatten einen andern Glauben: es werde wohl der gehenkte Aloisi die Hand im Spiele gehabt haben. Den Jägerdurs möge man ausschreiben so lange man wolle, der werde wohl schon an einen Ort gebracht sein, wo kein Landjäger hinkomme, wenigstens nicht bei Lebzeiten."

Nicht minder aufmerksam als wir andern hatte der Bürger von Rom Gregori's Erzählung zugehört; insbesondere schien ihn der letzte Theil derselben anzuziehen. Als der Alte geendet hatte, stand jener auf, hielt die Linke an die Hosennaht und hob die Rechte zum militärischen Gruß. „Erlaubt, meine Herren, daß ich drein rede. Vor etlichen Jahren kam ein Kerl zu unserm Regiment, der schaute so finster aus als wie der Tod von Ypern; es hat ihn Keiner jemals lachen gesehen, doch trank er viel Schnaps, aber stets allein, denn es mochte Keiner mit ihm Kameradschaft halten. Es hieß, er sei nicht sauber; wäre er daheim geblieben, man hätte ihn um einen Kopf kürzer gemacht. Unsere Werber nahmen es eben nicht so genau, wenn einer ein hübscher Bursche war. Zum letztenmal sah ich ihn, als wir bei Vicenza gegen die Oesterreicher standen; er lag röchelnd in einem Graben und hatte einen Schuß durch den Hals. Man hatte ihn beim Regiment nur den Jägerdurs geheißen."

„Die Nemesis!" rief bedeutungsvoll der Professor. Das Wort war kaum ausgesprochen, als ein Blitz grell und blendend niederfuhr, welchem ganz unmittelbar ein betäubender Donnerschlag folgte. In dem nämlichen Augenblick stürzte das Gemäuer aus einem Fachwerke der fensterlosen Hinterwand polternd vor unsere Füße; eine dichte Staubwolke wir-

belte aus dem Schutt empor. Unser aller Blicke wandten sich dahin. Da sahen wir durch den Staub und die entstandene Mauerlücke eine Gestalt, fahl und erdfarben, in grauem Rock und grauem Schlapphut. Die Gestalt hob drohend die Hand gegen uns auf. „Aloisi!" rief der Gentianengräber, — „der Gehenkte!" stöhnte der abgedankte Römer. In der



Meinung, der Blitz habe eingeschlagen, waren wir von unsern Sitzen aufgesprungen. Jetzt stieg die graue Gespenstergestalt durch die Lücke, die sich vor ihr geöffnet hatte, herein.

Ihre funkelnden Augen schienen etwas zu suchen. Endlich hafteten ihre Blicke auf dem Kämpfer von Vicenza, sie schritt auf den Entsetzten zu, dem sich die Haare auf dem Haupte sträubten. Neben ihm stand eine Flasche, die den Rest unsers Veltliners enthielt; das Gespenst ergriff sie, setzte sie an den Mund und trank mit langen, gierigen Zügen. Sprachlos, regungslos waren wir in panischem Schrecken dagestanden; plötzlich aber brachen der Professor, der Forstmann und ich unisono in ein schallendes Gelächter aus: — „der Mergelkönig!"

Als die Staubwolke der eingestürzten Mauer sich verzogen hatte, zeigte sich, daß das Gespenst wirklich Niemand anders war als unser Freund G., der dem Gewitter in der Schlucht oben Trotz geboten hatte und sich nun auf diese sonderbare Weise wieder bei uns einführte. Ohne von uns bemerkt worden zu sein, hatte er sich ebenfalls beim verlassenen Bau eingefunden, war jedoch nicht eingetreten, sondern hatte sich an der Außenseite des Gebäudes mit einem eingemauerten Stein beschäftigt, in welchem eine seltene Versteinerung eingeschlossen war. Das Gemäuer hatte den Streichen seines Geologenhammers und der Erschütterung des Donnerschlags, welcher in nächster Nähe einen Baum getroffen, nicht zu widerstehen vermocht, sondern war, mürb wie es war, unversehens zu unsern Füßen gestürzt.

Bei näherer Betrachtung des Mergelkönigs, der, nachdem er die Neige unseres Veltliners ausgetrunken, seine Glieder am Feuer streckte, konnte man ohne Mühe zur Ueberzeugung gelangen, daß man ihn mit großem Unrecht für einen Geist gehalten hatte, da doch ein Uebermaß von irdischer Materie an ihm klebte. Die Füße bis über die Knöchel waren in eine dichte Kruste schwarzgrauen Liasmergels gehüllt, auf seinen Kleidern zeigten sich mächtige Ablagerungen von lehmartigen Mineralien und sein Gesicht war zu einer lebendigen Musterkarte sämmtlicher im Regenwasser zu einem

Brei sich gestaltenden Erdarten des Jura geworden. Nichts destoweniger betrachteten ihn sowohl der alte Wurzelgräber als der Neubürger von Rom als ein unheimliches Wesen mit geheimem Grauen. Ohne jedoch davon Notiz zu nehmen, und von seinen vielen unorganischen Anhängseln keineswegs unangenehm berührt, begann jetzt Freund G. den Inhalt der unergründlichen Taschen seines grauen Paletots an's Tageslicht zu fördern. Da kam bald das Kieferstück eines riesigen Ursauriers zum Vorschein, bald der Bruchtheil eines Schildkrötenschildes, dann wieder die armsdicke Kalkröhre eines Polypen, der vor so und so viel tausend Jahren seine Fangarme tulpenartig im Urmeere entfaltet hatte; ferner versteinerte Austerschaalen, als muthmaßliche Ueberreste eines dejeuner à la fourchette der Götter des Chaos; nicht minder gewaltige Zähne vom gräulichen Hai, des Meeres Hyäne, welcher jedoch schon seit Aeonen keine Zahnschmerzen mehr gespürt haben mochte; endlich zur großen Freude und Beruhigung des Forstmanns sogar das neunpfündige Ammonshorn, welches der Held von Vicenza über Bord geworfen hatte, um den wissenschaftlich weniger interessanten, aber praktisch nützlicheren Veltliner zu retten.

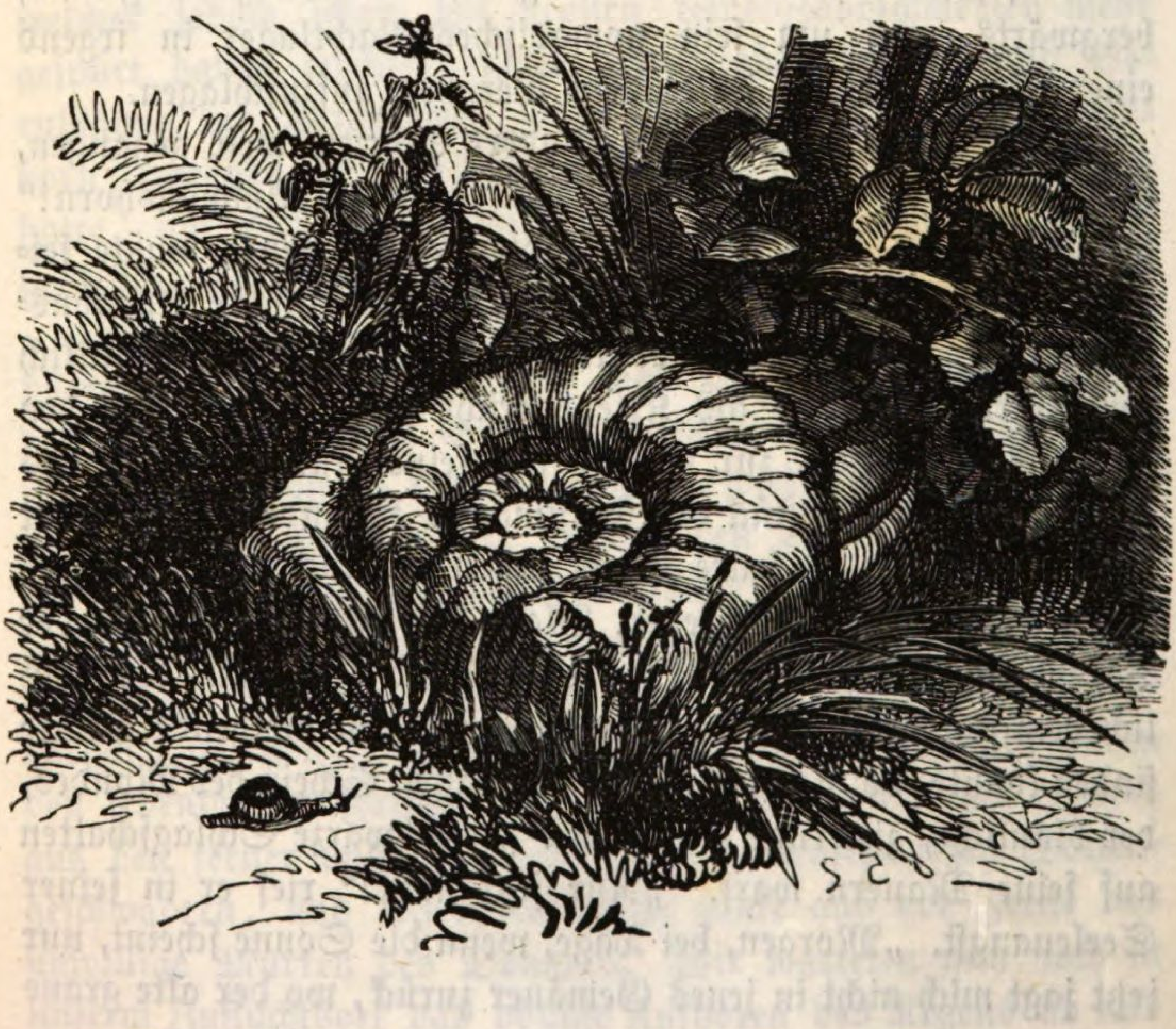
Der gewaltige Donnerschlag, der die Erscheinung des Mergelkönigs begleitet hatte, war das letzte Abschiedswort des vorüberziehenden Gewitters gewesen. In der Physiognomie des Himmels war unterdessen wieder eine vollständige Veränderung vorgegangen. Ueber den Bielersee hinaus im Westen schimmerte jetzt die Abendsonne durch dünne Wolkenschleier, die wie aus Goldfäden gewoben glitzerten. Ueber die Alpen im Süden war ein dichter, dunkelgrauer Regenvorhang gezogen, von welchem ein doppelter Regenbogen in den lebendigsten Farben sich abhob. Im Osten blitzte es noch aus den ferner und ferner ziehenden dintenschwarzen Wolkengeschwadern, und leiser und leiser tönte aus der Ferne das unwillige Murren des Donners. Wir warteten nun noch in unserm Zufluchtsort das völlige Aufhören des Regens ab und

ließen unterdessen das Feuer lustig lodern, weniger aus Bedürfniß, da wir alle, mit Ausnahme des Mergelkönigs, uns längst wieder gründlich getrocknet hatten, als um durch die flackernde Flamme das unheimliche Gemäuer freundlicher zu erleuchten.

Unterdessen ging die Sonne unter, Dämmerung trat ein und der Mond, der im ersten Viertel stand, blickte zuweilen durch das zerrissene Gewölk. Der Genzianengräber griff nach seiner Hacke. Er helfe nach Hause gehen, sagte er. Uebernachten möge er nicht in dem fluchbeladenen Gebäude; — wollte ihm Einer den schönsten Sennberg versprechen, er bliebe keine Stunde länger hier. Auch der Römer drängte zum Aufbruch. Wir packten also unsere geologischen Schätze noch einmal zusammen, ließen die beiden leeren Flaschen als Gedenkzeichen im öden Hause zurück und brachen auf, thalwärts schreitend, während Gregori, der Genzianengräber, bergwärts zog, um sein nomadisches Nachtlager in irgend einer Sennhütte auf duftendem Bergheu aufzuschlagen.

Wir waren schon etliche hundert Schritte weit gegangen, als der Forstmann mit dem Ausruf: „Mein Ammonshorn!" plötzlich stehen blieb. Der Kämpfer von Vicenza mußte seinen Waidsack durchsuchen lassen. Das verwünschte Ammonshorn war zum zweitenmal liegen geblieben. Augenblicklich konstituirten wir uns als Kriegsgericht und verurtheilten den päpstlichen Krieger, zur Strafe für seine Nachlässigkeit, das geologische Kabinetsstück des Forstmanns stehenden Fußes dort zu holen, wo er es hatte liegen lassen, nämlich im öden Haus neben dem erloschenen Feuer. Blaß, fast zitternd, schaute der Verurtheilte hinter sich. Dort oben stand der Bau, der ähnlich dem fluchbeladenen Ahasver nirgends eine bleibende Stätte finden konnte, doppelt unheimlich im blassen Schein des Mondes, der bläuliche, zitternde Lichter und grellschwarze Schlagschatten auf seine Mauern warf. „Nur jetzt nicht!" rief er in seiner Seelenangst. „Morgen, bei Tage, wenn die Sonne scheint, nur jetzt jagt mich nicht in jenes Gemäuer zurück, wo der alte graue

Sünder am Stricke baumelt und nickt und der Jägerrudi mit durchschossenem Halse röchelnd vor der Thürschwelle liegt!" — „Du fürchtest dich, Bürger der ewigen Stadt?" apostrophirte ihn der Professor. „Gedenke deiner Heldenthaten bei Vicenza!" — „Führt mich meinetwegen auf freiem Feld gegen eine österreichische Kartätschenbatterie. Schickt mich nur nicht nach dem öden Haus zurück, sonst desertire ich!" so erwiederte der Römer entschlossen. Hinter dem unheimlichen Gemäuer stiegen aus dem regengesättigten Walde weiße Nebel auf von sonderbarer gespensterhafter Gestalt. Ein unwiderstehliches Grausen durchrieselte uns alle. Schweigend wandten wir uns um, schweigend warf der Soldat den Waidsack wieder über die Schulter, und schweigend eilten wir mit verdoppelten Schritten, dem rauhen Fußpfad folgend, thalwärts den Wohnplätzen lebendiger Menschen zu.



Der Lumpenkübler und sein Haus.



es Lumpenküblers Haus stand nicht mitten im Dorf und konnte nicht jedwede neugierige Greth ausspähen, was da aus-, ein- und vorging. Dagegen führte die Landstraße nicht weit davon vorbei, doch so, daß zwischen Straße und Haus ein breiter mit dichtem Gestrüpp und Waldbäumen bewachsener Graben sich befand, hinter denen letzteres versteckt lag. Zur Sommerszeit, wenn Strauch und Baum belaubt sind, war von der Straße aus keine Spur einer menschlichen Wohnung sichtbar. Im Winter konnte man durch die entlaubten Kronen das moosbewachsene Strohdach erspähen und die blaue Rauchsäule sehen, die durch eine Dachlücke dringend emporwirbelte. In finstern Nächten schimmerte zuweilen durch Laub und Zweige ein unsicheres flimmerndes Licht herüber, welches der

verspätete Wanderer ebensogut für den irrenden Geist eines Markfälschers als für ein Zeichen des Daseins einer menschlichen Wohnung halten konnte.

Jenseits des Grabens, da wo jetzt des Lumpenküblers Haus stand, hatte sich eigentlich ehmals der Galgen erhoben, weßhalb der Platz so zu sagen herrenlos war und lange öde und verlassen blieb, bis der Held dieser Geschichte davon Besitz ergriff und seine Residenz daselbst aufschlug. Das Gebäude war nicht eben ein Palast, sondern eher eine Strohhütte zu nennen und von der Schwelle bis zum Giebel kein Stück Holz daran, welches nicht gefrevelt, d. h. bei Mondschein in andrer Leute Wälder geholt worden war, da dieß die liebste und so zu sagen einzig Beschäftigung seines Erbauers; denn derselbe war eher Titularkübler als wirklicher Verfertiger von Waschzübern, Güllenstoßern, Schweinemelchtern und dergleichen. Das Stroh zum Dach hatten ihm die mildherzigen Bauern eines Nachbardorfes geschenkt, unter der Bedingung, daß er sich nicht in ihrem Gemeindebann und vor allem nicht in der Nähe ihrer Gemeindewaldung niederlasse.

Durch den strauch- und waldbewachsenen Graben floß ein schmaler Bach. Daran sehen wir einen sechs- bis siebenjährigen Buben hantiren, mit breiter, viereckigter Stirn, krausen Locken, großen trotzigen Augen und zerfetzten Hosen, der eben damit beschäftigt ist, ein mit Hülfe eines alten Taschenmessers zurechtgeschnitztes Räderwerk in Gang zu setzen. Es war eine gelungene Arbeit: ein unterschlächtiges Wasserrad, dem die nöthige Triebkraft durch einen mit Schindeln eingefaßten Kanal zugeleitet wurde; daran ein Wellenbaum, der ein sinnreich ersonnenes und kunstreich ausgeführtes Hammerwerk in Bewegung setzte. Kein Wunder, daß der Bube mit stolzer Lust sein endlich lustig klapperndes Werk betrachtete.

In seiner freudigen Betrachtung wurde der Bube durch eine krächzende Stimme gestört, welche des Lumpenküblers

ehelicher Gefährtin, in weiteren und engern Kreisen unter dem Namen „Kienholzanni“ bekannt, angehörte. Was das wieder einmal für dumme Pfläuz *) seien? Ob er nicht betteln gehen könne an die Landstraße und den Kutschen der fremden Herrschaften nachspringen? „Gohst oder nit, du Donnersbub?“ — „Nein,“ — war die trotzige Antwort. Kienholzanni konnte nicht umhin diesen gerechten Anlaß zur Entleerung ihres Gallensackes zu benutzen, der sich dann auch in einer Fluth der mannigfaltigsten Scheltworte über den widerspenstigen Buben ergoß. Das Weib war noch im besten Zuge, als auch der Lumpenkübler des Weges daher kam. „Was es wieder einmal zu zanken gäbe?“. Kienholzanni erwiederte, der Rudeli sei dann doch der nichtsnutzigste Bube im Kanton, schnäfle und chosle **) den ganzen Tag, statt seine Zeit nützlich anzuwenden und etwa neben den Kutschen der reisenden Engländer her radzuschlagen oder den Rosenkranz zu beten, wobei sich immer ein Paar Kreuzer verdienen ließen. — „Laß mir den Jungen in Ruh, beschwichtigte der Kübler. Trägt uns so mehr ein, als sechs die unser wären und gingen auf der Landstraße betteln. Hab heut wieder sein Kostgeld abgeholt für's nächste Vierteljahr, da ich doch grad in der Stadt war“ — fügte er schmunzelnd bei. Und zog eine Handvoll Thaler aus der Hosentasche, um durch ihren Zauber das noch immer keifende Weib endlich einmal zur Ruhe zu bringen. „Hast gewiß wieder das halbe Geld versoffen,“ — versetzte Anni, auf eine andere Fährte überspringend, worauf jedoch der Kübler im Gefühle seiner Unschuld keine Antwort zu ertheilen geruhte. Aus den wässrigen Glasaugen und dem zinoberrothen Gesicht zu schließen, war er freilich etwas angestochen, — war ja dieß sein Normalzustand; — doch schien sein Gang auf dem engen verschlungenen Fußpfad und dem

*) Pfläuz = Possen.

**) Schnäflen = schnitzeln; choseln = im Wasser plätschern.

Baumstamm, der als Steg über den Bach gelegt war, noch sicher genug. Ohne sich durch das Gezänke seiner Gemahlin aus seiner Gemüthsruhe bringen zu lassen, schritt er schmunzelnd und mit seinen Thalern klimpernd des Weges fürbas.

Um sich eine deutliche Vorstellung von der Außenseite des Lumpenküblers zu machen, mag sich der geneigte Leser eine schwarze Gewitterwolke denken, unter welcher die Sonne gluthroth hervorblickt, während eine mit Heerrauch geschwängerte Atmosphäre über dem Horizonte lagert. Die Gewitterwolke ist des Küblers schwarzer unbestimmt geformter und auf dem Ohre sitzender Wollhut; die Sonne, sein röthlich strahlendes Angesicht und die durch Heerrauch verdüsterte Athmossphäre, dessen blaue verwaschene Blouse.



Nebst dem Lumpenkübler und dem Kienholzanni war noch eine dritte Person in der Nähe, welche ihre Aufmerksamkeit dem kleinen Mühlenbauer am Bache zuwandte. Nächst der Landstraße an den knorrigen Stamm einer alten Eiche gelehnt, stand ein Herr und betrachtete mit theilnehmend lächelnder Miene den Buben mit den großen trotzigen Augen. Der Herr mit dem zugeknöpften Ueberrocke, der ganz in den Anblick des spielenden Kindes versunken schien, mußte ein Fremder sein; denn ein bepackter Reisewagen hielt, auf ihn wartend, oben auf der Landstraße.

Bei einer Biegung des schmalen gewundenen Fußpfades trafen ihn, der fortwährend regungslos am Stamme der Eiche gelehnt stand, zufällig die Blicke des Lumpenküblers, ohne jedoch zugleich die in der Nähe harrende Kutsche zu gewahren. Stutzig werdend hemmte er seine Schritte; denn der Lumpenkübler liebte die Lauscher und Beobachter in der Nähe seiner Residenz keineswegs, denn sonst hätte er sie nicht dorthin verlegt, wo ehmals das Hochgericht stand und wo, wie die Leute sagten, in mitternächtlicher Stunde lange Gestalten in weißen Tüchern umgingen und klappernde Gerippe welche die Köpfe statt den Hüten unter dem Arm trugen, schauerliche Umzüge hielten. „Was will der dort?" frug er, als das nachfolgende Anni ihn eingeholt hatte. Es sei mit Schein Einer, der den Meitschene nachgehe. „Wollte lieber, sie lockten diese Vögel nicht in's Galgenhölzli. Das gaffen und passen und herumstreichen in meinem Revier lieb' ich nicht." Nichts desto weniger ging der Vater, der eigentlich viel zu gutmüthig war, seinen Töchtern einen guten Kunden zu mißgönnen, ziemlich getröstet wieder fürbas, den fremden Engländer, welchen aller Wahrscheinlichkeit nach die Reize seines Lisi oder seines Bethi nach dem Galgenhölzli gelockt hatten, keiner fernern Aufmerksamkeit würdigend.

Ob es wohl ausgegeben habe? frug der Kübler, als das würdige Ehepaar beisammen in der Stube war. „Schlecht

genug", jammerte Anni; „es bedünkt mich, die Welt werde von einem Samstag zum andern allemal ein wenig nichtsnutziger und die Herzen der reichen Leute seien afangen härter als vierzehntägige Wecken." Ob diesen Klagen packte das Weib aus seinem Armkorbe erst einen ordentlichen Ballen Butter, dann ein pfündiges Stück fetten Käse, ein Säckchen feines Semmelmehl, weißen Zucker und endlich noch über ein Dutzend Eier aus, was alles es nicht etwa aus dem Erlös von verkauften Schwefelhölzchen oder Kienholz, sondern aus den Kreuzern oder vielmehr aus den „Santinen", welche es in der Stadt — von Thür zu Thür die Glocke ziehend —



zusammengebettelt, angekauft hatte. Der Lumpenkübler überschaute geringschätzig diesen Proviant und zog dann eine ansehnliche Strohflasche unter seiner Blouse hervor, die er auf das Brett über der Thüre stellte, wo in Häusern, die auf Frömmigkeit halten, der Platz der Bibel und der Gebetbücher ist. Seine triumphirend lächelnde Miene sagte ungefähr: was frage ich diesem groben irdischen Plunder nach? der Geist ist der einzig wahre Jakob. Hierauf bemerkte er seiner würdigen Hausfrau: „wir werden wohl Gastig bekommen, da es heute Markttag ist." — Der Lumpenkübler hatte zwar weder Tavernenrecht, noch Pintenschenkpatent; nichtsdestoweniger waren in seiner rußgeschwärzten Stube um den unreinlichen dreibeinigen Tisch zuweilen mehr Gäste versammelt, als in vielen Wirthschaften, deren Besitzer ein Paar hundert Franken für's Patent bezahlen und selbst ihre besten Kunden und Stammgäste sind.

Das Eintreffen der Vorhersagung des Küblers schien in der That nicht lange auf sich warten lassen zu wollen. Ein einsamer Wanderer bog von der Landstraße in den waldigen Graben, jenseits welchem ehemals das verhängnißvolle Gerüste mit den drei Pfeilern stand.

«Oh la bella vita militare! —
«Oggi qui, domani la — —»

tönte es aus einer etwas heisern Kehle. Der braune Kalabreser, das linnene, ehemals weiß gewesene Sommerröckchen, das zerrissene Schuhwerk und der Tornister auf dem Rücken stimmten gut genug mit dem italienischen Liedchen zusammen, welches der Wanderer wohlgemuth in den grünen Busch hinein sang. Und wer nicht am röthlichen Bart und den hellgrauen Augen etwelchen Verdacht geschöpft hätte, würde den Reisenden ohne Bedenken für ein Kind des Südens, für einen desertirten Lombarden oder Neapolitaner gehalten haben. Ohne weitere Umstände, gleich einem Hausfreund und alten Stammgaste, trat derselbe in des Lumpenküblers Stube ein,

warf den Tornister auf den Tisch und stellte den Wanderstab in eine Ecke.

„Alleweil hellauf, Poveretti,“ — begrüßte der Lumpenkübler den Ankömmling; — «Bene, — parfaitement bien, — very well —» war die Antwort, wobei er zugleich eine als Geldbeutel dienende Schweinsblase vorwies, in welcher sich eine Handvoll Kupfer- und Silbergeld befand. „Schöner Wochenverdienst, — nicht wahr, du alter Waldteufel. Kannst mancher jungen Tanne die Gurgel abschneiden und manchem Buchlein Beine machen, bis du so viel beisammen hast.“ — „Fechtest wieder auf der Profession, oder handelst mit Bergpflanzen, daß du den Habersack bei dir hast?“ — Niente — nichts Profession, nichts Pflanzenhändler — das Cyclamen europæum geht sehr flau, durchaus keine Nachfrage — — Nagelneues Geschäft! Pompöses, gloriöses Geschäft! Wir sind Ticinese, ein armer ausgewiesener Ticinese! Geht brillant — bringt Geld wie Heu. Evviva Ticinesi! Evviva Mazzini und Radetzki und Luvini! — War eine famöse Idee, diese Tessiner-Ausweisung. Jetzt aber gib einen Schnaps her, alter Waldteufel.“ —

Der Lumpenkübler war eben am Einschenken und zwar nicht allein dem Gaste, sondern zugleich auch sich selbst, als eine Gestalt von höchst ehrwürdigem Aussehen den Kopf zur Thüre herein steckte. Es war ein Kopf mit einer Fülle sauber gekämmter, ob der hohen Stirne sorgfältig gescheitelter, schneeweißer Haare und langem, wallendem, weißem Bart, — ein ächter Apostelkopf, wären die rothe Nase und die triefenden Augen nicht gewesen. „Ist es herlaubt zu ereinkommen?“ — „Entrez toujours, Apostel Petrus,“ gab der erste Gast, welchen der Lumpenkübler mit dem fremdländischen Namen Poveretti angeredet hatte, zur Antwort, worauf dem Apostelkopfe der Leib folgte, ein durchaus nicht apostelmäßig, sondern in alte Militärhosen und einen sehr schadhaften schwarzen Frack gekleideter Leib, der auf zwei dünnen

Beinen schwankend und unsicher einherging. „Ein petit verre, Err Lumpenkübler! Ick aben sehr viel Durst, ick harmer, halter Mann,“ wälschte der frische Ankömmling und setzte sich zum ausgewiesenen Tessiner an den Tisch. „Gratulire,“ sagte dieser. „Bist Pensionär des Armenvereins geworden! Wie schmeckt die Klostersuppe?“ — Der Alte warf sich stolz in die Brust: „Ick bin heine halte Militäre, — heine halte Militäre ißt keine Bettlersuppe. Der Teufel ole das Harmenverein,“ und goß voll Unmuth seinen Schnaps hinunter. Das sei nur zu wahr, bestätigte das Kienholzanni, das in Küche und Stube ab und zu ging, — den Armenverein habe der Teufel aus der Hölle gebracht. Mit ehrlichem Betteln könne man sich gar nicht mehr durchbringen. Es wisse mehr als drei Dutzend Häuser, wo früher alle Samstage Kreuzer ausgetheilt worden seien, — da heiße es jetzt, wenn man an der Glocke ziehe: Wir geben es dem Armenverein, haltet euch an den Armenpfleger, — da helfe kein Jammern und nöthlich thun. Vom Armenpfleger aber erhalte man, wenn's gut gehe eine Portion Klostersuppe. Ob denn die Leute meinten, man trinke nicht auch gern Kaffee und habe zuweilen ein Gelüste nach einem Stücklein Käs oder einer Wurst? — Es nehme einen nur Wunder, wo all das Geld hinkomme, welches der Armenverein den armen Leuten abzwacke; es werde wohl nicht mit rechten Dingen zugehen und ein guter Theil davon den Herren an den Fingern kleben bleiben; sonst bekäme man mehr, als nur so etwa ein oder zwei Brodlaibe in der Woche oder alle Tage ein Tröpflein Milch. Wenn es nicht etliche gute Frauen in der Stadt wüßte, die noch Religion hätten und von dem neuen Zeug nichts wissen wollen, es wüßte, si Gottseel, nicht mehr wie's machen.

— — „Gelobt sei Jesus Christ!“ — Der neue Gast, der mit diesem frommen Gruße auf den Lippen in die Stube trat, war ein langer, baumstarker Kerl mit eben so verschlagenen als verwegenen Blicken. Besser als seine Gestalt stimmte

seine Kleidung mit der gottseligen Anrede überein; er trug nämlich einen dunkeln, bis fast zu den Knöcheln reichenden Rock nebst abgetragenen schwarzen Beinkleidern, wozu freilich die alte Militärmütze wie eine Faust auf's Auge paßte. Die drei Schnapstrinker starrten den Eintretenden eine Weile verwundert an, worauf zuerst Poveretti in ein schallendes Gelächter ausbrach, in welches bald auch der Apostelkopf und der Lumpenkübler einstimmten. „Bist ein Pfaffe geworden, Meerkrebs?" — frug Poveretti, als ihn das Lachen zu Worte kommen ließ. „Bin eben daran mich bekehren zu lassen, war die Antwort. Ist eine plaisirliche Geschichte." — Er solle erzählen, rief der ganze Chor. — „Sind jetzt etwa vierzehn Tage, daß ich halb im Dusel, halb im Katzenjammer vor einer Klosterpforte lag, keine Santine in der Tasche, geschweige einen Halbbatzen zu einem Schnapse. Auf einmal finde ich mich im Redzimmer wieder und etliche Nonnen reden mir durch ein Gitter vom Pfad zur Tugend und von der ewigen Seligkeit und lassen mir dazu gutes Essen und Trinken aufstellen. Ist nicht so schlimm, als wie man sich einbildet, der Weg zur Tugend, dachte ich, und ließ sie nach Herzenslust an mir bekehren. Wurde also ein anderer Mensch, nahm den Katechismus zur Hand, ging fleißig zur Vesper und Mette, erhielt angemessene Verköstigung und vom Klosterbeichtiger sothanen Rock nebst Hosen, worin mir freilich erst etwas ungewohnt war." — Er habe es auch schon einmal probirt, meinte der „ausgewiesene Tessiner" — es sei aber gegen seine Natur, lange bei der gleichen Hantirung zu bleiben; zudem würde es in die Länge verteufelt langweilig und man werde zu fett dabei. — „Kömmt einem freilich hart an — den ganzen Tag kein ordentlicher Fluch, kein Kartenspiel, kein Schnaps — herumschleichen gesenkten Kopfes und mit niedergeschlagenen Augen und Abends mit den Hühnern zur Ruh. Bin deßhalb heut, als die Mette aus war über die Klostermauer ausgeflogen." —

Es war freilich für den Meerkrebs ein wahres Kinderspiel bei geschlossener Klosterpforte den Umweg über die Mauer zu machen. War er ja in jüngern Jahren einmal als Galeerensträfling und Staatspensionär seiner Majestät beider Sicilien sammt Ketten und Eisen vom hohen Castell in's Meer gesprungen, war tauchend den nachgesandten Schüssen entronnen, erreichte nach langem Schwimmen sicheres Land und entkam endlich, Italien seiner ganzen Länge nach als Pilger durchziehend, in die Heimat. — —

Die Dunkelheit war längst eingebrochen. In den Hals einer Flasche gesteckt brannte auf dem hinkenden Tische eine dünne Kerze, neben welche Anni eine dampfende duftende Schüssel frisch gebackener „Strübli", „Chneublätzen", „Hirzenhörnli" und „Fotzelschnitten" *) stellte. Da traten des Lumpenküblers zwei hoffnungsvolle Töchter, Bethi und Lisi in die Stube. Sie sahen, obschon es Werktag war, sehr aufgedonnert aus, trugen hoffährtige Kappen mit vielen farbigen Bändern und Blumen, sammtene Vorstecker und seidene Fürtücher, aber dieß alles keineswegs von erster Frische, sondern zerknittert und entfärbt; und hätte einer seine aufmerksamen Blicke statt auf die Kappen auf die Schuhe gewendet, so würde er nicht eben die erbaulichsten Entdeckungen gemacht haben, da Lisi, welche ihre Sohlen auf den Tanzböden durchgerutscht, auf den bloßen Strümpfen lief, Bethi aber eine ihrer Zehen durch das Oberleder Luft schöpfen ließ. An den Strümpfen waren die Fersen längst dahingegangene Bestandtheile, und würde man eine unparteiische Untersuchung noch weiter, etwa auf die Wullhemmli **) erstreckt haben, so wären die Resultate schwerlich befriedigender ausgefallen.

Bethi und Lisi waren heute als an einem Markttag schon früh, d. h. sobald sie aus den Federn gemocht, nämlich

*) Allerlei Backwerk.
**) Wullhemmli = Unterrock.

Morgens zwischen neun und zehn ausgezogen. Wo sie seither gewesen, was sie vollbracht, — darüber Auskunft zu verlangen fiel weder Vater noch Mutter ein. Wären Lisi oder Bethi oder allebeide erst am andern Morgen heimgekommen, der Lumpenkübler und das Kienholzanni hätten deßhalb nicht minder ruhig geschlafen. Die Meitschene, sagten sie, seien alt genug, für sich selbst zu schauen. Heute fand sich jedoch der Kübler zu einer ausnahmsweisen Bemerkung veranlaßt: „was es mit dem fremden Herrn sei, der diesen Abend im Galgenhölzli herumgestrichen? Die Meitschene sollten einandermal ihre Liebsten anderswohin bestellen.“ — Bethi sagte, das gehe sie nichts an und setzte sich faul auf die „Kunst“. Lisi dagegen, welches heute keinen guten Markt gehabt, meinte, es habe zwar auch keinen bestellt, aber es wolle doch hinausgehen und nachsehen; wenn's ein hübscher und reicher sei, wäre es schade ihn stehen zu lassen.

Lisi war noch nicht lange fort, so begann jemand heftig an das lose lotternde Fenster zu klopfen. „Es ist die Waldgreth“ — lachte Poveretti, der zunächst saß. Er solle die alte Hexe mit einem Stecken vom Hause jagen, meinte Bethi. „Warum? erwiederte der nachgemachte Tessiner. War ja auch einmal ein Ding wie du, die Waldgreth, das in Sammt und Seide an die Jahrmärkte lief und auf keinem Tanzboden fehlte. Kein hoffährtigeres Jüngferchen ging je zum Baselthor hinein“ —. Die Thür ging auf und die Waldgreth kam tanzend hinein, — ein altes abgemagertes runzlichtes Weibsbild mit wirrem Blicke, rothen triefenden Augenliedern und Kleidern, die ihm in Fetzen am Leibe hingen. Am Arm trug es einen Korb mit Brodrinden und halb abgenagten Knochen gefüllt. Oben auf lag eine todte Krähe. „Seht den Fund, — seht den Braten!“ — rief die Waldgreth, ihre Krähe an den Beinen fassend. „Habe sie ab einem Scheunenthor gerissen — — gibt mir eine gute Suppe, — Hexensuppe, — Bettlersuppe! — — Versteh' mich auf Sup-

pen! Bin ich nicht die beste Köchin der Stadt gewesen? Hab' ich nicht den Herrschaften kochen müssen, das Hochzeitsmal, das Taufemal? — Heisa! jetzt koch' ich Hexensuppen, Bettlersuppen! — Muß ja jetzt betteln gehen, fügte die Waldgreth sich besinnend bei. Ist aber kein gutes Gewerbe mehr, seitdem die guten alten Kreuzer abgeschafft —" und zog bei diesen Worten eine Handvoll Kupfergeld zwischen den Brodrinden und Knochen hervor. „Schaut das neue Geld, das Lumpengeld! — Hab' es bei den Pfaffen erbettelt — sind lauter Pfaffenrappen, lumpige Pfaffenrappen — heisa lumpige Rappenpfaffen — Pfaffenrappen" — und tanzte dazu, mit den Händen die zerfetzte Jüppe schüttelnd, um den Tisch herum.

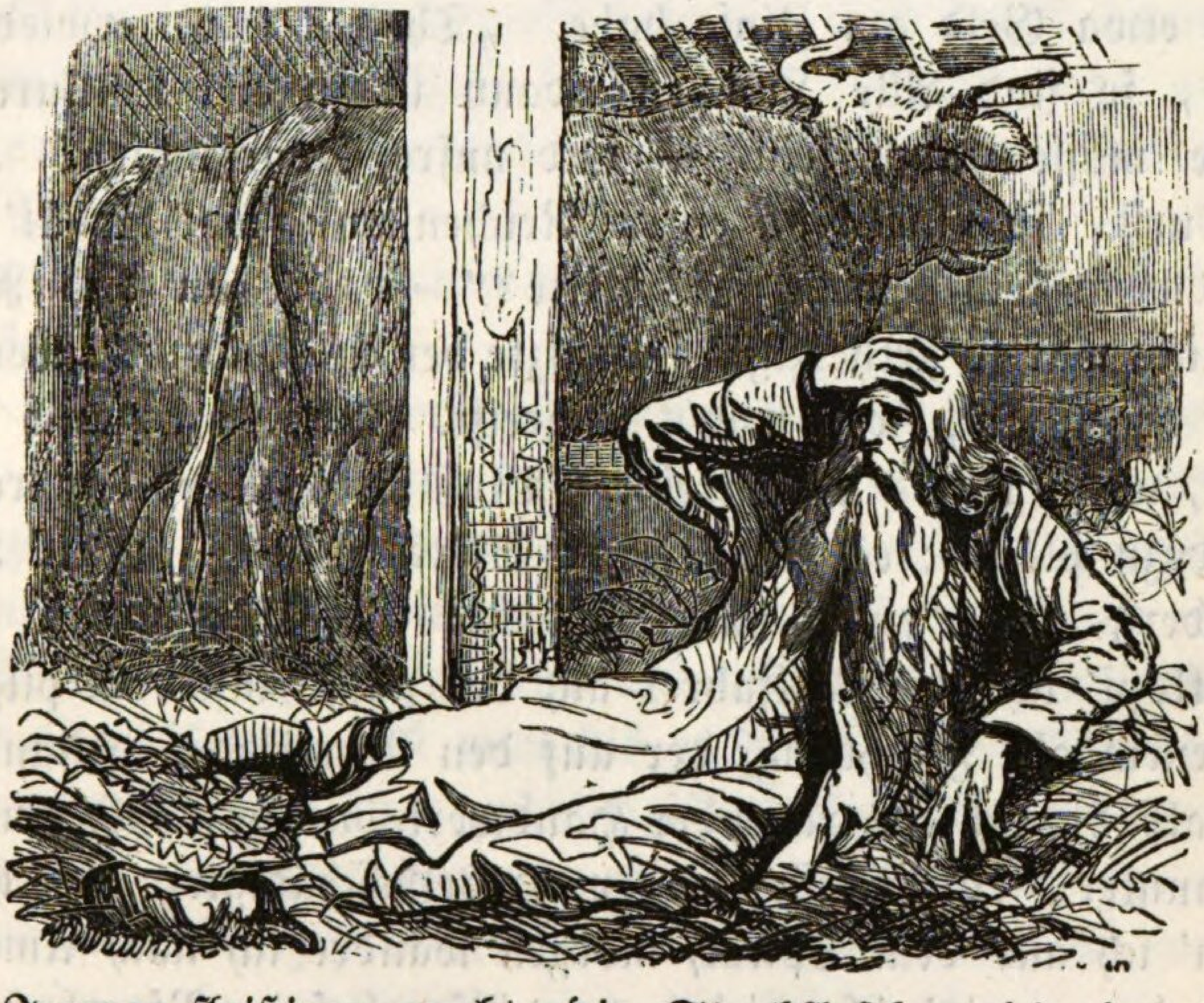


Poveretti schaute den Sprüngen des alten verrückten Bettelweibs mit so innigem Behagen zu, als sähe er das glänzendste Ballet, das je im Hoftheater zu Neapel oder in

der großen Oper zu Paris aufgeführt wurde, wo er in frühern Jahren als reichbetreßter Lakai in Gängen und Vorhallen so manche liebe Stunde müssig herum gelungert war. «Brava, bravissima! Da capo, signora» — und klatschte dazu mit solchem Anstand, als wären seine Hände mit den feinsten buttergelben Glacéhandschuhen bekleidet. Die Waldgreth aber, nicht gewohnt, sich in so fremdartigen Lauten Beifall gespendet zu sehen, stellte sich mit rollenden Augen und fliegenden Haaren vor Poveretti auf, um ihn mit einer Fluth von Schimpfwörtern zu übergießen. Dieser, etwelchen süßen Zwang anwendend, zog die Schöne an seine Seite nieder und beschwichtigte nach und nach ihren Zorn vermittelst des Restes von Brantwein, der sich noch in seinem Glase befand.

Der Apostelkopf hatte sich unterdessen ebenfalls von seinem Aerger über den Armenverein erholt, der „heine halte Militäire" mit Klostersuppe hatte abfüttern wollen. Mit von Schnaps und Begeisterung glühendem Angesicht, lebhafter Mimik und schallender Stimme sang er ein französisches Soldatenlied, welches mit den Worten schloß: vivent la gloire et les amours! Der Apostelkopf durfte dieß mit um so größerem Recht, als er ein Regimentskind, sein Vater ein Schweizersoldat im Dienste des Königs von Frankreich, seine Mutter eine Markedenterin gewesen war. Seine Carriere begann er als kleiner Rataplan; gleich seinem Vater trug er dann die Muskete und ward in Folge der glorreichen Julitage abgedankt. Später gerieth er Malern in die Hände, die seinen charakteristisch schönen Kopf als Modell benutzten, bis nach und nach seine Nase roth und seine Augen triefend wurden. Die Bettelfuhr brachte ihn in seine Heimatgemeinde, der es nun oblag, den Bürger, der weder dort geboren noch von einer Seele gekannt war, dessen Sprache man nicht einmal verstand, in seinen alten hülflosen Tagen zu ernähren und zu pflegen. Der alte Knabe kam, wie man zu sagen pflegt, in die „Kehr", nämlich der Reihe nach von einem Haus

in's andere, um in jedem vier Tage lang gefüttert zu werden. Sein Lager erhielt er dann gewöhnlich im Stall und beim Essen gewährte man ihm gewöhnlich den Vortritt vor dem Haushund, in dessen hölzernem Becken er mit den Resten tractirt wurde, welche die andern übrig gelassen hatten. Die Bedürfnisse an Tabak und Schnaps zu befriedigen, war er genöthiget, an die Straße zu stehen und den Vorübergehenden die Hand zu strecken. Nichts desto weniger sang er jetzt aus voller Kehle: vivent la gloire et les amours! —



Immer fleißiger machte die Strohflasche, die der Lumpenkübler unter der Blouse heimgebracht, die Runde um den dreibeinigen Tisch. Als der Wirth an ihrem Gewichte spürte, daß es nun bald mit ihr zu Ende gehe, wurde es ihm fast schwer um's Herz und gleich einem einzelnen grauen Nebel am unumwölkten Horizont stieg ein Gedanke in seinem Kopfe auf. Es fange doch an ihn Wunder zu nehmen, sagte er, wann denn einmal das Theilen anginge, wovon man schon so lange rede. — „Sobald die armen Teufel keine dummen Teufel mehr sind, meinte der Meerkrebs. Die armen Teufel

haben schon längst das Mehr auf der Welt — sie brauchten nur zu sagen: so muß es gehen! Aber wo die Batzen fehlen, da fehlen gewöhnlich auch Verstand und Courage. Wären alle wie ich gesinnt" — dazu leuchteten die Augen des Zöglings der Klosterfrauen in wildem Feuer. „Da sei Gott vor, widerredete Poveretti, daß es einmal dahin käme!" — „Warum nicht? kreischte die Waldgreth. Möchte auch einmal in einem schönen Hause wohnen und Kutschen fahren und Mägde cujoniren" — Aber der Meerkrebs frug den Tessiner spottend, ob er etwa Geld am Zinse habe. „Theilen wir, erwiederte dieser, so sind Alle Lumpen; dann ist zu viel Konkurrenz. Reiche müssen auch sein — sind unsre Sparbüchsen! Hab ich Durst, so pump' ich einen Reichen an; was wollt' ich thun, wenn keiner mehr was hätte?" — „Wenn das Reich nur nicht wär so artherzig" — seufzte der Apostelkopf. „Kommt Alles drauf an, wie man's angreift. Betteln ist auch eine Kunst, wenn man's recht treibt. Bloß so die Hand darstrecken und dazu plären: es Almuese dr Gotts Wille — pfui! Kein Wunder, wenn einer dabei schlechte Geschäfte macht. Bei dem klopf' ich als Wallfahrer an, der nach Einsiedeln pilgert, bei jenem als Flüchtling, der auf den Barrikaden gestanden; — bald bin ich ein reisender Handwerksbursche, bald ein Abgebrannter, ein Wasser- oder Hagelbeschädigter; — heute komm' ich aus dem Spital, morgen wandre ich nach Amerika aus, dann reis' ich wieder von Pfarrhof zu Pfarrhof und von Kloster zu Kloster auf der lateinischen Zehrung als armer demüthiger Theologe. Will euch nur ein kleines Exempel erzählen. Lagen gestern unser etliche gute Kameraden beisammen im Schatten — hätten gern einen Schnaps erworben, besaß aber keiner einen rothen Kreuzer mehr. Seh' da auf einmal eine meiner Sparbüchsen, einen guten alten Kunden, des Weges daher kommen. Paßt auf, sag' ich, und seid im rechten Augenblick zur Hand — in Zeit einer Viertelstunde schaff' ich Rath zum Schnaps. — Thue also, als ging

ich auf der Straße meines Weges. Plötzlich lass' ich mich zu Boden fallen, schreie was mir aus der Kehle mag und schlage dazu mit Händen und Füßen drein. Da ist Einer, hat das Weh, denkt mein Kunde, will behülflich sein und mich aufrichten; ich aber, nicht faul, mache mich steif wie ein Scheit, und fechte mit allen Vieren nicht anders, als eine Windmühle. Was fängt der barmherzige Samariter in seiner Herzensangst an? Just was ich calculiret hatte! — Ruft meine Kameraden herbei, sie sollten mich nach Christenpflicht in's nächste Haus hineintragen und wohl besorgen, und drückt dann noch jedem ein schön Trinkgeld in die Hand. Gab nicht nur zu einem Schnaps, sondern eine pompöse Ribotte bis tief in die Nacht hinein."

Dem Streich wurde wie billig ein allgemeiner schallender Beifall zu Theil.

„Siehst du, Meerkrebs, dafür muß es Reiche geben auf der Welt." — „Wäre doch ein Jux einmal so recht nach Herzenslust die Geldprotzen und Schmeerbäuche zausen zu können, die verschimmelten Thaler zu vollen Händen auf die Gasse hinaus zu werfen und den vollen Weinfässern die Böden einzuschlagen, daß man bis zu den Knöcheln darin herumpflotschen könnte; dazu müßten über allen Dächern die rothen Flammen zusammenschlagen und leuchten, und die zimperliche Weibsame, die jetzt unter ihren Sonnenschirmen hervor nach unsereinem so verächtlich über die Achsel schaut, die müßte Tafelmusik machen mit ihrem Geheul und Gekreisch." — Die Waldgreth that einen gellenden Jauchzer bei dieser Rede — „leuchte, leuchte du rother Hahn, — singt uns vor ihr seidenen Püppchen, — fließe du goldgelber Wein dem Bache zu" — —

Die alte Hexe unterbrechend stimmte Poveretti an:

„Ein freies Leben führen wir" —

welches Lied sodann von der ganzen Gesellschaft im Chor gesungen wurde. —

Lisi war längst mürrisch und unverrichteter Sache heimgekehrt, — hatte den fremden Engländer nirgends mehr gefunden. Unterdessen war es tiefe Nacht geworden. Das dünne Unschlittlicht beleuchtete mit düsterer röthlicher Flamme das verwogene Verbrechergesicht des Meerkrebses, die wallenden weißen Haare des Apostelkopfes, die schlaue Physionomie des Schalkes Poveretti, die irren unheimlichen Züge der verrückten Waldgreth, Kienholzanni's braune Runzeln, das röthlich strahlende, wie der Wald im Lenze knospende Antlitz des Lumpenküblers, — während Bethi und Lisi, welche ihren zerknitterten Putz noch nicht abgelegt hatten, in dämmerigem Zwielicht auf dem Ofensitz eingeschlafen waren.

In einem andern Winkel der Stube lag auf bloßem Boden ein einfacher Laubsack. Durch ein scheibenloses Fenster schien der helle Vollmond darauf. Da lag Rudeli schlummernd ausgestreckt. Blendendweiß erschien im Mondlicht die breite, wolkenlose von braunen Locken beschattete Kinderstirn. Ein Bild bewußtloser Unschuld, künftiger Kraft und geistigen Ritterthums lag der Knabe da unter den Gaunern in der Bettlerstube.

Das war freilich dem Kinde nicht an der Wiege gesungen worden, daß es einst neben den Kutschen fremder Herrschaften werde das Radschlagen und auf der Landstraße Dünger auflesen müssen. Es war der Sprößling eines jungen, glücklichen, im Ueberfluß lebenden Paars. Zwei plötzliche Gewitterschläge hatten unvermuthet das Gebäude des Glücks dieser drei Menschen zertrümmert. Der Mann fallirte, die Frau starb. Rudeli's Vater theilte den kleinen Rest seiner Habe in zwei Theile. Mit der einen Hälfte zog er nach Amerika, um ein neues Glück zu suchen. Die andere Hälfte vertraute er sammt dem Kinde seinem Geschäftsfreunde, dem Notar Nehrlich an, dem bestbeläumdeten Manne der Stadt, mit dem Versprechen und Vorsatz, alle seine Kräfte auf's äußerste anzuspannen, um mindestens so viel zu erwerben, dem Knaben eine sorgfältige

Erziehung zu Theil werden zu lassen. Seither waren an die Ordres des Notars Nehrlich von Jahr zu Jahr größere Wechsel aus Amerika eingetroffen. Rudeli aber war verkostgeldet beim Lumpenkübler im Galgenhölzli. —

— — Wenn die Morgensonne die Gipfel der Waldbäume vergoldet, da ist ein munteres Leben los auf den dunkelgrünen Tannen und den goldgrünen Buchen. Die Eichhörnchen jagen sich knurrend um die alten Stämme und die Nußhäher wiegen sich auf den Zweigen und krächzen bald wie ein weinendes Kind, bald wie eine miauende Katze oder wie ein



hoch in den Lüften kreisender Weih, oder spotten der Drosseln, die auf den obersten Gipfeln der Tannen sitzen und singen. Mitten unter Eichhörnchen, Nußhähern und Drosseln saß Rudeli im Wipfel eines Waldbaumes und johlte und ließ den Morgenwind durch seine braunen Locken und die Löcher seines blöden Hemdchens und seiner zerrissenen Hosen ziehen.

In der von einer Wildniß von Dornen und Gestrüpp umwucherten Hütte des Lumpenküblers wachte noch niemand,

als Kienholzanni. Der Hausherr selber war von Alters her gewohnt, aus Tag Nacht und aus Nacht Tag zu machen, denn sein Gewerbe, nämlich nicht das Kübeln, sondern das Freveln, lief am besten in mondhellen Nächten. Lisi und Bethi hatten auch noch keinen genügenden Grund gefunden, aus dem Federbett zu schlüpfen, da für sie keineswegs die Morgenstunde, sondern vielmehr umgekehrt die späte Abendstunde Gold im Munde führte.

Was Kienholzanni heute extra früh aus den Federn getrieben hatte, war eigentlich nicht die Sorge um ihren Bohnenplätz oder ihren Flachs gewesen; denn gleich ihren Töchtern, die nicht spannen und nicht strickten und dennoch einhergingen gleich den Lilien des Feldes, so folgte auch die Mutter dem salomonischen Spruch; sie säete nicht und erntete nicht und doch war die rußige Küche im Galgenhölzli in der Regel besser bestellt, als in manchem stattlichen Bauernhaus, wo die Bäurin sich von früh bis spät keine Ruhe gönnt ihren Pflanzplätzen zu liebe und in dessen geräumigem Schornsteinschooß die Seiten und Schinken von mindestens zwei Dreizentnerigen hangen. Der Grund des Frühaufstehens bestand vielmehr in einem Extrakurrier der Lebkuchenfrau beim Thor, der schon in frühster Frühe die dringliche Botschaft gebracht hatte, der Lumpenkübler solle ja nicht fehlen, sich sogleich auf den Weg zur Stadt zu machen, um sich beim Herrn Notar Nehrlich einzufinden, der ihm etwas dringendes mitzutheilen habe. Da nun der Lumpenkübler noch am ausschlafen seines gestrigen Rausches war, da Ehegatten keine Geheimnisse vor einander haben sollen, da sich Kienholzanni als das natürliche alter ego des Lumpenküblers betrachtete und insbesondere da dasselbe äußerst neugierig war zu erfahren, was der Herr Notar so pressantes zu berichten habe, — so ließ es den Gemahl vorläufig fortschnarchen, bereitete sich einen guten Kaffee sammt einem Eierdätsch *) und begab sich dann statt des Lumpen-

*) Eierdätsch = Eierkuchen.

küblers auf den Weg. Vorher aber rief sie den Rudeli herbei, — nicht etwa um das Frühstück mit ihm zu theilen, sondern um ihm ihre Instruktionen für den heutigen Tag zu ertheilen.

Das Vergebenfressen, sagte Anni, müsse einmal aufhören; er wäre afe wohl groß, den ganzen Tag zu gvätterle *) und es wäre nun an der Zeit, daß er sich nützlich mache und etwas verdiente. Er solle damit anfangen, auf die Landstraße zu gehen; komme dann eine Kutsche, so solle er nachspringen und nur nicht lugglassen **), man möge ihn noch so hart anbrüllen, insbesondere wenn es ein Zweispänner oder gar ein Vierspänner sei — zuletzt würden die Herrschaften müd vom bloßen Zulugen, und würfen ein Almosen heraus, nur um ihn abzukommen. Auch bei Fußgängern, wenn sie gute Kleider anhätten, könne er es probiren; er solle sagen, der Vater sei gestorben, die Mutter krank und daheim hätte er noch sieben kleine Geschwister, die nichts zu essen hätten. Zur Abwechslung könne er auch sagen, die Geiß sei ihnen krepirt und sie hätten keinen Tropfen Milch im Haus — letzteres schlage besonders bei dicken Bauerfrauen, die vom Markte kämen, wohl an. Zwischen ein könne er Mist auflesen, welchen man zwar nicht selber brauche, da das betteln mehr abtrage als das Pflanzen, aber bei den Bauern gegen Gigertschiwasser umtauschen könne.

„Machst du deine Sache gut“, fuhr Kienholzanni fort, „so darfst du dann bald mit dem Sack ausziehen, bei den reichen Bauern Eier, Erdäpfel und Aepfel zu betteln, — hast dann das lustigste Leben, triffst viele Kameraden an, bleibst in den Ställen übernacht und brauchst nicht heimzukommen, bis der Sack voll ist. An Markttagen darfst du dann aber auch in die Stadt und kannst, wenn es brav Kreuzer giebt, Wecken und Zuckerkandel kaufen.“

*) Gvätterle = spielen.

**) Lugglassen = sich entmuthigen lassen.

„Stehlen", schloß die Alte, „darfst nicht, aber wenn du etwas findest, so nimm's mit und bring's heim; besonders aber nimm dich vor den Landjägern in Acht." Hierauf bekam Rudeli einen alten Kratten und eine hölzerne Schaufel in die Hand und wurde vor die Thüre gestellt.



Kienholzanni aber, in vollständiger Geschäftstoilette, nämlich einer Jüppe, daran die Fetzen herunterhingen, gleich den Eiszäpfen von einem alten Strochdach, ein verwaschenes rothes Sacktuch um den Kopf gebunden und den ordonanzmäßigen Bogenkorb am Arm, in welchem der Form wegen einige Büschel

Schwefelhölzchen lagen, machte sich auf die Sohlen nach der Stadt zu Herrn Notar Nehrlich.

Notar Nehrlich war ein strenger Mann. Er hatte eine Glatze, über welche er einige lange, safrangelbe, am Hinterkopf angewachsene Haare zu kämmen pflegte, — ein ziegelrothes Gesicht, eine spitze Nase, dünne Lippen, eine Schreibfeder hinter dem Ohr und sah immer sehr erzürnt über die sündige Menschheit aus. Auch nahm er durchaus kein Blatt vor's Maul, seine Indignation über einen gefallenen Sünder auszusprechen, weßhalb er aber auch als der brävste Mann der Stadt galt. Seine Frau hatte das geistliche Departement unter sich. Sie war ein eifriges Mitglied mehrerer frommen und mildthätigen Schwesterschaften, kleidete sich nicht anders als in grau oder braun und durfte keinem Menschen gerade in's Gesicht schauen. Kienholzanni zählte die Frau Notarin zu ihren besonderen Gönnerinnen, bei welcher es niemals zuzusprechen ermangelte, wenn seine „Geschäfte" es nach der Stadt führten.

Keuchend, seufzend und vorübergebückt erschien es vor seiner Gönnerin. „Wie geht's, Anni"? — „Gar erschröckeli bös" —, war die Antwort. Es könne den Athem schier nicht finden und werde täglich schwächer; auch habe es heute noch nichts Warmes gehabt, — sie hätten eben im ganzen Hause nichts anderes, als ein Paar alte Brodrinden, die sie von guten Leuten z'Gottswille bekommen, und ein Tröpflein Geißmilch für den Rudeli. Der Verdienst sei eben gar zu schlecht. Er habe umsonst die ganze Woche Arbeit gesucht und die Meitschi dürften gar nicht mehr unter die Leute wegen den bösen Kleidli. Seit dem Erdäpfelprästen wäre es für die armen Leute besser, man schlüge sie gleich todt. Es sei aber eigentlich auch kein Wunder, daß unser liebe Herrgott einmal das Rauhe herauskehre, die Welt sei afen gar zu schlecht und werde noch täglich schlechter. Leider müßten aber die Frommen mit den Gottlosen leiden, sonst wäre es (das Kienholzanni)

nicht in solcher Armüthigkeit und großem Elend. „Laß es nur gut sein“ — erwiederte Frau Nehrlich; „bei der nächsten Kongregation will ich dann wieder ein gutes Wort für dich einlegen für vermehrte Unterstützung“ —, worauf sie für Anni ein Schüsselchen Kaffee aus der Küche kommen ließ, welches nun, während es sein zweites Frühstück genoß, über Alles getreuen Rapport abstatten mußte, was es in den Häusern seiner guten Frauen behorcht und erlauscht hatte.

Unterdessen harrte Herr Nehrlich in seinem geheimen Arbeits-Kabinet, wo er jene Geschäfte abzuthun pflegte, die nicht in den Mund der Leute kommen durften. Die Nachricht, welche er dem Kienholzanni mitzutheilen hatte, war durchaus keine erfreuliche. Unerwartet, unangemeldet war Rudeli's Vater aus Amerika zurückgekehrt, zwar nicht zum Bleiben, sondern um sein Kind zu sehen, sich von seinem Wohlbefinden und guter Besorgung zu überzeugen und dann wieder dahin zu gehen, wohin ihn seine Geschäfte riefen. Es bedurfte keiner langen Auseinandersetzung, um dem Kienholzanni begreiflich zu machen, daß bei bewandten Umständen das schöne Kostgeld für Rudeli in starker Gefahr stehe, was einen sehr fühlbaren Ausfall im Einnahmenbüdget des Lumpenküblers zu verursachen drohte. Nicht minder gute Gründe hatte Herr Notar Nehrlich selber, den Verlust des Oberaufsichtsrechts über Rudeli's Erziehung und das Ausbleiben der amerikanischen Wechsel zu befürchten. Es handelte sich also für beide um die wichtige und schwierige Frage, wie das plötzliche Eintreffen des Amerikaners unschädlich gemacht und derselbe, über die Erziehung seines Kindes getröstet, welches, wie dem Vater vom Notar vorläufig eröffnet worden, aus Gesundheitsrücksichten einer zuverläßigen Familie auf dem Lande zur Pflege übergeben worden war, möglichst bald wieder über den Bach geschickt werden konnte.

Nach einer langen und lebhaften Konferenz kehrte der Notar mit bedeutend erheiterter Miene in seine Schreibstube

zurück. Des Lumpenküblers würdige Gefährtin jedoch begab sich in größter Eile, ohne einmal unterwegs an einer einzigen Glocke zu ziehen, auf den Heimweg. Nur der Lebkuchenfrau am Thor ertheilte sie im Vorbeigehen noch einige wichtige und geheime Aufträge. — Auf der Landstraße traf Kienholzanni den Poveretti an, der den Tornister auf dem Rücken und den Kalabreser auf dem Ohr im Begriffe stand, noch einmal als ausgewiesener Tessiner auf Reisen zu gehen. Anni wußte ihn aber zu bewegen, nach dem Galgenhölzli seine Schritte zu wenden, wo er zur Ausführung eines schwierigen Planes durchaus von Nöthen, da der Lumpenkübler viel zu dumm zu solchen Dingen sei.

Gegen Abend desselben Tages sehen wir zwei Männer auf der Landstraße gehen, welche am Galgenhölzli vorbeiführt. In einem derselben erkennen wir den Notar mit dem Paar saffrangelber Haare. Sein Begleiter ist kein anderer, als der Fremde, welcher gestern im Galgenhölzli an der Eiche gelehnt stand und dem Rudeli zusah, der Mühlen baute.

Als der Notar von der Straße gegen des Lumpenküblers Haus abbog, stutzte der Fremde in sichtlicher Verwunderung und äußerte dann den Wunsch, dem Knaben und dessen Pflegeltern vorläufig noch unbekannt zu bleiben. Was Herrn Nehrlich betrifft, so hellten sich seine erst noch ziemlich umwölkten Züge um so mehr auf, je mehr man sich dem einsam stehenden Hause hinter dem Galgenhölzli näherte. Es hatte sich hier seit heute früh eine wunderbare Veränderung zugetragen. Der Wald von Nesseln, Disteln und anderem Unkraut, der sonst in merkwürdiger Ueppigkeit rings um die Hütte wucherte, war stark gelichtet worden. Vor der Fronte des Hauses, wo gestern noch jahrealter Unrath aufgehäuft gelegen hatte, sah man sogar etwas, das einem Gärtchen glich, nämlich regelmäßig stehende Sträucher und Stauden, welche den Weg zur Hausthüre umsäumten, jedoch weniger der Gartenflora, als der Waldflora anzugehören schienen. Das Stück Pflanzland,

welches dem Lumpenkübler zunächst seiner Wohnung angewiesen worden war, unter der Bedingung, daß seine Frau und Kinder nicht mehr betteln gingen, hatte bis jetzt kein anderes Erzeugniß hervorgebracht, als Hühnerdarm und breiten Wegerich, die jedoch von üppigen Brombeerstauden verdrängt worden waren, über welches Unterholz bereits junge Tannen nebst Eichen- und Buchensämlingen kräftig emporschossen; heute war dort ein reges Leben und es schien, als ob dem angehenden Urwald der Untergang geschworen sei. Mit einer schweren Reuthaue bewaffnet ging der Lumpenkübler in eigener Person unter Schnaufen und Aechzen dem wirren Gestrüppe zu Leibe, während Lisi und Bethi, da die beiden Herren gegangen kamen, drauf los hackten, als gälte es heute noch die halbe Amtei umzukarsten; etliche große Motthaufen wirbelten daneben ihre blauen Rauchsäulen in die Höhe. Vor dem Hause saß Kienholzanni, dießmal in seinem besten Staat und drehte emsig ein Butterfaß. Hinter dem Hause hervor klang es hell, wie das Dengeln einer Sense. Aus dem Geißstall heraus, der seit langem kein anderes lebendes Wesen beherbergt hatte, als zuweilen ein Schwein, aber ein zweibeiniges, nämlich einen oder den andern von des Lumpenküblers Gästen, der zu viel des edlen Schnapses zu sich genommen hatte, — tönte jetzt sogar ein trauliches „Muh“ und zwar in so verschiedenen Tonarten, daß man daraus auf einen Viehstand von mindestens sechs Häuptern schließen mußte. — Rudeli selber, dem eigentlich der Besuch der beiden Herren galt, war höchstens an den großen braunen Augen zu erkennen, denn Anni hatte ihn sauber gewaschen und glatt gekämmt und Poveretti, der heute, da es galt einen Schalksstreich auszuführen, tausend Hände besaß, hatte ihm eigenhändig aus einem von Lisi's Tschöpen ein Wamms und aus einer von Bethi's Schürzen ein Paar Hosen geschneidert. Halb hinter einem Baum versteckt schaute der Bube voll Verwunderung auf das ungewohnte Treiben, dessen Grund er nicht errathen konnte.

Herr Nehrlich grüßte das Kienholzanni mit einem freundlichen „guten Abend, Frau Gevatterin" — und fügte dann bei, ob es erlaubt sei einen Augenblick hier abzusitzen? Er habe mit dem fremden Herren einen Spaziergang gemacht; sie seien nun müde und wünschten ein wenig auszuruhen. Der Amerikaner hatte bald den scheuen Knaben hinter seinem Baumstamme entdeckt und zog ihn, indem er ihm die Hand reichte, aus seinem Verstecke hervor. „Das ist ja der kleine Mühlenbauer von gestern! Sag' mir, mein Kind, wer lehrte dich so kunstreiche Werke zu machen?" — „Der Krättenfritz", — erwiederte Rudeli. „Ein Nachbar" — erläuterte der Notar — „nein, ein Schelm", — widersprach der Bube. — Der Krättenfritz war sonst eigentlich ebenfalls einer der Stammgäste des Lumpenküblers; gegenwärtig aber lebte er als Staatspensionär für einige Monate in der Zurückgezogenheit des Zuchthauses, weßhalb Herr Nehrlich durch eine Querfrage das Gespräch von diesem Thema abzulenken suchte. „Ist vielleicht der Kübelbauer über Feld? Ihr könnt mir glauben, Frau Gevatterin, es thäte mir Leid, hier draußen gewesen zu sein und dem ehrlichen Bauer von altem Schrot und Korn nicht die Hand geschüttelt zu haben." Ihr Mann sei auf dem Acker, aber z'nächst; ein Bauer sei halt ein geplagter Mensch und werde allweg nie fertig, besonders im Sommer. Er werde aber wohl bald kommen. Die Herren möchten sich doch unterdessen in die Stube hinein bemühen. — Es wäre sowohl der neugebackenen Kübelbäurin als dem Notar sehr erwünscht gewesen, den Amerikaner in's Haus hinein zu bringen, da es trotz allen angewandten Künsten im Galgenhölzli dann doch nicht ganz so aufgeräumt und proper aussah, wie zum Exempel um ein emmenthaler Bauernhaus. In der Stube hatte man leichtere Arbeit gehabt; der Fußboden war — zum erstenmal seit Erbauung des Hauses — gewischt, die Spinngewebe weggeräumt und die Schnapsflasche hinter einer Bibel in groß Folio aus des Meerkrebses neu-

angelegter Bibliothek versteckt worden. Der Amerikaner bestand jedoch darauf, im Freien zu bleiben.

Anni zog sich in die Küche zurück, den Gästen ein Kaffee zu bereiten. Dem Lumpenkübler, jetzt Kübelbauer genannt, pressirte es durchaus nicht mit Feierabend machen, sondern er schwang fort und fort mit großer Emsigkeit seine Reuthaue. Die Fremden zu unterhalten mußte also Poveretti hinter dem Hause hervor, wo er bis jetzt gedengelt, d. h. mit einem Kieselstein auf ein Stück altes Eisen geschlagen hatte, — da ein Dengelstock und ein Dengelhammer hier ebenso schwierig aufzutreiben gewesen wären als eine dengelfähige Sense. Ob dieß der Bauer sei? frug der Amerikaner. „Nur der Meisterknecht" —, berichtigte Poveretti, der seinen Kalabreser mit einer Zipfelkappe vertauscht und mittelst eines leichten Anflugs von Kühdünger sich das glaubwürdige Brevet eines Melkers und Stallknechtes ertheilt hatte. „Die Matten und Aecker des Kübelbauers sind wohl weit auseinander; da kann einer allein nicht wohl zu Allem schauen" — fügte er erläuternd bei.

Aus dem Geißstall tönte wieder ein „Muh" im tiefsten Basse, dem gleich ein zweites „Muh" in hohem Tenore folgte, begleitet von etlichen Klängen, welche an das Geläut einer Kühglocke mahnten.

Der Notar und der Amerikaner hatten sich auf einem steinernen Sitze niedergelassen, der sich unter einem nächst der Hütte stehen gebliebenen Waldbaum befand. Ein Antiquarius hätte wahrscheinlich ohne Mühe herausgebracht, daß die Steinbank ein Bruchstück des einst hier gestandenen jedoch längst umgestürzten Galgens sei. Der Amerikaner hielt Rudeli bei der Hand und schaute ihm forschend in's Gesicht; dieser erwiederte fest aus seinen großen braunen Augen den durchdringenden Blick. Er sei groß und stark für sein Alter; aber ob er auch schon etwas gelernt? — „Pfeiffen machen aus Weidenholz und Vogelschläge" — erwiederte der Bube. „Sonst

nichts? — „Radschlagen, aber den Kutschen nach mag ich nicht.“ — Was das heißen solle? wandte sich der Amerikaner an den Notar, der unruhig auf dem Galgenpfeiler hin und her rutschte. Ob der Knabe die Schule nicht besuche?

In diesem kritischen Augenblick trat ein neuer Gast hinzu, der statt des Notars mit salbungsvoller Stimme erwiederte: „aus dem Buche der Natur, welches unser Herrgott in Wald und Feld aufgeschlagen hat, läßt sich am besten lernen was allein Noth thut.“ —

„Unser würdige Herr Pfarrer“, präsentirte Poveretti; — „ein häufiger und stets willkommener Gast in diesem Hause.“ Poveretti hatte diesem Pfarrer selbst die Weihe ertheilt, es war nämlich kein anderer als der Meerkrebs, den der an Hülfsmitteln unerschöpfliche Schalk mittelst eines Paars alter Schnallenschuhe und entsprechendem Hut in einen höchst gelungenen Landpastor umgewandelt hatte, der nun, um in der Rolle zu bleiben, das Paar grauer verwegener Augen möglichst zu Boden schlug und nur wenn er sich unbemerkt glaubte, einen verstohlenen lüsternen Blick auf des Fremden schwere goldene Uhrkette und dessen etwas weniges aus der Tasche ragende Brieftasche warf. — Halb einverstanden nickte der Amerikaner der Rede des Pastors Beifall zu, fügte jedoch bei, ein anderer als ein Hinterwäldler müsse heutzutag auch in gedruckten Büchern lesen können. „Was willst du denn eigentlich werden, Kleiner, wenn du groß geworden bist?“— „Ein Herr“ — meinte Rudeli, ohne sich zu besinnen. „Du magst wohl nicht arbeiten? Es heißt aber: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ — „Vater und Mutter arbeiten auch nicht und essen doch“. — „Was machen sie denn?“ frug der Amerikaner gespannt. „Der Vater geht in den Wald und trinkt Schnaps, — die Mutter“ — —



Poveretti unterbrach den Buben mit der Meldung: die Bäurin lasse die Herren zu einem Kaffee einladen, wenn es ihnen nicht zu gering sei, in ihre schlechte Stube einzutreten. „Von Herzen gern", erwiederte Herr Nehrlich hastig. „Treten wir ein, wandte er sich dann an den Amerikaner. Die guten Leute würden es als eine Geringschätzung betrachten, wenn wir ihre Einladung verschmähten." Der Fremde folgte dem Notar, indem er den dunkellockigen Buben an der Hand führte, ohne Widerrede. Erst jetzt begann derselbe seine Umgebung mit schärfern Blicken zu mustern. Als sie beim Geißstall vorbeigingen, schallte ihnen wiederum Rindergebrüll und Kuhglockengeläute entgegen.

Auf dem dreibeinigen Tisch stand dießmal die dampfende Kaffeekanne und der Milchtopf, — das Geschirr hatte Herr Nehrlich herausgeschickt, leider aber waren in der Eile die Löffel vergessen worden; so paßten nun freilich des Lumpenküblers Paar verrostete runde Blechlöffel schlecht zu den eleganten Tassen des Notars. Neben der Kaffeekanne stand eine Schüssel mit hochaufgeschichteten dampfenden Strübli, welche Anni zu machen verstand, der reichsten Bäurin zum Trotz.

Der Lumpenkübler war endlich auch eingerückt und wurde dem Amerikaner als einer der angesehensten Bauern der Gegend vorgestellt; er verhielt sich aber sehr zurückhaltend und schweigsam und schielte bloß zuweilen sehnsüchtig nach dem Brett hinauf, wo hinter der großen Bibel die Schnapsflasche versteckt stand. Bethi und Lisi dagegen warfen, mit dem würdigen Herrn Pastor zur Wette, verlangende Blicke auf des Amerikaners Uhrkette, nicht unterlassend durch allerlei kokette Manöver die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zu ziehen. Je wortkarger der improvisirte Landwirth sich erwies, um so gesprächiger wurde die Hauswirthin, sonst Kienholzanni genannt, und unterhielt mit großer Zungenfertigkeit ihre Gäste über Schweine-, Hühner- und Kinderzucht, Flachsbau

und Milchwirthschaft, von welch letzterem Zweig des Bauernwesens sie mit um so größerer Sachkenntniß reden durfte, als sie so eben beschäftigt gewesen war, das Buttern in dem geliehenen Ankenkübel in Ermanglung von Rahm mit klarem Bachwasser zu probiren. Nebst dem Notar und dem Pastor nahm auch des „Kübelbauers" Meisterknecht lebhaften Antheil am Gespräch. Der Amerikaner begnügte sich, aufmerksam zuzuhören und die Gesellschaft im Stillen zu beobachten.

Da steckte unversehens die Waldgreth den Kopf zur Stube herein.

„Juheh, rief sie, — schon wieder Bettlerkilbe! Da wird unserein wohl auch dabei sein dürfen? — gehöre ja auch zur Zunft, — nicht wahr Schnapsbrüderlein?" — Kienholzanni machte sich sprungfertig, der unberufenen Schwätzerin mit den zehn Nägeln in's Gesicht zu fahren; aber Poveretti winkte ab. „Eine arme Närrin", belehrte er die Gäste, „die hier zuweilen den Gottswillen empfängt. Komm ein andermal Greth", fügte er bei, „du siehst, es sind jetzt Herren da." — „Saubere Herren, die beim Lumpenkübler zu Gaste sitzen und an seinem Tische Bettelsuppen lappen! Lumpenherren, Bettlerherren, Bettlerlumpen, Lumpenbettler, — — alle gleiches Pack, Lumpenpack, Bettlerpack — die Waldgreth gehört auch dazu; macht ihr Platz, ihr Herren Lumpenbettler! — Platz da beim Bettlerschmaus! Herunter mit der Flasche, die sich dort hinter dem schwarzen Buche versteckt, — herunter mit der Schnapsflasche, Schnapsbrüderlein!" — „Schafft uns die Rasende vom Halse", — rief der Notar, blaß wie ein Leintuch. Der Lumpenkübler übernahm die Exekution. Aber zum Schiebfenster herein schrie die Waldgreth: „Hast die Ofenstange gemolken, Bettelmutter, Hexenmutter, deinen Ankenkübel zu füllen? oder hast die Nidle *) oben ab dem Bach

*) Nidle = Rahm.

genommen?“ — Tanzte dann, die Röcke schüttelnd, vor der Hütte herum. „Hast dir einen schönen Garten angelegt, Lumpenkübler, seit gestern! — Die Meien hat das Hexenanni wachsen lassen übernacht“ — und griff nach einer der blühenden Stauden, die ihr wurzellos in den dürren Händen blieb; darüber brach die tolle Greth in ein jubelndes Gelächter aus. „Schaut, schaut den Hexengarten!“ — und faßte Sträucher und Stauden, eines nach dem andern und riß die wurzellosen, die nur lose im Boden steckten, aus der Erde.

Kienholzanni war nicht länger zu halten. Wüthend stürzte es zur Thüre hinaus, die Waldgreth zum Schweigen zu bringen. Ob diesem Lärm und Geschrei öffnete sich der Geißenstall und der Apostelkopf, welchem der Regisseur Poveretti bei der heutigen Vorstellung die Gesangpartieen der hinter der Scene spielenden Rothblösche und Schwarzschecken zugetheilt hatte, streckte vorsichtig sein weißgelocktes Haupt heraus. — — —

Ueber all diese Enthüllungen war Herr Nehrlich, — vor Schreck und bösem Gewissen an Gliedern und Zunge gelähmt, — in seinen Stuhl zurückgesunken und stotterte etwas von gesunder Waldluft, welche der Arzt dem schwächlichen Kinde verordnet habe. Zornfunkelnden Blickes stand der Amerikaner vor ihm — „Schurke!“ — — Doch senkte sich bald wieder sein erhobener Arm, seine zorngeröthete Stirne entfärbte sich wieder. „Dem Zuchthaus werden Sie, Herr Notar, und ihre würdigen Helfershelfer doch nicht entrinnen“ — und der Amerikaner wandte ihm verächtlich den Rücken, faßte Rudeli bei der Hand und verließ mit dem Knaben des Lumpenküblers Haus, den Fußpfad einschlagend, welcher durch's Galgenhölzli nach der Landstraße führte.

Als die Komödie, in welcher Poveretti mit Lust und Liebe eine Hauptrolle übernommen, sich tragisch zu entwickeln begann, hatte der Schalk nichts eiligeres zu thun, als sich aus dem Staube zu machen, den „Kübelbauer“ und die

„Kübelbäurin“ sammt dem Notar ihrem Schicksal überlassend. Auch der Lumpenkübler fand die Stubenluft zu schwül und suchte, die allgemeine Verwirrung benützend, bei Zeiten das Freie. Lisi und Bethi waren gegangen, ihre zehn Paar Nägel der Mutter zur Verfügung zu stellen. Nur der Herr Pastor, sonst Meerkrebs, hatte ausgehalten und unter der Thüre lauernd der Dinge geharrt, die nun vorkommen würden.

Als der Amerikaner den Rudeli bei der Hand ergriff, und sich anschickte, das Haus zu verlassen, machte sich auch der Meerkrebs, mit langen Schritten dem Galgenhölzli zueilend, davon.

Es war schon tiefe Dämmerung eingebrochen, als der Vater und sein Kind den Steg überschritten, der über den Bach führte. Wäre es heller gewesen, so hätten sie vielleicht eine lange schwarze Gestalt entdeckt, die sich jenseits des Stegs hinter dem Stamm einer Eiche zu verbergen suchte. Kaum waren die beiden Wanderer an der Eiche vorbei, so sprang der Meerkrebs, einen Knittel schwingend, aus seinem Verstecke hervor.

Ein kurzer Wortwechsel, — knickende Aeste, — rauschendes Laub, — ein dumpfer Schrei und ein schwerer Fall. Dann eilige Schritte und endlich tiefe Stille. — — —

Kurze Zeit nach diesem Vorfall fuhr ein Mann aus der Schweiz kommend und von einem braungelockten Knaben begleitet von Havre nach Amerika ab.

Der Meerkrebs war zum großen Leidwesen der Klosterfrauen, die sich auf dem besten Wege wähnten, dem Himmel ein verlorenes Schaf zurückzuführen, spurlos verschwunden. Nicht lange, so verließ auch der Lumpenkübler sammt Familie seine Hütte im Galgenhölzli und zog aus der Gegend. Notar Nehrlich galt noch längere Zeit als der brävste Mann der Stadt, bis er schließlich zu männiglicher Verwunderung wegen falschen Wechseln in's Zuchthaus kam.

Als der Herbst das Laub entfärbte im Galgenhölzli, klapperte Rudeli's Mühle noch immer nächst dem Steg am Bach. Von der Landstraße her tönte eine helle Stimme:

«Oggi qui, domani la — —»



Es war Poveretti, der im dünnen Sommerröckchen und braunen Kalabreser seines Weges fürbas zog.

Locke. — John Toland. — Anthony Collins. — Der Graf von Shaftesbury. — Woolston und Annet. — Tindal und Ilive. — Thomas Chubb. — Thomas Morgan. — Vicomte Bolingbrocke. — Dodwelle und Hume.

Inhalt des zweiten Theiles: Vorwort. — Einleitung. — Jean Bodin. — Peter Bayle. — Bernhard von Mandeville. — Deistische Plänkler. — Jean Jacques Rousseau. — Claude Adrian Helvetius. — Voltaire. — Denis Diderot. — La Mettrie — Holbachs natürliche Geschichte des Aberglaubens. — Das System der Natur. —

Die Lehren dieser Repräsentanten der religiösen Aufklärung sind aus den Quellen dargestellt und rein objektiv und geschichtlich gehalten, frei von allem Terrorismus und Fanatismus des Partei-Interesses. — Ein Werk der Art existirt in unserer Literatur noch gar nicht.

Der dritte Theil: **Die deutsche Aufklärung,** ist unter der Presse.

Spezielle

Pathologie und Therapie

der

nutzbarsten Hausthiere

für

Thierärzte und gebildete Landwirthe.

Von

J. J. Rychner,

Professor der Thierheilkunde in Bern.

2 Theile. 8. geh. 46 Bogen.

Preis: Fr. 7. 50 Cts. — fl. 3. 36 kr. — Thlr. 2. 7½ Ngr.

Dieses Werk ist das Resultat eines dreißigjährigen theoretischen und praktischen Studiums und reiflicher Prüfung; es umfaßt dasselbe alle sich in Mittel-Europa konzentrirenden innerlichen Krankheiten der nutzbarsten Hausthiere, und soll nicht nur dem praktischen Thierarzte, sondern namentlich auch **dem gebildeten Landwirthe** ein unentbehrliches systematisches und praktisches Handbuch sein. Frühere, schon in mehreren Auflagen erschienene Werke des Verfassers (Hippiatrik, Bujatrik u. s. w.) haben bereits seinen Ruf hinlänglich begründet, so daß die gegenwärtige Schrift keiner weitern Empfehlung bedarf.

Druck von J. Gaßmann, Sohn, in Solothurn.

